



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

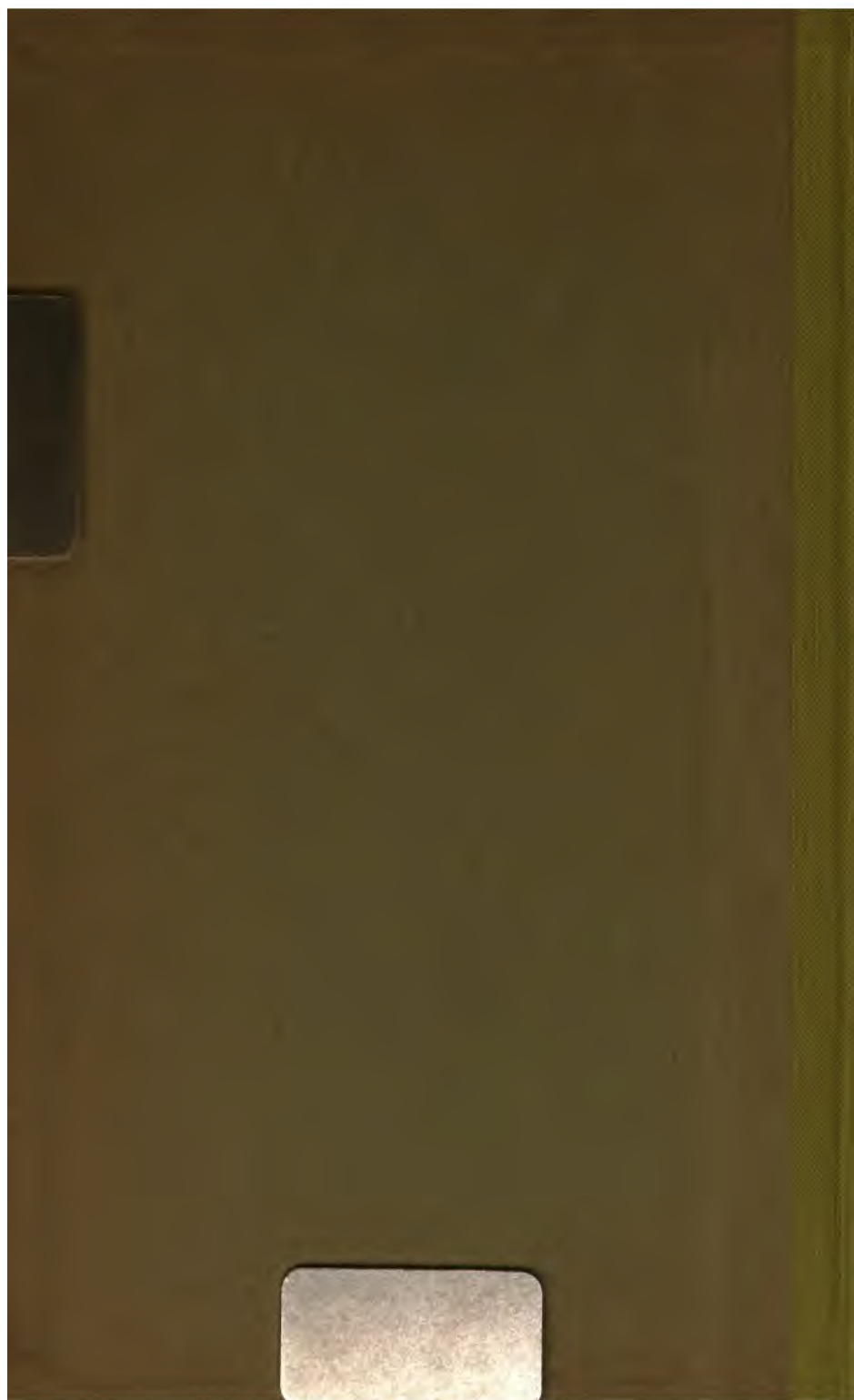
Über Google Buchsuche

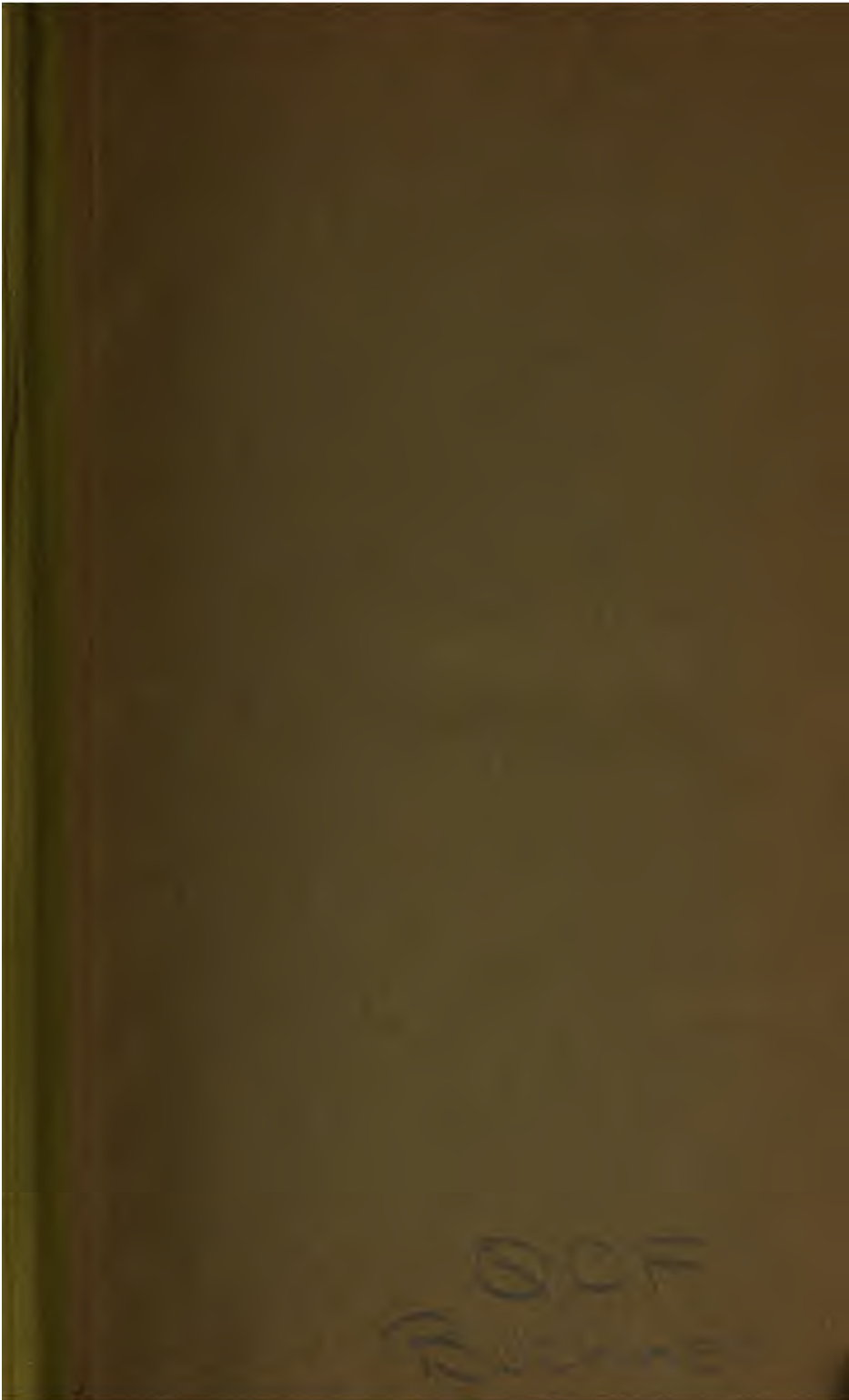
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES

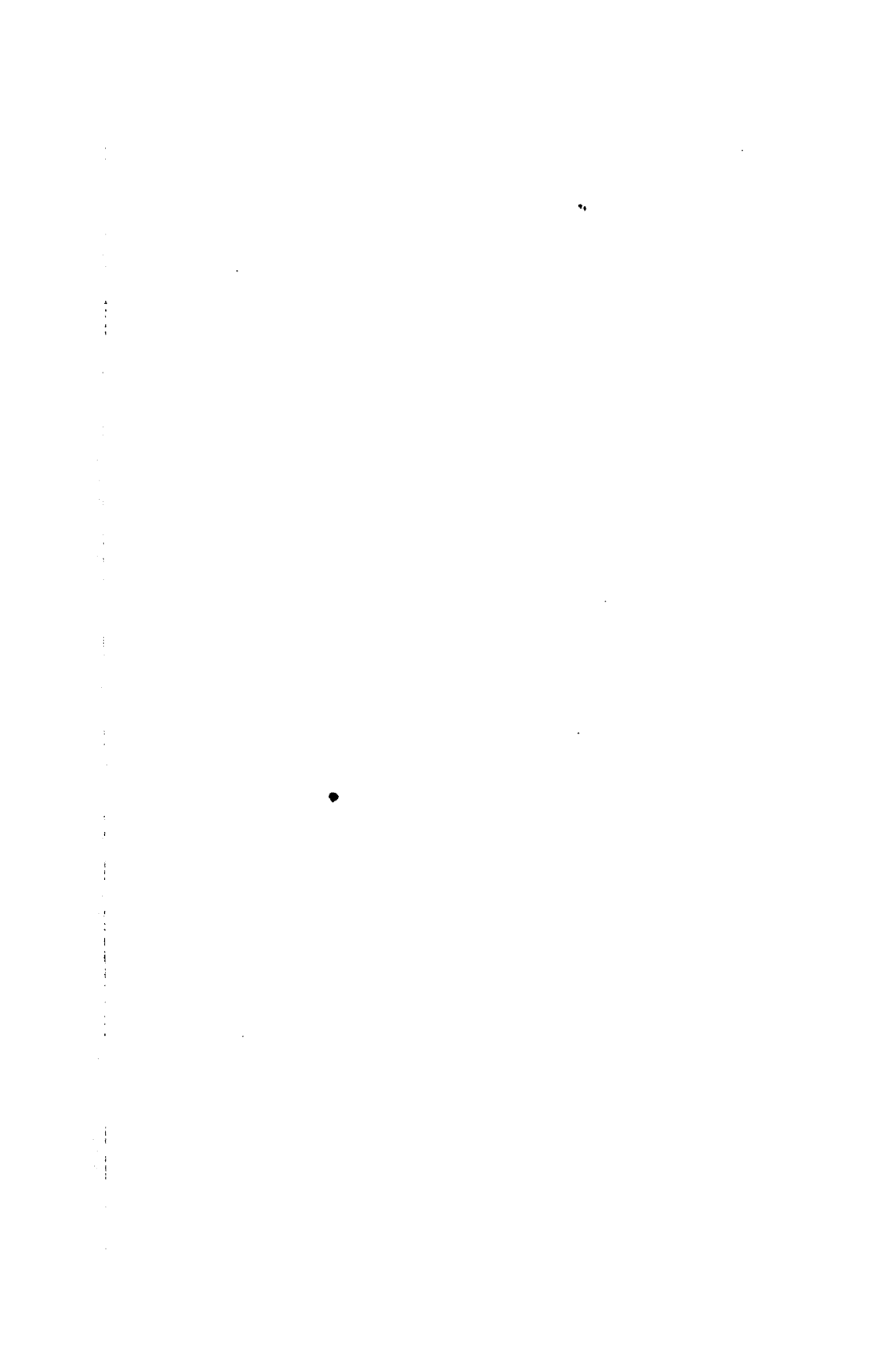


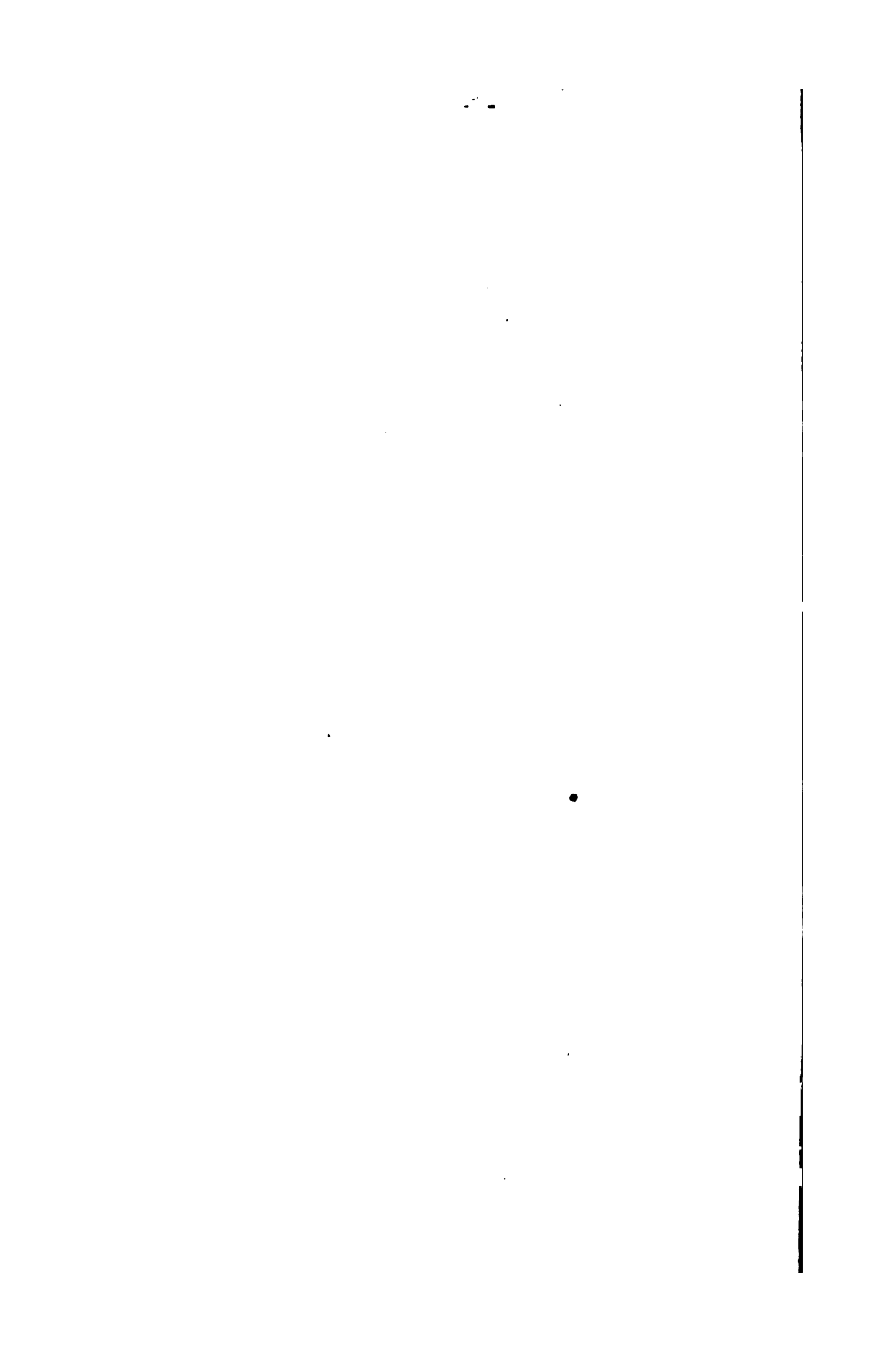
3 3433 08231650 0











Man

C

Der Mensch

und seine Stellung in der Natur

in

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Ober:

Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?

Allgemein verständlicher Text

mit

zahlreichen wissenschaftlichen Erläuterungen und Anmerkungen.

Von
Friedrich Karl Christian

Dr. Ludwig Büchner,

Berfasser von „Kraft und Stoff“, „Physiologische Bilder“, „Aus Natur und Wissenschaft“, „Sechs Vorlesungen über Darwin“ etc. etc.

Verlag von

(Erläutere dich selbst).

Zweite, vermehrte Auflage.

Leipzig,

Verlag von Theodor Thomas.

1872.

P



1968

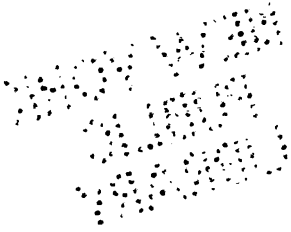
Die Selbsterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf! habe, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

Goethe.

Die Wahrheit ist Herrscherin, ist göttlich, und wir Sterblichen sollen ihr Bild nie verschleiern.

A. Lange.

Facta, non verba!



Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen ist vorbehalten.

Vorwort

zur ersten Auflage.

Das nachfolgende Buch ist aus einer Reihe öffentlicher Vorträge entstanden, welche der Verfasser im Laufe der letzten vier oder fünf Jahre an verschiedenen Orten über die großen wissenschaftlichen Entdeckungen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit in Bezug auf Alter und Ursprung des Menschengeschlechts, sowie auf die Stellung des Menschen in der Natur gehalten hat. Das große und fast beispiellose Interesse des Gegenstandes und dessen noch lange nicht hinlänglich gewürdigte Wichtigkeit für die Entwicklung und Weiterbildung unserer allgemeinen Welt- und Lebensanschauung im Sinne des philosophischen Realismus überhebt den Verfasser jeder besonderen vorwörtlichen Motivierung oder Begründung seines Entschlusses, das Wesentliche jener Vorträge auch einem entfernten oder größeren Publikum in allgemein verständlicher Form und im Interesse allgemeiner Bildung durch vorliegende Zusammenstellung mitzutheilen. Um dabei die Mehrzahl der Leser durch die gerade hier besonders reiche Fülle des Materials und den Hauschutt der Arbeit nicht zu stören, zu ermüden oder zu verwirren, hat es der Verfasser für zweckmäßig erachtet, ein häufig gebrauchtes Verfahren einzuhalten und den eigentlichen Stoff oder die genauere Begründung des im Text Mitgetheilten durch Citate, wissenschaftliche Einzelheiten und weitere

Ausführungen oder Anmerkungen in einen besonderen, durch fortlaufende Nummern mit dem Text verbundenen Anhang zu verweisen. Dieses Verfahren wird, wie der Verfasser hofft, den wissenschaftlichen Werth des Buches erhöhen, ohne doch dessen Genießbarkeit für das große Publikum, auf welches er im eigentlichen Text vor Allem Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, zu beeinträchtigen.

Die außergewöhnliche Theilnahme, welche das Publikum bisher allen litterarischen Erzeugnissen des Verfassers ohne Ausnahme entgegengebracht hat und welche für denselben hauptsächlichster Anreiz zum Fortfahren auf dem betretenen Wege gewesen ist, wird hoffentlich auch diesem neuen Werkchen, dessen vorzüglichste Tendenz auf Bildung und geistigen Fortschritt gerichtet ist, nicht fehlen. Verfasser glaubt sich zu dieser Erwartung um so mehr berechtigt, als das Buch in seinem zweiten Abschnitt eine populäre Auseinandersetzung über eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, welche seit einigen Jahren die Gemüther in einer ganz besonderen Weise erregt hat, enthalten wird. Diese so oft mißverständene und in dem verschiedensten Sinne beantwortete Frage bezieht sich auf die s. g. Affen-Abstammung des Menschen. Sollte es dem Verfasser gelingen, an der Hand zuverlässiger und wissenschaftlicher Gewährsmänner über diese neue und den Widerspruch so sehr herausfordernde Lehre richtige, von Vorurtheilen und Unwissenheit freie und auf Naturwahrheit beruhende Ansichten zu verbreiten, so wird ihm dieser Erfolg allein schon wichtig genug erscheinen, um ihn die auf das Buch verweudete Mühe nicht bereuen zu lassen.

An Gegnern, Bekämpfern und Verläumdern, welche Licht durch Finsterniß, Wahrheit durch Lüge und Thatsächlichkeit durch Phrasenwert zu verdrängen bemüht sein werden, wird es uns auch diesmal ebenso wenig und vielleicht noch weniger als bei früheren Gelegenheiten fehlen. Verfasser, dem es an Zeit, Muße und

Neigung zu einer späteren Polemik gebracht, glaubt solchen Gegnern jetzt schon auf keine bessere Weise begegnen zu können, als dadurch, daß er sein Vorwort mit den folgenden Sätzen eines englischen Schriftstellers schließt, welche in einer so ausgezeichneten Weise und mit solcher Entschiedenheit seinen eigenen (in dieser, wie in anderen Schriften eingenommenen) Standpunkt seinen Angreifern oder Tadlern gegenüber vertheidigen, daß er nicht nöthig hat, denselben auch nur ein einziges eigenes Wort hinzuzufügen.

„Es ist nichts häufiger zu hören“, so sagt D. Page (Man etc., Edinburg 1867), „als Anklagen von der Kanzel oder der Rednerbühne herab gegen die Tendenzen der modernen Wissenschaft durch Leute, welchen nicht nur die Anfangsgründe der Wissenschaft unbekannt sind, sondern welche sich auch durch Formeln und Glaubenssätze gebunden haben, ehe ihr Geist reif oder ihr Wissen hinreichend genug war, um zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen jener Beschränkungen zu unterscheiden. Und hier mag ein für allemal bemerkt werden, daß kein Mensch, welcher Formeln und Glaubenssätze, einerlei ob in Philosophie oder Theologie, anerkennt, ein Forscher nach Wahrheit oder ein unparteiischer Richter über die Meinungen Anderer sein kann. Seine eigene Voreingenommenheit trübt sein Urtheil; und seine Parteilichkeit macht ihn unduldsam selbst gegen die ehrenhaftesten Ueberzeugungen anderer Forscher. Ueberzeugungen sollen und müssen wir haben, aber nur solche, welche sich mit der voranschreitenden Wissenschaft ändern. Sie hindern nicht den Fortschritt, während ein als letzte Wahrheit betrachteter und mit Gewalt vertheidigter Glaube nicht allein die weitere Forschung abschneidet, sondern auch Haß gegen jeden Gegner erzeugt. Wenn auch solcher Haß nicht abschreckend wirken kann, so reizt und erbittert er doch; und daher kommt die so häufige Abneigung der Männer der Wis-

fenschaft, ihre Ansichten offen zu bekennen. Es ist Zeit, daß dieses Hartgefühl bei Seite gesetzt, und daß solchen Glaubensmännern offen gesagt werde, daß die Zweifelsucht und die Unehrllichkeit — wenn solche vorhanden sind — ganz auf ihrer eigenen Seite liegen! Es gibt keine beleidigendere Zweifelsucht, als diejenige, welche die Ergebnisse ehrlicher und gewissenhafter Beobachtung in Zweifel zieht, und keine gröbere Unehrllichkeit, als diejenige, welche Mißtrauen in die Folgerungen eines berechtigten und unparteiischen Urtheils setzt.“

Diese goldenen Worte verdienen, in Erz gegraben und vor allen Kirchen, Hörsälen, Redactionszimmern u. s. w. aufgehängt zu werden!

Darmstadt, im Mai 1869.

Der Verfasser.

Uebersicht des Inhalts.

Vorbereitung.

Geistige Entwicklungsprozesse der Menschheit (S. 1). — Die Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur als die Frage aller Fragen für die Menschheit (S. 4). — Entstehung und Abstammung des Menschengeschlechts und natürlicher Ursprung desselben (S. 5). — Vergleich mit der Entdeckung des Nikolaus Kopernikus (S. 6). — Häckel's „geocentrischer“ und „anthropocentrischer“ Irrthum (S. 8). — Ungerechtfertigte Beschränkungen vor den Gefahren der neuen Entdeckung (S. 8). — Ursachen der ehemaligen Irrthümer über die Stellung des Menschen in der Natur (S. 9). — Mißachtung der Natur und Materie (S. 10). — Alter des Menschengeschlechts (S. 11). — Erschaffung des Menschen vor 6000 Jahren (S. 11).

Woher kommen wir?

(Alter, Urzustand und Entwicklung des Menschengeschlechts aus rohen Anfängen.)

Höhle von Aurignac (S. 15). — Bericht des John Carver über die Begräbnisfeierlichkeiten eines indianischen Stammes in Nordamerika (S. 19). — Schlässe aus dem Fund von Aurignac (S. 24). — Begriffe: Vorweltlich, Alluvium und Diluvium (Anm. 2). — Weitere Höhlenfunde (S. 20). — Altes Vorurtheil von der Jugend des Menschengeschlechts auf Erden (S. 23). — Fossile Thierknochen für Menschenknochen angesehen (Anm. 3). — Cuvier über den vorweltlichen Menschen (Anm. 4). — Der Ausdruck „fossil“ (Anm. 5). — Boucher de Perthes und die Entdeckung der diluvialen Kieselärzte im Thal der Somme (S. 24). — Bearbeitung der Kieselknollen und Anfertigung der Kieselgeräte (S. 26 u. Anm. 6). — Die Kieselärzte als erste Stufe menschlicher Kunstfertigkeit und Kultur (S. 27). — Funde der Kieselärzte außerhalb des Sommethals (S. 29 u. Anm. 6). — John Frère's Abhandlung (S. 30). — Kinnlade von Moulin Duignon (S. 32 u. Anm. 8). — Weitere fossile Menschenreste (S. 32 f. und Anm. 9—11). — Spuren menschlicher Einwirkung auf die Knochen vorweltlicher Thiere (S. 34). — Nachbildungen vorweltlicher Thiere (S. 35 und Anm. 14—15). — Vergleichen Funde aus der f. g. Tertiärzeit (S. 37). — Funde alter Menschenreste aus dem f. g. Alluvium oder der Zeit der Neubildung und darauf gegründete Berechnungen (S. 39 und Anm. 16). — Pfahlbauten oder Seewohnungen (Anm. 17). —

Dänische Torfmoore (Anm. 18). Dhiomounds (Anm. 19). Rißtenmüddinger oder Muschelbäume (S. 41 und Anm. 20). — Hülnengräber und Dolmen (S. 43 und Anm. 21). — Berechnungen über das Alter des Menschengeschlechts auf Erden (S. 44). — Andere Gestaltung der Erdoberfläche während der Diluvialzeit (S. 45). — Eiszeit und Berechnung des Alters der Sommethalsfunde (Anm. 22). — Meinungen der Gelehrten über den Tertiärmenschen (S. 46). — Alter der Geschichte (S. 48). — Traditionen und sagenhafte Ueberlieferungen der Völker (S. 49). — Aegypten und seine uralte Cultur (S. 50 und Anm. 23). — Warum besitzen wir keine Nachrichten aus vorhistorischer Zeit? (S. 51). — Thierkämpfe aus ältester Zeit (S. 52). Zustand der heutigen Wilden als Vorbild für den Zustand des Urmenschen (S. 53 und Anm. 24). — Urzeit und Urzustand des Menschengeschlechts (S. 53). — Körperlicher Zustand des Urmenschen (S. 53). — Einfluß der Civilisation auf körperliche Entwicklung, und vorhistorische Menschenrassen Europa's (Anm. 25). — Geistiger Zustand des Urmenschen und älteste Menschen Schädel (S. 57). — Funde von Schmerling und Spring in den belgischen Höhlen (Anm. 26). Borreby-Schädel (Anm. 27). — Schädel von Caithness (Anm. 28). Cheltenham-Schädel (Anm. 29). Neandertal-Schädel (S. 59 und Anm. 30). — Derselbe ist nicht beispiellos (S. 60). — Weitere dem Neandertaler ähnliche menschliche Rassen Schädel (Anm. 31). — Schädel von Vibra aus der Algodon-Bay in Bolivien und Schädel von Brülz in Böhmen (S. 61 und Anm. 32). — Fortschritte des Urmenschen in der Verfertigung der Steinwaffen (S. 62 und Anm. 33). — Steinzeiten (S. 63 u. Anm. 37). — Stein-, Bronze- und Eisenzeit (S. 63). — Kupferzeit (S. 64 u. Anm. 34). — Gebrauch von Steinwaffen in historischer Zeit (S. 65 und Anm. 35). — Formung der Metallwaffen und Werkzeuge nach dem Muster der ehemaligen Steingeräthe (S. 65). — Erstes oder ältestes Steinzeitalter und Steinvoll (S. 66). — Mittlere Steinzeit oder Periode der Feuersteinmesser, Kenthierzeit und Kenthiermensch (S. 67). — Höhlen und Höhlenbewohner und Kannibalismus in Südafrika (Anm. 38). — Menschenknochen und Schädel aus der Kenthierzeit (S. 67). — Kenthier-Stationen in Belgien und Württemberg (Anm. 39). — Jüngste Steinzeit oder neolithisches Zeitalter (S. 69). — Celts oder geschliffene Steinwaffen und Steinwerkzeuge (S. 69 u. Anm. 40). — Töpferei (S. 69. u. Anm. 41). — Fortschritt des Urmenschen und Langsamkeit dieses Fortschritts (S. 70). — Stabilität als Grundcharakter des wilden oder Urzustandes (S. 71). — Äußere und innere Anstöße zum Fortschritt (S. 72). — Einwanderung fremder Rassen (Anm. 42). — Ueberlieferungen der Völker über den rohen Urzustand des Menschen (S. 73). — Vorstellungen des klassischen Alterthums über denselben Gegenstand (S. 74). — Späterer oder christlicher Begriff von einem ursprünglichen Zustande der Vollkommenheit oder des Paradieses (S. 75). — Widerlegung dieser Ansicht (S. 75). — Sir John Lubbock gegen Erzbischof Whately, und J. P. Lesley über den Gegensatz von Theologie und Wissenschaft (Anm. 43). — Alle Cultur beruht auf allmählicher Entwicklung aus rohen und einfachen Anfängen (S. 77). — Folgerungen daraus bezüglich der Stellung des Menschen in der Natur (S. 78).

Wer sind wir?

(Gegenwärtige Stellung des Menschen in der Natur; dessen Entwicklungsgeschichte und Entstehen aus der Eizelle. Entstehung und Abstammung des Menschengeschlechts.)

Zoologische Stellung des Menschen in der Natur und Systematik (S. 83 und Anm. 44). — Ordnung der Primaten oder Oberherrn (S. 86 u. Anm. 45). — Eintheilung derselben nach Huxley (S. 86). — Eintheilung und genealogischer Zusammenhang derselben nach Häckel (S. 87). — Thierischer Stammbaum des Menschengeschlechts nach Häckel (Anm. 46). — Menschenaffen oder menschenähnliche Affen (S. 88). — Menschenähnlichkeiten niederer Affenarten (S. 90). — Gorilla, Chimpanse, Orang-Utang und Gibbon (S. 91 u. Anm. 47–48). — G. Pouchet über die zoologisch-systematische Stellung des Menschen (S. 93). — Der Fuß als Greiforgan (Anm. 49). — Anatomische Uebereinstimmung von Mensch und Thier (S. 94). — Relative Verschiedenheiten der menschlichen und Thierbildung (Anm. 50). — Physiologische Uebereinstimmung Weiber (S. 97 und Anm. 51). — Menschen- und Thier-Gehirn (S. 99 und Anm. 52–53). — Entwicklungsgeschichte (S. 103). — Arten der Fortpflanzung (S. 104 und Anm. 54). — Das Ei (S. 104 u. Anm. 55). — Das Ei der Thiere und seine Weiterentwicklung (S. 105). — Theorie der Evolution und der Epigenese (Anm. 56). — Ähnlichkeit der Embryonen oder Keimlinge aller Thiere (S. 107). — Das Ei des Menschen (S. 109). — Weiterbildung desselben (S. 110). — Fruchthof und Keimblätter (S. 111. 112). — Primitiv-Rinne und Rückenstrang (S. 112). — Ähnlichkeit des menschlichen Keimling's mit den Keimlingen der Thiere (S. 113). — Schwanz des Menschen (S. 115). — Geschwänzte Menschen (S. 115). — Menschliche Kiemenbogen (S. 116). — Rudimentäre oder verkümmerte Organe (S. 116). — Der menschliche Zwischenkieferknochen (S. 117 und Anm. 57 u. f. w.). — Die rudimentären Organe als Stützen der einheitlichen Weltanschauung und der Abstammungstheorie (S. 118). — Dreifache Entwicklungsreihe (S. 118). — Der menschliche Keimling durchläuft die unter ihm stehenden Entwicklungsstufen des Wirbelthier-Typus (S. 118 f.). Zusammenhang der Thatfachen der Entwicklungsgeschichte mit der Frage nach der Entstehung und Abstammung des Menschengeschlechts (S. 120). — Aufregende Wichtigkeit dieser Frage (S. 121). — Priorität der Hypothese von der thierischen Abstammung des Menschen; Huxley, Ernst Häckel, Hermann Schaaffhausen, Karl Vogt (S. 121 f.). — Mitrocephalen-Theorie von Karl Vogt (S. 122 f. und Anm. 58). — Schaaffhausen's drei Abhandlungen (S. 123). — Derselbe über die thierische Abstammung des Menschen und die Entwicklungstheorie (S. 124 u. Anm. 59). — Prioritäts-Ansprüche von Dr. Reichenbach in Altona (S. 125 und Anm. 60). — Lamarck, Oken, Darwin (S. 125 f.). — Die thierische Abstammung des Menschen ist eine nothwendige Konsequenz der Darwin'schen, sowie jeder Abstammungs-Theorie (S. 126). — Prioritäts-Ansprüche des Verfassers (S. 127). — Huxley's drei Abhandlungen (S. 127). — Widerlegung von Huxley's Angriff auf den Materialismus (Anm. 61). — Huxley über einige fossile menschliche Ueberreste (S. 129). — Weitere Funde dieser Art: Kinnlade von la Naulette (S. 130 und Anm. 62). — Kinnladen von Moulin Quignon, Syères,

Arctis-sur-Aube, Grevenbrück u. s. w. (S. 132 f.). — Seltenheit menschlicher Ueberreste aus der Urzeit (S. 133) und allgemeine Thierähnlichkeit derselben (S. 134). — Existenz ehemaliger Zwischen- oder Stammformen zwischen Mensch und Thier (S. 135). — Fossile Affenreste, vorweltlicher Affen-Mensch (S. 136). — Aussterben der menschenähnlichen Affen und der niedersten Menschenrassen (S. 137). — Das Wann? Wo? und Wie? der ersten Menschen-Entstehung (S. 137 f.). — Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts und seiner Abstammung (S. 138). — Anwendung des ehemaligen Artbegriffs auf den Menschen (S. 138). — Menschenrassen und Rassenbegriff (Anm. 63). — Verschiedenheit der Sprachen (S. 139). — Schleicher über Ursprachen (Anm. 64). — Uebereinstimmung der asiatischen und afrikanischen Anthropoiden mit den dortigen menschlichen Ur-Rassen (S. 139 f.). Afrikaner und Afiaten (S. 140). — Schaaffhausen über Einheit oder Vielheit der Abstammung (S. 140). — Karl Vogt als Verteidiger des Polygenismus (S. 141). — E. Häckel über die thierische Abstammung des Menschen und deren Einheit oder Vielheit (S. 141). — Der Urmensch oder Affen-Mensch Häckel's (S. 142). — Entstehung des ächten oder sprechenden Menschen aus dem sprachlosen Urmenschen (S. 142). — Trennung des Urmenschen in verschiedene Menschenarten (S. 143). — Darwin und M. Wagner über den Urmenschen (S. 144, Anm.). — Wollhaariger und schlichthaariger Zweig (S. 146). — Weitere Spaltung und Wiederspaltung dieser Zweige (S. 147). — Kautassische Rasse als zukünftige Herrscherin über die ganze Erde (S. 147). — Georges Pouchet über die Urmenschenform und die Entwicklung der Menschenrassen (S. 148). — Auflösung des Streites über Einheit oder Vielheit der Abstammung in der höheren Einheit der Abstammungslehre überhaupt (S. 149). — Adam und Eva (Anm. 65). — Rolle über das eigentliche Wie? der Umwandlung des Thieres in den Menschen (S. 149). — Vermuthungen darüber (S. 149). — Allmähliche oder sprungweise Ausbildung menschenartiger Eigenschaften bei einzelnen Anthropoiden der Vortwelt? (S. 150). — Verhältniß des Menschen zu seinen thierischen Vettern oder Verwandten in der Gegenwart (S. 151). — R. Virchow über Mensch und Affe (S. 151, Anm.). — Intelligenz der großen Affen und Annäherung derselben an menschliche Bildung und Gewöhnung (S. 153). — Wallace über einen jungen Drang (S. 153 und Anm. 66). — Intelligenz und menschliches Betragen des Drang's, des Chimpanse u. s. w. (Anm. 66). — Geistiges oder Seelenleben der Thiere überhaupt (S. 154). — Die Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier werden bei genauerer Betrachtung hinfällig (S. 154). — Wilde Menschen und Völker (S. 155 u. Anm. 67). — Ehe und Familienleben (Anm. 68). — Geselliges Wesen (Anm. 69). — Schaamhaftigkeit (Anm. 70). — Gottesglauben (Anm. 71). — Kunst des Zählens (Anm. 72). — Gebrauch von Werkzeugen (Anm. 73). — Gebrauch des Feuers (Anm. 74). — Tragen von Kleidern (Anm. 75). — Selbstmord (Anm. 76). — Ackerbau (Anm. 77). — Die Sprache als hervorragendste Eigenthümlichkeit des Menschen (S. 156). — Unvollkommenheit der Sprache der Wilden (Anm. 78). — Entstehung und Ursprung der Sprache (S. 157). — Schleicher, Grimm und F. P. Lesley über den Ursprung der Sprache (Anm. 79). — Der erste Anfang der Sprache

nach Clemence Royer (Anm. 80). — Entwicklung der Sprache aus Empfindungs- und Nachahmungs-Lauten (S. 158). — Bleek über Laut und Empfindung und die drei Phasen der frühesten Entwicklung der Rede (S. 159). Dr. G. Jäger über Thier- und Menschensprache (S. 160). — Entstehung der Schrift nach L. v'Assier (S. 162). — H. Brugsch über Entwicklung der Schrift (S. 162, Anm.). — Schluß (S. 163).

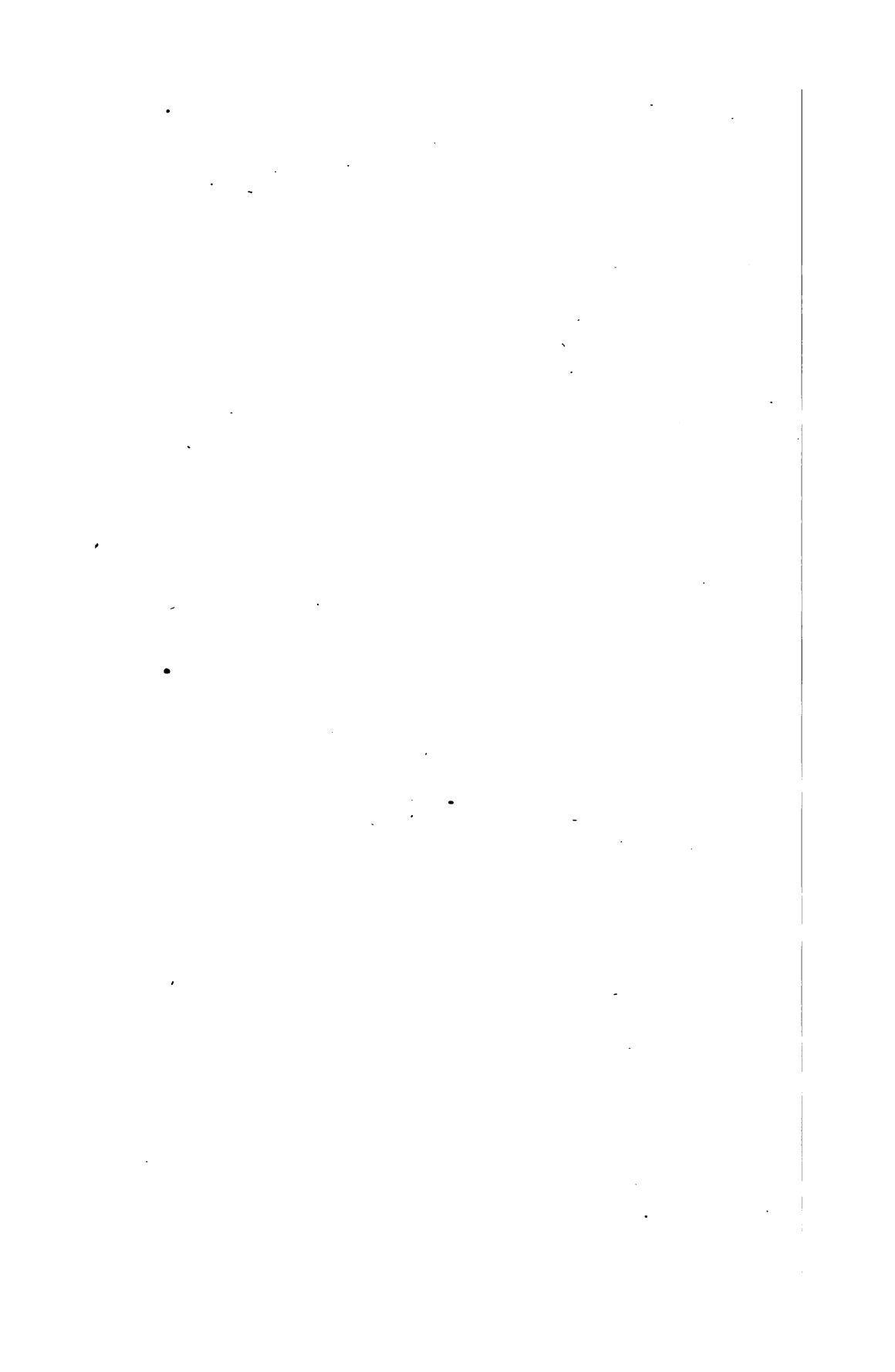
Wohin gehen wir ?

(Zukunft des Menschen und des Menschengeschlechts.)

Das Geheimniß des Menschendaseins ist als gelöst zu betrachten (S. 167). — Die Fragen nach dem Wie und Warum? des Daseins (S. 167). — Vorgang der Entwicklung (S. 168). — Natürliche Erklärungsweisen der Wissenschaft (S. 168 f.). — Lösung des Welträthsels (Anm. 81). — Die Unterscheidung der Erscheinung von dem Ding an sich und die Beschränktheit unserer sinnlichen Erkenntniß (Anm. 82). — Die zunehmende wissenschaftliche Erkenntniß verbindet uns immer enger mit dem Erdenleben (S. 169). — Der Mensch als letztes Endprodukt des irdischen Ausbildungsprocesses und als Herrscher aller rückständigen Bildungen (S. 170). — Erst im Menschen wird sich die Welt ihrer selbst bewußt und nimmt ihr Geschick selbst in die Hand (S. 171). — Der Kampf um das Dasein u. f. w. (S. 171). Bestimmung des Menschen (Anm. 83). — Vererbung geistiger Anlagen in Folge der großen Bildungsamkeit des Gehirns und dadurch bedingter Fortschritt (S. 173). — Einfluß der zunehmenden Kultur auf den Daseinskampf und Beherrschung der Natur durch den Menschen (S. 174). — Pacific-Eisenbahn (Anm. 84). — Frage nach der Entwicklung noch anderer und höherer Menschenrassen der Zukunft (S. 175 f. und Anm. 85). — Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme und ausgleichende Wirkung der Kultur über den ganzen Erdboden (S. 177). — Fortschreitende Entwicklung des Gehirns und der durch dasselbe bedingten geistigen Anlagen und Fähigkeiten (S. 178 und Anm. 86). — Festigkeit und Schrecken des Kampfes um das Dasein auf dem moralischen und gesellschaftlichen Gebiet (S. 180 und Anm. 87). — Befestigung und Ausgleichung desselben durch das Streben nach gesellschaftlicher Erhebung und gemeinschaftlichem Glück (S. 181). — Ersetzung des Kampfes um das Dasein durch den Kampf für das Dasein u. f. w. (S. 183). — Der Staat und die Politik der Zukunft (S. 184). — Republikanismus, Föderalismus und Centralismus (S. 186). — Arbeitstheilung (S. 187 und Anm. 88). — Die Völker und der allgemeine Weltfriede (S. 188). — Das Nationalitäts-Princip (S. 189) und der ehemalige Nationalhaß (S. 190). — Die Gesellschaft und deren grenzenlose Ungleichheit (S. 190 f.). — Die politische Befreiung muß ihre Ergänzung durch die sociale finden (S. 191). — Unterschiede zwischen dem natürlichen und dem gesellschaftlichen Kampfe um das Dasein (S. 191). — Gleichheit und Freiheit in politischer und in socialer Beziehung (S. 192). — Gleiches Anrecht aller Menschen an den materiellen und geistigen Besitzstand der Menschheit und Mißachtung desselben in der Wirklichkeit (S. 192 f.). — Grenzenlose Contraste der heutigen

Gesellschaft (§. 193). — Mangel der physischen und geistigen Nahrung (§. 194). — Ungleiche Belohnung der Arbeit in physischer und in geistiger Hinsicht und Nachtheil dieses Umstandes für die Litteratur (Anm. 89). — Der ungereregte Kampf um das Dasein als die Ursache des gesellschaftlichen Elends (§. 195). — Gegenseitige Uebersortheilung und der gesellschaftliche Egoismus als Haupttriebfedern der gesellschaftlichen Bewegung (§. 195 f. und Anm. 90). — Die Frage nach Besserung dieses Zustandes (§. 196). — Communismus (§. 196 u. Anm. 91—92). — Kritik desselben (§. 197). — Vorschlag einer möglichsten Ausgleichung der Mittel, mit denen der Kampf um das Dasein gekämpft wird, und Ersetzung der Naturmacht durch die Vernunftmacht (§. 198). — Die sociale Revolution und die Bourgeoise (Anm. 93). — Abschaffung der Bodenrente und Grund und Boden als Gemeinbesitz (§. 201 u. Anm. 94). — Beschränkung des Rechtes der Vererbung (§. 201 und Anm. 95). — Nichtgefährdung des Privateigenthums (§. 201). — Sorge des Staates für erwerbsunfähige Nachkommen (§. 201 und Anm. 96). — Feudalstaat und Volksstaat (§. 202). — Vergleich des Staates mit einem Organismus (§. 202). — Nachtheile der großen Privatvermögen und Vortheile einer Bereicherung des Gemeinwesens (§. 203). — Das Kapital und sein Wesen (§. 206). — Thörichtes Eifern gegen das Kapital als solches (§. 207). — Ungerechte Vertheilung desselben (§. 207). — Zeitweise Zurückführung des Kapitals und des Volkreichthums in den Schooß der Gesamtheit (§. 208). — Nutzen einer solchen Einrichtung (§. 209). — Die Arbeit und die Arbeiter (§. 209 f.). — Thorheit der Schaffung einer eigenen Arbeiterfrage und der Trennung derselben von der großen socialen Frage (§. 210). — Arbeitnehmer und Arbeitgeber und kapitalistische Produktionsweise (§. 210 f. und Anm. 97—98). — Die Lassalle'schen Produktiv-Associationen und ihre Mängel (§. 212). — Wahrscheinliche Bildung eines f. g. künftigen Standes (§. 213). — Staatshilfe und Selbsthilfe (§. 213 u. Anm. 99—100). — Mittel der Rettung (§. 214 f.) — Urtheil über die Lassalle'sche Arbeiter-Agitation und Götzenbienerei unter den Arbeitern (§. 215). — Zerwürfnisse zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern (§. 216, Anm.). — Die Familie (§. 216 f.). — Ideale und wirkliche Familie (§. 217). — Trauriger Zustand des Familienlebens bei den unteren und untersten Schichten der Gesellschaft (§. 218). — Mangelhafte Kindererziehung und Fruchtbarkeit der Proletarier-Ehen (§. 219). — Vorzüge der gesellschaftlichen Erziehung vor der häuslichen (§. 219). — Gute und schlechte Familien (§. 220). — Die Erziehung (§. 220 f.). — Verpflichtung des Staates zu einer tüchtigen Volks-Erziehung (§. 221). — Wichtigkeit der Volksschule (§. 221). — Verbrechen und Verbrecher als Folgen mangelhafter Bildung und des Nothstandes der Gesellschaft und Beschäftigung derselben durch verbesserte Staats-Einrichtungen (§. 221 f.). — Höhere und niedere Bildungs-Anstalten und Pflege der Wissenschaft (§. 222 f.). — Die Universitäten und ihre Reform (Anm. 101). — Gesetzliche Herabsetzung der Arbeitszeit und Festsetzung eines Normal-Arbeitstages (§. 223 und Anm. 102). — Die Frau und ihre Emancipation (§. 224 f.). — Das weibliche Gehirn (§. 230). — Die politische Gleichberechtigung der Frau und die Verleihung des allgemeinen Stimmrechtes an dieselbe (§. 231). —

— Kriegsbienst der Frau (Ann. 103). — Die Ehe (S. 232 f.). — Die Bedeutung der geschlechtlichen Zucht- oder Auswahl für den Fortschritt des Menschengeschlechtes (S. 233). — Befreiung der Ehe von allen hemmenden Schranken und Zwangsmaßregeln und freie Liebeswahl beider Geschlechter (S. 233 f.). — Thörichte Furcht vor Uebersöfkerung (S. 234 f.). — Die Moral und das einzige richtige Moralitätsprincip (S. 236). — Es gibt kein angeborenes Gewissen oder Sittengesetz (S. 237). — Bildung, Glück und Wohlstand als Hauptquellen der Tugend (S. 239). — Richtige Lenkung des Egoismus als der Haupttriebfeber aller menschlichen Handlungen (S. 240 und Ann. 104). — Das Moralprincip der Zukunft liegt in der Uebereinstimmung der Interessen der Einzelnen mit denen der Gesellschaft und umgekehrt (S. 240). — Die Religion und ihre Quellen (S. 241). — Ersetzung des Glaubens durch das Wissen (S. 242). — Moral und Religion oder Glauben und Sittlichkeit haben ursprünglich gar nichts mit einander gemein (S. 242). — Die Religion ist mehr culturfeindlich als culturfreundlich (S. 243). — Unabhängigkeit der Moral von dem Gottesglauben (S. 244). — Befreiung des Staates und der Schule von jeder Art kirchlichen Einflusses (S. 245). — Kritik des Christenthums oder des Paulinismus (S. 245 u. Ann. 105). — Das Christenthum als Weltreligion (Ann. 106). — Das Römerthum dem Christenthum gegenüber (Ann. 107). — Die Philosophie (S. 247 f.). — Der Tod als die Ursache aller Philosophie (S. 250). — Unvergänglichkeit unseres Wesens an sich (S. 250). — Materialismus und Idealismus sind keine Gegensätze (S. 252). — Verwechslung des theoretischen oder wissenschaftlichen mit dem praktischen oder dem Materialismus des Lebens (S. 253). — Fortschrittliche Tendenz und Programm des Materialismus (S. 254).



Vorbereitung.

„Die große Aufgabe des Lebens — selbst diejenige, welche am unmittelbarsten vor uns liegt — wird um so besser verstanden und um so vernünftiger vollendet werden, je besser der Mensch seine Stellung in der Natur und seine Beziehungen zu der Gesamtheit des Daseins begreift.“

D. Page.

„Wenn man die von allen Seiten her zusammenkommenden Thatsachen der neuesten Forschung in ihrer Bedeutung für die Kenntniß des Menschen überblickt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Ende der hergebrachten Vorstellungen gekommen ist, und daß wir einer anderen Betrachtung der Natur entgegengehen.“

Schaffhausen.

„Die Naturforschung hat unserer Zeit eine höhere Auffassung der Welt gegeben, als die des Alterthums war; sie betrachtet die materielle Welt nicht mehr als Spielball nichtiger Launen, die Geschichte nicht als einen ungleichen Zweikampf zwischen Gott und den Menschen; sie umfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als eine großartige Einheit, außerhalb deren Nichts vereinzelt bestehen kann.“

A. Laugel.

Der bekannte englische Anatom und Gelehrte Professor Huxley vergleicht in seiner vortrefflichen Schrift über die Stellung des Menschen in der Natur die geistigen Entwicklungsprocesse der Menschheit, durch welche sich diese immer mehr der Wahrheit nähert, mit den periodisch oder zeitweise sich wiederholenden Häutungen einer fressenden und wachsenden Raupe. Von Zeit zu Zeit — so führt derselbe aus — wird die alte Umhüllung für das wachsende und sich ausdehnende Thier zu eng; sie wird daher gesprengt und durch eine neue größere oder weitere ersetzt. Ganz in derselben Weise verhält es sich nun auch mit der Geschichte der menschlichen Geistesentwicklung. Der menschliche Geist, genährt durch einen fortwährenden Zuwachs von Kenntnissen, wird von Zeit zu Zeit zu groß für seine theoretischen Umhüllungen; daher diese gesprengt und durch neue ersetzt werden müssen. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert gab es viele und kräftige Nahrung für den menschlichen Geist, dessen Erziehung durch die griechischen Philosophen begonnen, aber alsdann durch einen langen geistigen Stillstand oder Schlaf von vierzehn Jahrhunderten unterbrochen worden war. Ich will an dieser Stelle nicht untersuchen, durch welchen Einfluß dieser Stillstand bewirkt wurde, obgleich derselbe leicht sichtbar für das Auge Derjenigen ist, welche die wirkliche Geschichte kennen und nicht bloß jene andere, wie sie von Theologen und Philosophen für ihre Zwecke zurechtgemacht worden ist. Daher konnte es seit jenem Wiedererwachen der Wissenschaften nicht ausbleiben, daß eine öftere

Sprengung der alten Hüllen stattfinden, oder daß sich jener geistige Häutungsproceß mehrmals wiederholen mußte. So z. B. im 16. Jahrhundert durch den Umsturz des alten Weltkörpersystems und durch den Einfluß der Reformation! oder am Ende des 18. Jahrhunderts durch das Zeitalter der Aufklärung und den Einfluß der großen französischen Revolution! Und gerade jetzt wieder ist seit ungefähr 50 Jahren dem menschlichen Geiste durch den außerordentlichen Aufschwung der Naturwissenschaften eine solche Menge kraftvoller und erregender Nahrung zugeführt worden, daß ein neuer und zwar großer Durchbruch und eine wiederholte Sprengung der alten Hüllen unvermeidlich erscheint.

Aber freilich — so sagt Huxley sein treffliches Gleichniß weiter fort — können jene periodischen Häutungen oder Durchbrüche nicht vor sich gehen, ohne allerlei Krankheiten, Erschütterungen oder Uebelbefinden des sich verwandelnden Thieres mit sich zu führen — und ebenso ist es auch in der geistigen Welt, wo jene Umwälzungen ebenfalls Gefahr und Ungemach jeder Art im Gefolge zu haben pflegen. Daher es die Pflicht jedes guten Bürgers und Patrioten oder Vaterlandsfreundes ist, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften oder Mitteln (und wären diese auch noch so gering) an der glücklichen und baldigen Vollendung jenes Processes oder jener nothwendigen Krisis mitzuarbeiten — oder aber Alles zu thun, was er kann, um die alten Hüllen sprengen und abstreifen zu helfen und dadurch dem wachsenden Leibe Raum und Befreiung zu schaffen.

Diese meisterhafte Auseinandersetzung, mittelst deren Herr Huxley im Eingange seiner erwähnten Schrift seine Berechtigung oder — besser gesagt — seine Verpflichtung zur Theilnahme an der öffentlichen Erörterung der größten wissenschaftlichen Streitfrage seines Jahrhunderts nachzuweisen sucht, mag auch dem Verfasser vorliegenden Buches als Entschuldigung oder als Rechtfertigung dienen, wenn er es im Folgenden unternimmt, eine so wichtige und schwierige Frage, wie diejenige von der Stellung des Menschen in der Natur, in einer Allen ver-

ständlichen Weise zu behandeln und dem Publikum Dasjenige vorzulegen, was über diese Frage von der neueren Wissenschaft zur Aufklärung und zur Widerlegung uralter Irrthümer oder Vorurtheile zu Tage gebracht worden ist.

Ohne Zweifel hat auch hier wieder Herr Huxley vollkommen Recht, wenn er diese Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur und nach seiner Beziehung zur Gesamtheit der Dinge die Frage aller Fragen für die Menschheit nennt oder als ein Problem bezeichnet, welches allen übrigen zu Grunde liegt und welches uns tiefer interessirt, als irgend ein anderes. „Woher unser Geschlecht gekommen ist“, so sagt derselbe wörtlich, „welches die Grenzen unserer Macht über die Natur und die der Naturmacht über uns sind; nach welchem Ziele wir hinstreben — das sind die zu lösenden Räthsel, welche sich stets von Neuem und mit unvermindertem Interesse jedem zur Welt gekommenen Menschen aufdrängen.“ Einfacher ausgedrückt sind es jene uralten Fragen, welche von jeher den menschlichen Geist beschäftigt haben und welche lauten: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir? — Fragen, welche bisher in das tiefste Dunkel eines undurchdringlichen Geheimnisses gehüllt schienen und welche erst durch die Wissenschaft unserer Tage einige Aufklärung oder Erleuchtung zu erhalten anfangen.

Die Antwort auf solche Fragen konnte sich in früheren Jahrhunderten natürlich nur nach den allgemeinen philosophischen oder theologischen Anschauungen des Jahrhunderts richten, in welchem sie gegeben wurde; und namentlich dasjenige Räthsel, welches uns hier zunächst und zumeist beschäftigt, lag bis vor Kurzem unter einer solchen Last von Unwissenheit und Vorurtheil begraben, daß man dasselbe geradezu vom wissenschaftlichen Standpunkte aus für unlöslich oder für jeder wissenschaftlichen Behandlung unfähig erklären durfte. So kam es denn, daß die allen anderen zu Grunde liegende Frage nach dem Ursprung und der Entstehung oder Abstammung des menschlichen Geschlechts von den Gelehrten der Vergangenheit nicht bloß, sondern auch im Einflange

damit von der allgemeinen Meinung fast einstimmig für transcendent, d. h. menschliches Begriffs- und Erkennungsvermögen (soweit es auf erfahrungsmäßigem Wege gewonnen werden kann) übersteigend erklärt wurde. Wer hätte noch vor wenigen Jahrzehnten denken oder auch nur vermuthen können, daß innerhalb einer so kurzen Zeit durch die Fortschritte des Wissens und der wissenschaftlichen Ueberlegung ein so helles und unzweifelhaftes Licht auf dieses Geheimniß aller Geheimnisse oder auf die früheste Vergangenheit und den ersten Anfang unseres Geschlechts auf Erden fallen würde!

Es liegt wohl keine Uebertreibung darin, zu erklären, daß unter allen Fortschritten des menschlichen Geistes dieser Fortschritt in erster Linie steht, und daß die Entdeckung von dem natürlichen Ursprung des Menschen, sowie der Nachweis seiner wirklichen Stellung in der Gesamtnatur den größten wissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten an die Seite gesetzt, wenn nicht gar vorangestellt zu werden verdient. Daher sich denn auch diejenigen Gelehrten der Neuzeit, welche sich eingehender mit dem Gegenstande beschäftigt haben, genöthigt sehen, sich in einem ganz gleichen oder ähnlichen Sinne auszusprechen. So sagt Professor Schaaffhausen: „Den wahren Ursprung des Menschen erkannt zu haben, ist für alle menschlichen Anschauungen eine so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dieses Ergebnis der Forschung vielleicht für das Größte halten wird, welches dem menschlichen Geiste zu finden beschieden war.“ Und nach der in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ (Berlin 1868, S. 487) ausgesprochenen Ansicht des Herrn Professor E. Häckel muß die Erkenntniß von dem natürlichen (und speciell thierischen) Ursprung des Menschen früher oder später eine vollständige Umwälzung in der ganzen Weltanschauung der Menschheit hervorbringen.

Es gibt vielleicht nur eine einzige Entdeckung der Wissenschaft, welche an Bedeutung und weitreichender Consequenz mit jener auf gleiche Stufe zu stellen ist — es ist die Entdeckung von der Bewegung der Erde und dem Stillstand der Sonne oder die Auf-

stellung des s. g. Kopernikanischen Weltsystems. (¹) Diese von der Astronomie gemachte Entdeckung ist gewiß unter allen jenen Durchbrüchen und Häutungen des menschlichen Geistes, von denen vorher die Rede war und deren wir in der Geschichte der menschlichen Culturentwicklung so viele größere und kleinere zählen, eine der wichtigsten und hervorragendsten. Wir können uns heute schwerlich mehr einen Begriff machen von dem ungeheuren Einfluß, den die große Entdeckung des Nikolaus Kopernikus um die Mitte des 16. Jahrhunderts und nach dem langen Geisteschlaf des Mittelalters auf die Menschen dieses und des folgenden Jahrhunderts ausübte; und nur die Entdeckung Amerikas mag in dieser Hinsicht und für die Erweiterung der geistigen Gesichtspunkte der damaligen Menschheit mit ihr verglichen werden können.

Von diesem Gedanken ausgehend, bezeichnet Professor Häckel in einem vortrefflichen Vortrag über die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts (Berlin 1868) zwei Irrthümer als die beiden größten und folgenschwersten, welche der Entwicklung des menschlichen Geistes früher und jetzt entgegenstanden, und nennt dieselben sehr treffend den geocentrischen und den anthropocentrischen Irrthum. Der geocentrische Irrthum betrachtete die Erde als den Mittelpunkt und Hauptgegenstand der gesammten Welt, welche im Uebrigen nur als den Zwecken dieses Mittelpunktes und seiner Bewohner dienend gedacht wurde; der anthropocentrische, noch heute bei der großen Mehrzahl der Menschen herrschende, betrachtet in ähnlicher Weise den Menschen als den Mittelpunkt und alleinigen Zweck der gesammten organischen Schöpfung, als das Ebenbild Gottes oder als den Herrscher und Mittelpunkt der irdischen Welt, deren sonstige Einrichtungen alle mehr oder weniger nur zu seinem Nutzen und mit Rücksicht auf seine speciellen Bedürfnisse geschaffen oder vorhanden seien.

Der erste dieser Irrthümer ist, wie bekannt, gestürzt oder beseitigt worden durch Kopernikus, Keppler, Galilei, New-

ton; der zweite durch Lamarck, Goethe, Lyell, Darwin und deren Anhänger und Nachfolger. —

Von diesem zweiten Irrthum und seiner Beseitigung oder von dem, was an seine Stelle gesetzt werden soll, wird das vorliegende Buch hauptsächlich handeln. Ehe der Verfasser jedoch auf die Sache selbst des Näheren eingeht, will er sich erlauben, auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche sich bisher im Angesicht neuer und großer wissenschaftlicher Entdeckungen in der Geschichte noch jedesmal wiederholt hat, und welche sich daher auch unserer Entdeckung gegenüber wiederum in gleicher Weise geltend macht — es ist die gänzlich unbegründete Furcht der Menschen vor den vermeintlichen schrecklichen Folgen solcher neuen Entdeckungen oder des Durchbruchs einer neuen wissenschaftlichen oder philosophischen Weltanschauung. Nicht bloß die Religion, sondern auch die ganze moralische Weltordnung hielt man zur Zeit, als das Kopernikanische Weltssystem anfang, herrschend zu werden, für auf das Außerste erschüttert oder gefährdet und glaubte, daß mit der Umwandlung der bisherigen Ansichten über die gegenseitige Stellung der Himmelskörper gleichzeitig Glauben und Sitte, Religion und Moral, Staat und Gesellschaft zu Grunde gehen oder doch den schwersten Schaden erleiden müßten. In Wirklichkeit aber ist bekanntlich von allen jenen gefürchteten Folgen und schrecklichen Prophezeiungen nicht nur nichts eingetroffen, sondern es ist im Gegentheil die Menschheit seitdem nicht bloß intellectuell oder an Einsichten, sondern auch moralisch oder sittlich auf das Bedeutendste vorangeschritten — und zwar gerade mit Hilfe und zum Theil durch den Einfluß jener erweiterten Kenntnisse.

In derselben Weise wie damals wird es voraussichtlich auch heute wieder gehen, und alle die zahllosen Declamationen und Tiraden der Dunkelmänner und der Aengstlichen gegen den neuen Fortschritt werden nicht nur der Wahrheit gegenüber wirkungslos bleiben, sondern es werden auch die von ihnen rege gemachten Befürchtungen in keiner Weise in Erfüllung gehen. Jeder geistige Fortschritt der Menschheit, jede größere Annäherung an die Wahr-

heit ist in den Augen des Verfassers und wahrscheinlich auch in den Augen jedes Klar denkenden zugleich ein Fortschritt in materieller und moralischer Hinsicht!!

Was nun den Irrthum selbst anbetrifft, welcher als der anthropocentrische bezeichnet wurde, und gegen welchen die neue Entdeckung von der wirklichen Stellung des Menschen in der Natur als gerichtet angesehen werden muß, so ist derselbe an und für sich ein ebenso begreiflicher, als verzeihlicher. Denn ohne wissenschaftliche Kenntniß der zahlreichen Thatfachen, welche uns heutzutage die unermüdlche Forschung zu Gebote gestellt hat, scheint der Mensch auf den ersten oberflächlichen Anblick hin ein von der ihn umgebenden Natur so durchaus und gründlich verschiedenes Wesen zu sein, daß wir es unseren Voreltern kaum verargen dürfen, wenn sie den innigen und unlöslichen Zusammenhang der gesammten Natur- und Lebenserscheinungen — mit Einschluß des Menschen selbst — nicht kannten, ja nicht einmal ahnten. „Der Vergangenheit“, sagt Professor Berty sehr gut in seinen „Anthropologischen Vorträgen“ (Leipzig und Heidelberg 1863) „erschien der Mensch als ein der Erde fremdes, durch eine unbegreifliche Macht als vorübergehender Bewohner auf sie gesetztes Wesen. Die vollkommenere Einsicht der Gegenwart begreift den Menschen als ein mit der Erde und ihrer gesammten Organisation gesetzmäßig entwickeltes, nicht durch einen willkürlichen Akt zufällig zu ihr gekommenes, sondern im Einklang mit der Natur der Erde entstandenes Wesen, welches zu ihr gehört, wie die Blüthe und Frucht zum Baume, welcher sie trägt.“

Noch entschiedener drückt diesen Gedanken ein englischer Schriftsteller mit den Worten aus: „Der Mensch nahm nach der früheren Meinung der Gelehrten eine abgesonderte Stellung in dem großen Gesamtbild der Schöpfung ein; er bildete eine vereinzelte Erscheinung in dem gesammten Naturplan; und ihn nach der gewöhnlichen Methode der inductiven Forschung behandeln oder die Gesetze des sonstigen natürlichen Geschehens auf ihn anwenden zu wollen, war

kaum etwas Anderes, als eine Handlung offener und skandalöser Gottlosigkeit!" (Anthrop. Review, 1865, No. 9.)

Jetzt ist das hier geschilderte Verhältniß freilich ein anderes geworden. Denn sobald man an der Hand der Wissenschaft und der großen Entdeckungen der Neuzeit und unter Beiseitesetzung aller ehemaligen Vorurtheile jene Stellung untersucht, kommt man alsbald zu Resultaten, welche den früheren Ansichten ganz entgegengesetzt sind. Man findet oder erkennt, daß der Mensch nicht bloß durch seine körperlichen, sondern auch durch seine geistigen Eigenschaften auf das Innigste mit der ihn umgebenden Natur verbunden ist und sich nur durch die höhere und allseitigere Ausbildung seiner Kräfte und Fähigkeiten über dieselbe erhebt. Dem ganz entgegengesetzt hielt man ehemals in sonderbarer Selbstverblendung die Natur, welche doch den Menschen aus ihrem Schooße geboren hat, nicht für eine Freundin und Verwandtin desselben, sondern im Gegentheil für das größte Hinderniß, welches sich ihm auf seinem Lebenswege und namentlich auf dem Wege zur Entfaltung seiner höchsten, geistigen Kräfte entgegenstelle; und ich könnte zahllose Aussprüche unserer berühmtesten Philosophen citiren, welche diesen Gedanken sehr scharf ausdrücken. Ja man ging mitunter so weit, die Natur geradezu für einen Abfall des Geistes von sich selbst zu erklären und daher das, was die Grundlage der gesammten Natur bildet, oder die Materie mit den unwürdigsten Schmähungen zu überhäufen. Freilich handelte man dabei gerade so unverständig, wie das Kind, welches die Hand gegen seinen Erzeuger aufhebt.

Wie weit die Mißachtung der Natur im Gegensatz zu der Welt des Geistes gar von Seiten der religiösen und speciell christlichen Weltanschauung, sowie von der Theologie überhaupt, getrieben wurde, ist zu bekant, als daß es mehr als einer Hinweisung darauf bedürfte. Dieser unsinnige Fanatismus des Wüthens gegen das eigene Fleisch dürfte wohl bald im Angesicht der großen Entdeckungen, von denen hier die Rede ist, für immer sein Ende erreicht haben. Denn was wir jetzt im Interesse des Menschen

und der Menschheit vor Allem zu suchen haben, ist nicht die Verachtung oder Wegwerfung der Natur, sondern im Gegentheil ihre innigste Bekanntschaft, um durch diese Bekanntschaft dieselbe begreifen, würdigen und — beherrschen zu können. Auf dieser stets allgemeiner werdenden Erkenntniß beruhen denn auch der große Einfluß und das mächtige Ansehen, welches die Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten erlangt haben; und diese Stellung muß und wird sich im Laufe der Zeit immer noch hervorragender gestalten.

Allerdings ist — und ich will dieses im Interesse der historischen Gerechtigkeit nicht vergessen zu bemerken — die wahre Stellung des Menschen in der Natur zum Theil von einzelnen hervorragenden Denkern schon sehr frühe und lange vor dem Bekanntwerden der uns heute zu Gebot stehenden Erfahrungen begriffen oder erkannt worden; aber es waren dieses mehr vereinzelte und auf geistiger Intuition beruhende Aussprüche, welche der nothwendigen Basis des empirischen Beweises entbehrten und daher auch nie zu allgemeinerer Geltung durchbringen konnten. Erst die Wissenschaft unserer Tage konnte ihnen jene Basis verleihen.

Was nun diese Wissenschaft selbst anlangt, so stehen in erster Linie die ebenso neuen, wie interessanten Forschungen über das in unserm Sinne uralte und die historische Ueberlieferung weit hinter sich lassende Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde. Von diesem s. g. vorhistorischen oder vorgeschichtlichen Dasein des Menschen hatte man bisher weder Kenntniß noch Ahnung, und schon dieser Umstand allein mußte einer richtigen Erkenntniß von der Stellung des Menschen in der Natur den Weg beinahe ganz versperren. Denn denken wir uns — und es war dieses ja bisher die ganz allgemein herrschende Ansicht — den Menschen vor ungefähr 5000 oder 6000 Jahren, wie es die biblische Ueberlieferung lehrt, von einer höchsten Allmacht oder Schöpferkraft erschaffen und auf die Welt gesetzt, und zwar im Wesentlichen als das nämliche Ding oder Geschöpf, wie er es auch heute noch ist, oder gar in einem noch vollkommneren Zustande —

so fehlt natürlich schon von vornherein jeder Faden, der ihn mit der übrigen Natur auf gesetzmäßige Weise verbinden könnte, vollständig, und es kann keine andere Meinung, als die alte schon geschilderte, Platz gewinnen. Wir stehen auf dem Standpunkte, den auch heute noch unsere Volkskalender „für Stadt und Land“ oder „für Bürger und Bauer“ einnehmen, welche auf ihrem löschpapierenen Umschlag die Erschaffung der Welt jedes Jahr von Neuem einige Tausend Jahre vor Christi Geburt [nach Calvisius sind es jetzt (1872) genau 5820, nach dem „Landeskalender für Hessen vom Jahre 1868“ aber erst 5628 Jahre] vor sich gehen und alsdann die Erschaffung des Menschen bald darauf folgen lassen. Dieser Volkskalender-Standpunkt, der natürlich das gerade Gegentheil jeder Wissenschaft bildet, hat nun einen unheilbaren Stoß erlitten durch jene Entdeckungen über das uralte Dasein des Menschen auf Erden, welche Entdeckungen und Forschungen bewiesen haben, daß der Mensch, wenn auch das oberste und vielleicht jüngste Glied der organischen Schöpfung, doch in seinem Leben auf der Erde bereits eine zeitliche Vergangenheit hinter sich hat, im Vergleich zu welcher die Jahrtausende menschlicher Geschichte und Ueberlieferung dem Zeitmaasse nach beinahe zu einem Augenblicke zusammenschrumpfen. Die thatsächlichen Beweise für diese Behauptung soll der folgende oder erste der drei großen Hauptabschnitte, in welche unser Buch zerfallen wird, liefern.

Woher kommen wir?

(Alter, Urzustand und Entwicklung des Menschengeschlechts aus rohen Anfängen.)

„Die Naturforschung hat die Geschichte des Menschen in eine Zeit zurückverfolgt, die jenseits aller geschichtlichen Ueberlieferung liegt; sie hat das Alter unseres Geschlechts in jene Vorzeit zurückgeschoben, in der der europäische Mensch mit den Höhlenthiere des Diluviums kämpfte und nicht nur das Fleisch des Mammuth und des Nashorn aß und das Mark ihrer Knochen verzehrte, sondern auch als Kannibale sich am Fleische des eigenen Geschlechtes vergriß; in eine Zeit, da er in unsern Gegenden zwischen Gletschern seine Rennthierherden weidete oder auf den Pfahlbauten unserer Seen lebte oder Muschelhaufen, die Reste seiner Mahlzelt, an den nordischen Küsten aufschichtete.“

Prof. Schaaffhausen,
(Vortrag über die anthropologischen Fragen der Gegenwart.)

„Die Wissenschaft der Jetztzeit hat nicht genug daran, die allerdings sehr hinfälligen Fundamente klassischer Zeitbestimmungen einzureißen und die Entstehung des Menschen in einen so fernen Zeitraum zurückzulegen, daß unsere geschriebene Geschichte dagegen wie ein flüchtiger Augenblick in einer unübersehbaren Reihe von Jahrhunderten erscheint; sie geht noch weiter“ —
u. s. w.

H. Laugel,
(Der Mensch der Vorwelt.)

Im Jahre 1852 (also vor nunmehr 20 Jahren) wurde in Frankreich am südlichen Abhang der Pyrenäen, in der Nähe des französischen Städtchens Aurignac im Departement Haute-Garonne, durch Zufall die Entdeckung einer alten Höhle gemacht, welche seitdem unter dem Namen der „Höhle von Aurignac“ berühmt geworden ist. In dieser Höhle, welche durch eine schwere Sandsteinplatte verschlossen war, fand man die Skelette oder Gebeine von nicht weniger als 17 Menschen, welche hier beigesetzt worden waren und worunter sich Männer, Frauen und Kinder befunden hatten. Leider fand Anfangs nur eine sehr unvollständige Durchforschung der Höhle statt, und die Gebeine wurden an einem andern Orte wieder beigesetzt.

Erst acht Jahre später oder im Jahre 1860 geschah eine genauere und wissenschaftliche Untersuchung und Beschreibung des Ortes durch den berühmten französischen Paläontologen oder Kenner vorweltlicher Thiere, Herrn E. Lartet — ein Mann, der sich seit lange mit der Kenntniß der zahlreichen Knochenhöhlen Südfrankreichs und ihres Inhalts sehr vertraut gemacht hatte. Diese Untersuchung stellte unzweifelhaft heraus, daß die Höhle von Aurignac ein uralter Begräbnißplatz aus der s. g. Steinzeit und aus einer Zeit war, da noch eine große Menge s. g. vorweltlicher, jetzt längst ausgestorbener Thiere in unsern Gegenden gelebt hätte. Als man den Schutt, welcher den Abhang bedeckte, hinweggeräumt hatte, zeigte es sich, daß sich der Boden der Höhle früher in einen geräumigen freien Platz vor derselben oder in

eine Art Terrasse fortsetzte, welche zu jener Zeit eine bedeutende Rolle gespielt und als Terrain für die Begräbnißfeierlichkeiten gedient haben mußte. Zu unterst auf diesem Plage nämlich fand sich ein sechs Zoll dickes Lager von Asche und Holzkohlen und unter den Kohlen eine Art rohen Heerdes, aus mehreren platten Stücken Sandstein bestehend, die durch Hitze geröthet waren und unmittelbar auf dem darunter befindlichen Kalkfels auflagen. Am bemerkenswerthesten nun war, daß sich in der Asche und in der darüber liegenden Erde eine große Menge von Thierknochen und von menschlichen Werkzeugen befanden. Was die Werkzeuge betrifft, so betrug deren ungefähre Anzahl mehr als Hundert, und sie bestanden alle aus Stein, zumeist aus s. g. Feuer- oder Flintstein. Es waren Messer, Pfeilspitzen, Schleudersteine, Späne u. s. w. Auch fand sich einer jener Kieselknollen, welche in den Kreidegebirgen Frankreichs so häufig sind, und aus welchen die Geräthe aus Kiesel oder Feuerstein angefertigt wurden, mit abgeschlagenen Flächen; sowie auch eine Art Hammer, aus einem runden Stein mit Vertiefungen zu beiden Seiten bestehend und aus einer fremden Felsart geformt. Er mag wohl bei Vertiefung der Kieselinstrumente gebraucht worden sein, indem man Daumen und Zeigefinger in die beiden entgegengesetzten Vertiefungen brachte und ihn so handhabte. Ferner fanden sich menschliche Werkzeuge aus Knochen und Geweihen von Reh- und Renthier, wie Nadeln, Pfeilspitzen, Ahle, Glättmesser u. s. w. Auch fand man den der Länge nach durchbohrten Eckzahn eines jungen Höhlenbären mit einer eigenthümlichen Bearbeitung; es schien, als solle er den Kopf eines Vogels darstellen. Derselbe mag vielleicht als s. g. Amulet oder als Schmuck zum Umhängen gebraucht worden sein.

Die gefundenen Thierknochen waren sehr zahlreich, und zwar rührten sie größtentheils von Thieren her, welche in der s. g. quaternären Epoche oder Diluvialzeit, einer abgelaufenen und der unfrigen unmittelbar vorausgehenden Erdbildungs-Periode, gelebt haben. Man zählte nicht weniger als neunzehn Arten,

und darunter gerade die für das Diluvium oder die Diluvialzeit charakteristischsten, wie Höhlenbär, Höhlenhyäne, Mammuth oder vorweltlicher Elefant, wolliges Rhinoceros oder Nashorn, irischer Riesenhirsch, Pferd, Renthier, Auerochse. Weitans am zahlreichsten vertreten waren die Knochen der Pflanzenfresser, während die der reißenden Thiere, so wie auch die vom Mammuth und Rhinoceros nur vereinzelt vorkamen. Man darf daraus wohl schließen, daß die letztgenannten Thiere in der Regel zu mächtig oder zu stark waren, um von dem Urmenschen gejagt oder getödtet zu werden. Alle s. g. Markknochen waren ohne Ausnahme zer-
schlagen und geöffnet, um das dem Urmenschen als Lieblings Speise dienende Mark herauszunehmen. Auch fanden sich die meisten Knochen der Länge nach gerigt oder gestriekt, so als ob man das ihnen anhängende Fleisch mit einem rohen Instrument, allenfalls einem Steinmesser, davon heruntergeschabt hätte. Viele Knochen zeigten auch die Spuren von Zähnen der Raubthiere, und die s. g. schwammigen Theile waren abgenagt. Diese Raubthiere können keine anderen als Hyänen gewesen sein, da ihre verfeinerten Abgänge oder s. g. Coprolithen in großer Menge umher lagen. An vielen Knochen zeigten sich auch die Spuren des Feuers, und zwar in einer Weise, welche erkennen ließ, daß die Knochen in frischem Zustande gewesen sein mußten, als sie demselben ausgefekt wurden.

Menschenknochen fanden sich außerhalb der Grotte keine. Dagegen entdeckte man noch eine Anzahl derselben, und zwar von Hand und Fuß herrührend, im Innern der Höhle; man hatte sie bei der ersten Wegbringung liegen gelassen. Ihr allgemeiner Zustand war vollkommen gleich demjenigen der Knochen der ausgestorbenen Thiere, wie Höhlenbär, Mammuth u. s. w.; und die chemische Untersuchung wies genau die gleiche Menge organischer Substanz darin nach. Alle Menschen- und Thierknochen hatten die Kennzeichen hohen Alters, waren mürbe, porös und klebten an der Zunge.

Aber außer den Menschenknochen fand sich im Innern der
Büchner, der Mensch und seine Stellung. 2. Aufl.

Grotte auch noch eine Anzahl Thierknochen von denselben Thierarten, wie außerhalb, vor — nur mit dem sehr wesentlichen Unterschied, daß keine Spur von Gewaltthat, Benagung, Zerschlagung, Feuer u. dgl. an denselben zu entdecken war. So fanden sich unter andern alle Knochen des Beines eines Höhlenbären in der Lage ihrer natürlichen Skelettverbindung; woraus man schließen darf, daß diese Theile noch unverletzt und mit ihrem Fleisch bedeckt in die Höhle gebracht wurden! Ferner fanden sich 18 kleine flache Platten von einer perlmutterähnlichen Substanz und von einer im Meere vorkommenden Herzmuschel (Cardium) herrührend, welche alle in der Mitte durchbohrt waren und wohl, an einer Schnur aufgereiht, als Halsband getragen worden sein mögen. Endlich beherbergte die Grotte noch eine Anzahl sehr wohl erhaltener und, wie es schien, ungebrauchter Steinmesser, sowie einige Instrumente von Horn u. s. w. Dagegen fand sich keine Spur von den außerhalb so zahlreichen Kohlen im Innern der Höhle!

Bei einem dritten Besuch der Höhle untersuchte Dartet auch den neben derselben bei der ersten Ausräumung aufgehäuften Schutt und fand darin neben vielen bearbeiteten Feuersteinen, Thier- und Menschenknochen und Zähnen auch eine große Anzahl von roh mit der Hand gearbeiteten und in der Sonne getrockneten oder halb gebackenen Topfscherben; endlich verschiedene Schmuckgegenstände aus harten Knochentheilen. —

Die Deutung dieses merkwürdigen Fundes ergibt sich aus dem Gesagten von selbst: Offenbar war die Grotte von Aurignac ein uralter Begräbnißplatz aus der s. g. Steinzeit, in welchem nach und nach die Ueberreste von sieben Menschen beigelegt wurden. Diese Menschen waren von kleiner Statur. Mehr ist leider über dieselben nicht zu sagen, da die Skelette an dem Orte, wohin man sie begraben hatte, nicht mehr aufgefunden werden konnten. Die im Innern der Grotte gefundenen Gegenstände scheinen anzudeuten, daß man, wie dieses bei rohen Völkern üblich war und noch ist, den Todten Fleisch, Instrumente, Waffen und

selbst Schmucksachen mit in das Grab gab. Die schwere Sandplatte vor dem Eingang der Grotte diente offenbar zum zeitweisen Verschluss und zum Schutz gegen das Eindringen wilder Thiere.

Noch mehr Interesse, als die Grotte selbst, bietet der Platz vor derselben oder die oben geschilderte Terrasse, auf welcher offenbar von den Angehörigen und Begleitern der beigesetzten Todten s. g. Leichenschmäuse abgehalten wurden. Deutliche Beweise dafür sind der gefundene Heerd, die Kohlen, die Thierknochen, die Spuren der Zermalmung und des Feuers an denselben, die Instrumente, womit das Fleisch zerschnitten und von den Knochen geschabt wurde, u. s. w. Nach dem Verlassen des Platzes durch die Menschen, und nachdem die Grotte selbst durch Vorschieben der Sandsteinplatte nach jedem Begräbniß verschlossen war, kamen nächtlicher Weile die Hyänen, um sich an den Ueberresten des Leichenmahles gütlich zu thun, wie durch das Benagtsein der Knochen und die umherliegenden Coprolithen bewiesen wird.

Es gibt dieser Fund demnach ein ziemlich deutliches Bild von dem Leben und Treiben des europäischen Urmenschen zu einer Zeit, da es noch keine Geschichte gab, und da Europa noch von jenen großen und mächtigen Vierfüßern bewohnt war, welche man als charakteristisch für eine hinter uns liegende Erdbildungsperiode oder für die fälschlich sogenannte Vorwelt ansieht, und welche inzwischen einer ganz andern thierischen Bevölkerung Platz gemacht haben. Es stimmt das auf diese Weise vor uns aufgerollte, alterthümliche Bild in seinen Einzelheiten merkwürdig überein mit dem, was wir aus den Berichten der Reisenden über wilde Völkersämme in fernen Welttheilen und über deren Gebräuche erfahren haben. So besitzen wir unter Andern aus dem vorigen Jahrhundert den Bericht eines englischen Reisenden, John Carver, der in den Jahren 1766—68 das damalige Nordamerika bereiste und den Begräbnißfeierlichkeiten eines indianischen Stammes im heutigen Iowa, an dem Zusammenfluß des Mississippi mit dem St. Peterfluß, beimohnte. Dieser Bericht schildert jene Feierlichkeiten ganz nach Analogie der bei Aurignac gefundenen Verhält-

nisse und hat, wie Sir Charles Lyell (Alter des Menschengeschlechts) erzählt, unserm großen Dichter Schiller als Vorbild für seine bekannte „Radowessische Todtenklage“ gedient, welche in gleicher Weise die Vorgänge bei Bestattung eines indianischen Häuptlings beschreibt.

Das wirkliche Alter der Grotte von Aurignac wird von den Gelehrten auf 50—100000 Jahre geschätzt. Mag nun diese Schätzung richtig sein oder nicht, so gestattet uns der merkwürdige Fund jedenfalls zu schließen, daß

1) in Europa lange vor aller Tradition oder Ueberlieferung und lange vor aller Geschichte ein wilder Menschenstamm in den ersten und rohesten Anfängen der Cultur und ähnlich unserm heute noch lebenden Wilden existirt haben muß, sowie daß

2) dieser Menschenstamm gleichzeitig mit dem Mammuth, dem vorweltlichen Rhinoceros, dem Höhlenbären u. s. w. oder zusammen mit Thieren gelebt haben muß, welche längst ausgestorben sind, und welche man, wie bereits erwähnt, als charakteristisch für eine abgelauene und hinter uns liegende Erdbildungsperiode oder auch als vorweltlich ansieht. (2)

Diese Schlüsse, welche das Dasein des Menschen auf der Erde in bis jetzt nicht geahnte Fernen zurückrücken, würden vollständig gerechtfertigt sein, wenn uns auch gar keine andere Erfahrung, als die an der Höhle von Aurignac gemachte, zu Gebote stehen würde. Aber der Satz von dem uralten Dasein des Menschen und seinem Zusammenleben mit vorweltlichen Thieren — ein Satz, der so lange auf das Aeußerste bestritten wurde und jetzt nichtsdestoweniger vollkommen bewiesen ist — wird nicht bloß durch den Fund von Aurignac, der hier nur als einzelnes Beispiel für viele andere aufgeführt wurde, bestätigt, sondern durch eine große Reihe ähnlicher Funde aus beinahe allen Theilen der Welt, wie England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, Belgien, ja selbst Amerika, Asien, Australien u. s. w. Ueberall fand man die gleichen oder ähnliche Verhältnisse, und überall zeigten sich Höhlen, in welchen Reste von Menschen oder unzweifelhafte Erzeugnisse der

menschlichen Hand zusammen mit den Resten vorweltlicher Thiere gefunden wurden — und zwar zum Theil unter Umständen, welche bei genauerer Prüfung keinen Zweifel darüber lassen, daß Mensch und Thier gleichzeitig gelebt haben müssen. Besonders berühmt sind aus verhältnißmäßig älterer Zeit die Funde von Schmerling und Spring in den zahlreichen belgischen Höhlen, aus denen schon in den Jahren 1833 und 1834 Schmerling mit vollem Rechte den Schluß auf die Gleichaltrigkeit des Menschen mit den Diluvial- oder vorweltlichen Thieren gezogen hatte.*) Aber seine Stimme verhallte damals dem allgemeinen Vorurtheil gegenüber ebenso in der Wüste, wie die Stimmen der französischen Gelehrten Tournal und Christol verhallt waren — welche Gelehrten schon in den Jahren 1828 und 1829 in den nicht minder zahlreichen Höhlen des südlichen Frankreich (z. B. Vize bei Narbonne, Gondres bei Nîmes, 2c.) gleiche Funde gemacht und gleiche Schlüsse gezogen hatten; oder wie die Stimmen des englischen Geologen Buckland in seinen „Reliquiae diluvianae“ (1822) und des deutschen Paläontologen Baron von Schlotheim, welcher in den Jahren 1820—1824 bei Gera in Thüringen in den dortigen Gypssteinbrüchen Entdeckungen gemacht hatte, die ihn ebenfalls auf die Gleichaltrigkeit von Mensch und Diluvialthier schließen ließen. Auch die interessanten Entdeckungen des dänischen Naturforschers Lund in den zahlreichen Knochenhöhlen Brasiliens konnten den unter dem Druck jenes Vorurtheils stehenden Entdecker selbst nicht recht von der Falschheit desselben überzeugen. Seitdem nun haben zahlreiche und sorgfältige Durchforschungen weiterer Knochenhöhlen,

*) Das Buch von Schmerling, worin er seine wichtigen Beobachtungen der Welt bekannt machte, hat den Titel: Recherches sur les ossements fossiles, decouverts dans les cavernes de la province de Liège, 1833. „Man kann seinen Bericht“, sagt Prof. Fuhlrott, „nicht ohne Theilnahme lesen; man fühlt mit ihm die Schwierigkeit der Aufgabe, eine Ansicht zur Geltung zu bringen, die gegen eingewurzelte Vorurtheile der Zeit vertritt. Und in der That hat er weder durch die Gebiegenheit seiner Beweisgründe, noch durch die Wärme der Ueberzeugung, womit er dieselben unterstützt, damals Anhänger für seine Ansicht gewinnen können.“

namentlich in England, Frankreich und Belgien und theilweise im Auftrage der betreffenden Regierungen, stattgefunden und haben alle zu den nämlichen Ergebnissen geführt. Besonders erwähnenswerth an dieser Stelle ist unter den belgischen Höhlen das s. g. Trou du Frontal oder die Höhle von Frontal im Thale der Lesse, weil dieselbe bei ihrer Auffindung so gleiche oder ähnliche Verhältnisse mit der beschriebenen Höhle von Aurignac darbot, daß man beide fast mit denselben Worten beschreiben könnte. Auch hier hatte man in der mit einer Sandsteinplatte verschlossenen Höhle selbst die Ueberreste von vierzehn Menschen von kleinem Körperbau beigesezt, während sich vor denselben ein für Leichenschmäufe bestimmter Plaz mit einem Heerd und mit Feuer Spuren, sowie mit zahlreichen Kieselmessern, Thierknochen, Muscheln u. s. w. vorfand.

Aber alle jene Funde älterer Zeit waren, wie gesagt, nicht im Stande gewesen, ein wissenschaftliches Vorurtheil umzustürzen, welches lange Zeit hindurch in der gelehrten Welt unumschränkt herrschend war und welches sich selbst noch bis auf den heutigen Tag, trotz aller Gegengründe, in einigen gelehrten und in sehr vielen nichtgelehrten Kreisen in großer Ausdehnung erhalten hat. Dieses Vorurtheil besteht darin, daß der Mensch nicht älter auf Erden sein könne, als die jüngste und letzte der uns bekannten Erdbildungsperioden oder als das s. g. Alluvium, d. h. als eine durch die Thätigkeit unserer heutigen Flüsse an ihren Ufern und Mündungen erzeugte Ablagerung, deren Zustandekommen wesentlich dieselbe Gestalt der Erdoberfläche, wie heute, dasselbe Gleichgewicht zwischen Wasser und Land, sowie auch das Bestehen der heute lebenden Pflanzen- und Thierwelt zur nothwendigen Voraussetzung hat, — und daß sich höchst wahrscheinlich sein Dasein auf der Erde um einen Zeitraum bewege, der nicht höher hinaufreiche, als höchstens bis zu einigen tausend Jahren vor unserer christlichen Zeitrechnung. Dieses Vorurtheil, durch Alter geheiligt und, wie man glaubte, durch eine große Autorität der Wissenschaft gestützt, wurde allerdings durch eine Reihe von Umständen genährt und stark er-

halten, unter denen vielfache frühere Täuschungen durch angeblich gefundene fossile (versteinerte) Menschenknochen, welche sich später als Thierknochen auswiesen (3), und der vermeintliche Widerspruch des großen Anatomen und Naturforschers Cuvier (4) eine Hauptrolle spielten. Aber fast noch mehr, als diese beiden Umstände, mag zur Verkennung der Wahrheit der weitere Umstand beigetragen haben, daß jenes Vorurtheil sehr gut zu einer verbreiteten philosophischen Ansicht stimmte, welche allmählich Lieblingsmeinung des Publikums geworden war. Diese Meinung ging dahin, daß der Mensch als die letzte Blüthe und Krone der Schöpfung oder gewissermaßen als deren Schlußstein auch nur während der letzten und jüngsten Erdbildungsperiode oder der Neubildung, dem s. g. Alluvium, auf der Bühne des Daseins erschienen sein könne, und daß er nicht bloß die höchste Vollendung, sondern auch den letzten Abschluß der ganzen organischen Schöpfungsthätigkeit bilde.

Diese bequeme Ansicht oder Meinung drohte natürlich durch jene Forschungen an Werth zu verlieren oder gar ganz über den Haufen zu stürzen; und da die Mehrzahl der Menschen ihrer geistigen Ruhe oder Bequemlichkeit wegen nichts mehr fürchtet, als Erschütterung alter Glaubenssätze, so wehrte man sich gegen die neue Ueberzeugung bis auf den letzten Blutstropfen. Allerdings kam den Gegnern der neuen Lehre bei ihrem Widerstand gegen den fossilen Menschen (5) und gegen die Beweiskraft der Höhlenfunde ein Umstand sehr zu Statten:

So lange man nämlich nur die geschilderten Höhlenfunde kannte, sagte man: Selbst alle jene Funde und deren Resultate zugegeben — wie kommt es, daß man keine menschlichen Ueberreste oder keine Spuren menschlicher Thätigkeit in offenen Erdschichten aus der Zeit vor dem Alluvium, in freien Ablagerungen beim hellen Tageslichte findet? Warum begegnet man ihnen stets nur in jenen dunklen Höhlen und Grotten, wo doch immerhin die Möglichkeit eines späteren und zufälligen Zusammenschwemmens der Ueberreste von Mensch und Thier durch große Wasserfluten nicht ausgeschlossen bleibt, und wo überhaupt die Eigenthümlichkeit

der gefundenen Verhältnisse noch so Vieles dunkel und räthselhaft erscheinen läßt? —

Auch auf diese wichtige Frage ist die nie rastende Forschung die Antwort nicht schuldig geblieben. Hier könnte man nun eine rührende Geschichte erzählen von einem Manne, der zwanzig lange Jahre, verkannt und verspottet, vergeblich gegen das große Vorurtheil von der Jugend des Menschengeschlechtes auf Erden ankämpfte, bis ihm endlich Sieg und Anerkennung zu Theil wurde. Es ist der berühmte französische Alterthumsforscher und Entdecker der vorweltlichen Kieselärte, Boucher de Perthes, in Abbeville an der Somme. Die Somme ist ein Fluß im nördlichen Frankreich, in der s. g. Pikardie, welcher sich in den Kanal ergießt. Er verläuft zum größten Theil in einem Bezirk von weißer Kreide, welche zum Theil mit Ablagerungen aus der s. g. Tertiär-Zeit bedeckt ist. Ueber diesen Tertiärschichten finden sich große Lager von Geröll, Sand, Kies und Lehm aus der bereits öfter erwähnten Diluvialzeit oder aus der s. g. Schwemmland-Periode. Diese Lager nun wurden in der Nähe der Städte Amiens und Abbeville in großer Ausdehnung bloßgelegt, theils durch Anlage großer Kiesgruben und Festungsbauten bei Abbeville, theils in noch neuerer Zeit durch Führung eines Kanals und einer Eisenbahn (1830—1840). Schon seit langen Jahren hatte man in jenen diluvialen oder aus der Schwemmland-Periode stammenden Ablagerungen in einer Tiefe von 20—30 Fuß und nahe der unterliegenden Kreide Knochen diluvialer und ausgestorbener Thiere (wie Elefant, Nashorn, Bär, Hyäne, Hirsch u. s. w.) gefunden und nach Paris an Cuvier gesandt, der sie bestimmte und beschrieb. Hier nun und an denselben Fundstellen fand Boucher de Perthes jene berühmten Kieselärte der rohesten Form, welche der ganzen Frage von dem Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde eine andere Gestalt gegeben haben. Boucher hatte wahrscheinlich schon in den Jahren 1805 und 1810 in italienischen Höhlen gewisse bearbeitete Feuersteine gesehen und war durch deren eigenenthümliche Färbung auf ihr hohes Alter aufmerksam geworden.

Seine antiquarischen Kenntnisse als Alterthumsforscher befähigten ihn überdem zur Unterscheidung jener Kieselärte von den s. g. Celts oder Steinmeißeln — d. h. polirten oder geschliffenen Steinwaffen aus einer viel späteren Zeit, welche an sehr vielen Orten gefunden werden und in allen antiquarischen Sammlungen in großer Menge vorhanden sind. Im Jahre 1838 legte Boucher zum Erstenmal die gefundenen Kieselärte der wissenschaftlichen Gesellschaft von Amiens vor, aber ohne Erfolg. Ebenso wenig Erfolg erzielte er dadurch, daß er dieselben 1839 nach Paris brachte. Im Jahre 1841 begann er die Anlage seiner später so berühmt gewordenen Sammlung; 1847 geschah die Veröffentlichung seiner „Antiquités diluviennes“ (Alterthümer aus der Diluvialzeit). Aber auch dieses Werk erregte keine Aufmerksamkeit, bis endlich im Jahre 1854 ein französischer Gelehrter, Namens Rigollot, welcher lange Zeit entschiedener Gegner der Ansichten Boucher's gewesen war, sich von der Richtigkeit seiner Angaben durch eigenen Augenschein überzeugte und nun selbst mit Erfolg Nachforschungen in der Umgebung von Amiens nach jenen Kieselwerkzeugen anstellte. Ihm folgten bald Andere, namentlich Engländer, und unter ihnen der berühmte Geolog Sir Charles Lyell, in dessen eigener Gegenwart während eines zweimaligen Besuchs nicht weniger als 70 Steinärte hervorgezogen wurden, sowie die Gelehrten Prestwich, A. Gaudry und Andere. Bald strömten die Gelehrten von allen Seiten zusammen, und Alle, welche selbst kamen und untersuchten, gingen befehrt von dannen. Zwar wurden, wie man leicht denken kann, Einwände aller Art erhoben; man erklärte die Aerte bald für Auswürfnisse von Vulkanen, bald für durch Wasser oder Frost hervorgebrachte Naturprodukte. Andere wieder, welche ihren künstlichen Ursprung nicht abzuleugnen wagten, wollten sie durch allmähliches Sinken vermittelt der eigenen Schwere oder durch ein Hinabfallen in Erdspalten in ihre tiefe Lagerung gebracht wissen. Aber alle jene Einwände erwiesen sich alsbald als unstichhaltig. Es traten mehrmals gelehrte Commissionen zur Untersuchung zusammen, darunter die gefeiertsten Namen von England und Frank-

reich, und das allgemeine Resultat jener Untersuchungen sprach sich in folgenden wichtigen Sätzen aus:

1) Die Kieselärte sind unzweifelhaft von Menschenhand gemacht.

2) Sie liegen in f. g. jungfräulichen, d. h. ungefürten, durch spätere Naturereignisse nicht umgewählten Ablagerungen aus der diluvialen Zeit -- Ablagerungen also, welche zu ihrem Zustandekommen eine wesentlich andere Gestaltung der Erdoberfläche, als die heutige, voraussetzen.

3) Sie finden sich in Gesellschaft mit Ueberresten vorweltlicher und nunmehr ausgestorbener Thierarten; und sie beweisen ein weit über alle Zeiten der Geschichte und der Erinnerung hinaus liegendes Alter des Menschen auf der Erde.*)

Was nun die Kieselärte selbst anlangt, so hat man deren im Sommethal nach und nach so viele gefunden, daß sich ihre Anzahl schon vor mehreren Jahren in die Tausende belief, ungerchnet viele Tausende von Abfällen, Splintern, unvollkommenen Stücken, u. s. w. Verfertigt von den in der weißen Kreide von Frankreich so häufigen Kieselknollen, repräsentiren sie gewissermaßen die erste und niederste Stufe menschlicher Kunstfertigkeit. Ihre Erzeugung geschah lediglich durch gegenseitiges, oft wiederholtes Aneinanderschlagen der Kieselknollen, welche sich bei solchem Verfahren mit scharfem, muschligem Bruche zu spalten pflegen. Der sehr harte Kiesel oder Feuerstein, auch Flintstein genannt, ist

*) In ähnlicher Weise spricht sich Karl Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen“ auf Seite 52 des ersten Bandes aus: „Es ist heute unwiderleglich dargethan, daß diese Feuersteinwaffen nur von dem Menschen fabricirt werden konnten, daß sie keiner andern natürlichen Ursache ihr Dasein verdanken, daß sie in großen Mengen in Schichten liegen, die seit ihrer Ablagerung niemals berührt oder umgewählt wurden, und daß sie ohne Zweifel aus derselben Zeit stammen, wie alle die ausgestorbenen Thiere, welche ich früher anführte.“ Und A. Langel (der Mensch der Vorwelt) sagt: „Die größten Skeptiker gestehen nunmehr zu, daß die von Boucher de Perthes in so bedeutender Anzahl gefundenen Steine ihre besondere Form und ihre Schärfe der Menschenhand verdanken.“

nämlich trotz seiner Härte leicht spaltbar, namentlich wenn er in frischem Zustande und noch mit seiner s. g. Grubenfeuchtigkeit versehen zur Bearbeitung kömmt, oder wenn man ihn vorher längere Zeit in Wasser eingeweicht hat. Hatte man die Knollen im Großen zerspalten, so wurden nachher die einzelnen Stücke mit kleinen Schlägen so lange bearbeitet, bis sie eine brauchbare Form erlangten — und damit war das Geräth fertig (*). Daß dieses Verfahren das in Wirklichkeit angewendete gewesen ist und zum Ziele führt, ist durch angestellte Versuche erwiesen worden. Man findet an diesen rohesten Kieselinstrumenten keine Spur von feinerer Bearbeitung, von Politur, Schleifung oder Verzierung, wie dieses bei den Steinwaffen aus späterer Zeit die Regel ist. Ebenso wenig findet sich an ihnen ein Loch für den Stiel oder eine äußere Aus-
höhlung oder Einkerbung für Aufnahme in die den Stein von Außen umfassende Handhabe. Es wurden die Kieselärte entweder nur mit der bloßen Hand geführt oder nothdürftig in Holzstöcke eingeklemmt, wie dieses letztere auch heutzutage noch von vielen wilden Völkern geschieht, welche ihre Steinwaffen zumest in gespaltene Baumäste einklemmen und durch festes Binden ober- und unterhalb des Steines festzuhalten suchen.

Sonst fand sich im Sommethal an den Fundorten der Kiesel-
ärte keine weitere Spur von menschlichen Werkzeugen, namentlich nicht von jenen Geräthen aus Horn, Knochen, Muscheln u. s. w., welche in Ablagerungen aus späterer Zeit so häufig gefunden und namentlich in den zahlreichen knochenführenden Höhlen fast niemals vermischt werden. Woraus man schließen darf, daß die Sommethal-
Funde jedenfalls noch viel älter sind, als die beschriebene Höhle von Aurignac, in der sich bereits eine ganze Auswahl von aus Knochen und Horn gefertigten Werkzeugen und von s. g. Feuer-
stein-Messern, welche ebenfalls eine spätere Culturstufe andeuten, gefunden hatte.

Somit können wir die Kieselärte des Sommethals, welche man in der archäologischen Wissenschaft nach ihren Fundorten speciell als die Steinwerkzeuge von dem Amiens- und Abbe-

vil le-Charakter zu bezeichnen pflegt, als die früheste, bis jetzt bekannte Spur menschlicher Industrie oder als den ersten und rohesten Anfang aller Kunstfertigkeit und Cultur ansehen. Als ein solcher Anfang haben dieselben natürlich trotz ihrer Einfachheit und Rohheit die höchste Bedeutung und erregen unser tiefstes Interesse. Denn sie zeigen, mit welchen rohen und ursprünglichen Anfängen der Mensch seine lange und schwierige Laufbahn zur Civilisation beginnen mußte, und wie klein und unscheinbar die ersten Anfänge einer Cultur sind, welche später so unendlich Großes und Herrliches geleistet hat. Sie geben uns den besten Fingerzeig für Erkennung des großen Grundgesetzes der Natur und des Menschen, nach welchem Alles, was Mensch und Welt Großes und Staunenswerthes besitzen oder leisten, nicht ein unverdientes Geschenk von Oben ist, sondern nur aus langsamer und schwieriger Entwicklung aus einfachen und rohen Anfängen heraus, aus allmählicher Entfaltung der in Mensch und Natur schlummernden Kräfte und Fähigkeiten hervorgegangen ist. „Entwicklung heißt von jetzt an das Zauberwort, durch das wir alle uns umgebenden Räthsel lösen oder wenigstens auf den Weg ihrer Lösung gelangen können.“ (Häckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte, Berlin 1868).

„Berachten wir daher“, so sagt der berühmte Entdecker der Rieselärte selbst, Doucher de Bertheß, in seinem vortrefflichen Schriftchen über den vorweltlichen Menschen (*De l'homme antédiluvien etc.*, Paris 1860), „nicht die ersten Versuche unserer Vorfäter; stoßen wir sie nicht mit dem Fuße zurück. Wenn sie dieselben nicht gemacht hätten, oder wenn sie nicht in ihren Anstrengungen ausgeharrt hätten, so würden wir weder unsere Städte, noch unsere Paläste, noch die Meisterwerke, welche wir in ihnen bewundern, besitzen. Der erste, welcher einen Rieselfstein gegen einen andern schlug, um ihm eine Form zu geben, that zugleich den ersten Meißelhieb, welcher die Minerva und alle Marmorwerke des Parthenon gebildet hat.“ —

Uebrigens darf hier nicht vergessen werden zu bemerken, daß gegenwärtig das Sommethal nicht mehr der einzige Ort ist, wo

die rohen Kieselwerkzeuge von dem beschriebenen Charakter gefunden werden. Seitdem diese Kerze und ihr Aussehen einmal genauer bekannt geworden und man auf dieselben überhaupt aufmerksam gemacht war, fand man sie nicht nur an vielen andern Stellen Frankreichs, so namentlich im Seinethal, wo ihre Lagerung im untersten Diluvium in Gemeinschaft mit Knochen von Diluvialthieren durch Goffe sehr genau constatirt wurde, sondern auch in vielen andern Ländern Europas, Asiens, Amerikas u. s. w. — und zwar ebenfalls in s. g. quaternären oder diluvialen Ablagerungen oder Schwemmgebilden und in Gesellschaft mit den Gebeinen jener ausgestorbenen Thiere, welche wir bereits kennen gelernt haben, sowie begleitet von derselben Abwesenheit weiter vorgeschrittener menschlicher Kunstproducte. Dabei ist das Verhältniß der Lagerung der Kieselwerkzeuge zu den Thierknochen nicht immer so, daß man bloß einzelne Knochen gemischt mit den Kunstproducten findet, sondern daß bisweilen ganze Skeletttheile in ihrer normalen Lage (Baillon) in den ärzteführenden Kieslagern angetroffen werden — so daß schon hierdurch jeder Gedanke an eine spätere zufällige Vermischung und Zusammenschwemmung verbannt wird. Ein sehr beweisender Fund dieser Art wurde am Ufer des Manzanares bei Madrid durch Casiano de Prado gemacht. 1845—50 entdeckte man in dem dortigen Diluvial-Sand große Skeletttheile des Nashorns und bald auch ein vollständiges Skelett eines Elefanten. In einer unter diesem knochenführenden Diluvial-Sand liegenden Schicht von Kollsteinen nun wurden mehrere menschliche Kieselärzte gefunden. Dieser Fund löst nach Karl Vogt (Archiv für Anthropologie, 1866, I. Heft) alle Zweifel.

Am häufigsten hat man die Kieselärzte bis jetzt in alten Flußthälern Englands und Frankreichs (in England auch an mehreren Stellen des Meeresufers) gefunden; und ihre Anfangs geringe Zahl ist nach und nach so bedeutend geworden, daß Sir John Lubbock die Anzahl der allein im nördlichen Frankreich und südlichen England ausgegrabenen Flintstein-Werkzeuge des von ihm s. g. paläolithischen oder des frühesten oder ältesten

Steinzeitalters auf mehr als Dreitausend schätzt. Keines dieser Werkzeuge ist geschliffen, und es finden sich in ihrer Gesellschaft weder Metall- noch Töpferwaaren, noch Werkzeuge von Knochen oder Horn oder dergleichen*).

Ja man erinnerte sich in England nach dem Bekanntwerden der Sommethal-Funde — und es ist dies geschichtlich gewiß sehr merkwürdig — daß man schon im Jahre 1797 dieselben Kiesel-ärte in großer Anzahl aus einem Ziegelwerke bei Horne in der Grafschaft Suffolc aus einer Tiefe von 12 Fußcn und in Gemeinschaft mit Knochen vorweltlicher Thiere ausgegraben und, da man nichts mit ihnen anzufangen wußte, Körbe voll davon auf die vorüberführende Chaussee geschüttet hatte. Ein englischer Alterthumsforscher, Namens John Frère, war zwar aufmerksam darauf geworden und las im Jahre 1801 eine Abhandlung darüber in der englischen Gesellschaft der Alterthumsforscher; aber man legte der Sache damals keine Wichtigkeit bei. Dennoch hatte Frère schon damals ganz richtig bemerkt, daß der Fund auf eine sehr entfernte Zeit, ja selbst auf eine vorweltliche Periode hindeute. So kurz der Brief ist, so enthält er doch schon die Essenz aller folgenden Entdeckungen und Speculationen über das Alter des Menschengeschlechts.

Ja schon im Jahre 1715 hatte man ein solches Kieselinstru-
ment der ältesten Art aus dem Grobsand von London in Gemein-

*) Auch in Deutschland fehlt es zur Zeit nicht mehr an Auffindung ächter paläolithischer Werkzeuge. Aus Berlin schreibt Herr Kreisrichter Ernst Friedel unter dem 21. Januar 1870 an den Verfasser, daß es ihm gelungen sei, mehre paläolithische Flintwerkzeuge im Havel-Diluvium zwischen Potsdam und Brandenburg in Gemeinschaft mit Nesten vom Mammuth und wahrscheinlich auch vom Nashorn aufzufinden. Für das enorme Alter der Werkzeuge spricht auch die bis in eine ziemliche Tiefe reichende Durchdringung ihrer Oberfläche mit Eisenoxydhydraten. „Wenn die Tiefe“, so fügt Herr Friedel hinzu, „in der dergl. Knochen gefunden werden (sie geht bis zu 120 Fuß), nicht meist so enorm wäre, so würde man, wie ich überzeugt bin, den Elefanten, das Nashorn und das wilde Pferd als mit dem Menschen gleichzeitig auch in unsern Gegenden längst erkannt haben.“

Ann. zur zweiten Aufl.

schaft mit Elefantenknochen ausgegraben, war aber damals noch weniger, wie später, im Stande, bestimmte Folgerungen daran zu knüpfen (?). Bemerkenswerth ist auch noch die große Ähnlichkeit aller dieser in England und Frankreich gefundenen Aerte untereinander, so daß die Arbeiter in den Gruben sie nach ihrer äußeren Gestalt mit dem allgemeinen Namen der „Kazenzungen“ belegt haben. Zur theilweisen Erklärung dieses Umstandes möge man sich daran erinnern, daß zur Zeit des Diluviums England und Frankreich noch nicht durch den Kanal getrennt waren, sondern eine unmittelbare Landverbindung besaßen, sodaß eine gegenseitige Communication der damaligen Bewohner beider Länder leicht möglich war.

Endlich ist an dieser Stelle noch daran zu erinnern, daß auch die Höhlenfunde eine sehr reiche Ausbeute von rohen Stein-Instrumenten, namentlich von Kieselmessern, wenn auch zum Theil von anderm Charakter und meist einer etwas spätern Zeit angehörig, geliefert haben.

Soviel über die Kieselärte aus der Diluvialzeit, von denen übrigens nunmehr in den großen Museen von London, Paris u. s. w. viele und ausgezeichnete Exemplare zu sehen sind. Ihrer Beweiskraft für das hohe Alter des Menschengeschlechts hat man dadurch Abbruch zu thun gesucht, daß man die Frage aufwarf: Warum findet man nicht in Gemeinschaft mit jenen Aerten weitere menschliche Ueberreste, namentlich menschliche Knochen, da doch Thierknochen genug vorhanden waren? Dieser Punkt wurde von den zahlreichen Gegnern der neuen Lehre begierig aufgegriffen und hat in der That zu manchen Zweifeln Anlaß gegeben. Lyell gibt zwar zur Erklärung dieses räthselhaften Punktes in seinem bereits öfter erwähnten Buch über das Alter des Menschengeschlechts eine scharfsinnige und, wie wir denken, durchaus genügende Erklärung. Allein diese Erklärung ist unnöthig geworden, seitdem es dem Entdecker der Kieselärte, Boucher de Perthes, gelungen ist, auch diesem Verlangen Genüge zu thun. Am 28. März 1863 zog derselbe mit eigenen Händen aus einer Kiesgrube bei Abbeville, am

Fundorte der Aexte, aus einer sehr tiefen Lagerung, ganz nahe der unterliegenden Kreide, eine menschliche Kinnlade hervor — die seitdem so berühmt gewordene Kinnlade von Moulin Quignon.

Sie befindet sich jetzt im Pariser Anthropologischen Museum, ist von sehr dunkler, schwarzblauer Färbung und etwas nach dem Thierischen neigender Bildung. Zwar erhob man, namentlich von Seiten der auf die französischen Entdeckungen etwas eifersüchtigen englischen Gelehrten, Einwände gegen die Richtigkeit der Kinnlade, welche zu langen, gelehrten Streitigkeiten Anlaß gaben. Jedoch entschied am 13. Mai 1863 eine internationale gelehrte Commission, daß die Kinnlade ächt sei und wirklich da gelegen habe, wo sie gefunden worden sei, sowie daß sie gleichzeitig mit den diluvialen Kieselärzten sei (*). Bis zum 16. Juli 1864 blieb dieser interessante Fund vereinzelt. An diesem Tage jedoch fand Boucher de Perthes nicht weit von jener Fundstelle unter gleichen Verhältnissen und in einer Tiefe von drei Metern eine Anzahl weiterer menschlicher Knochen von gleicher Beschaffenheit, wie die Kinnlade, darunter einen Schädel von sehr tiefstehender Bildung. —

Uebrigens sind dies nicht die einzigen fossilen Menschenknochen, welche man außerhalb der Höhlen gefunden hat. Lyell zählt in seinem berühmten Buche über das Alter des Menschengeschlechts' deren noch eine weitere Anzahl aus verhältnißmäßig älterer Zeit auf, so der 1844 von Dr. Aymard entdeckte fossile Mensch von Denise, dessen Ueberreste eingeschlossen in den alten vulkanischen Tuff eines längst erloschenen Vulkans von Centralfrankreich (Auvergne) angetroffen wurden. Der Mensch, dem diese Ueberreste angehörten, muß gelebt haben, da jene Vulkane noch in Thätigkeit waren; und daß diese Thätigkeit einer längst vergangenen geologischen Zeit angehört, wird dadurch bewiesen, daß in ähnlichen Tuffblöcken jener Gegend die Ueberreste von Höhlenhyäne und Flußpferd angetroffen wurden. Ferner das menschliche Fossil von Natchez am Mississippi (Nordamerika), welches in der 1811 durch ein Erdbeben entstandenen s. g. Mammuthschlucht in Gesellschaft der Knochen von Mastodon und Megalonyx

(längst ausgestorbenen und einer vergangenen Erdbildungsperiode angehörigen Thieren) gefunden wurde. Weiter ein menschliches Skelett, welches 1823 Ami-Boué im s. g. Rheinlöß (ein Product der s. g. Eiszeit) bei Lahr in Baden (gegenüber Strassburg) fand, sowie die unter ganz ähnlichen Verhältnissen gefundenen menschlichen Knochen von Eguißheim im Elsaß (9); endlich der menschliche Unterkiefer aus dem Löß bei Maftricht (Belgien), welcher beim Bau eines Kanals (1815—1823) zusammen mit Knochen vorweltlicher Thiere gefunden wurde und jetzt im Museum in Leyden aufbewahrt wird.

Alle diese Knochen wurden unter Umständen und in einem Zustande gefunden, daß, wenn es Thierknochen gewesen wären, Niemand an ihrer Fossilität gezweifelt haben würde. Da es aber Menschenknochen waren, so schien der Zweifel, so lange das allgemeine Vorurtheil bestand, gerechtfertigt. Nunmehr jedoch werden sie von Lyell, der sie alle selbst gesehen und geprüft hat, für entschieden fossil, d. h. einer andern Erdbildungsperiode als der unserigen angehörig, erklärt. Dasselbe thut Lyell in Bezug auf das Skelett des berühmten Neanderthales, welches 1856 in einer Kalksteinhöhle des s. g. Neanderthales bei Düsseldorf gefunden wurde⁽¹⁰⁾, und von welchem später wegen seines ganz besonderen Interesses für die Urgeschichte und den Urzustand des Menschen noch des Genaueren die Rede sein wird.

Seit Lyell sind übrigens noch eine ganze Reihe anderweitiger Funde von menschlichen Knochen, sowohl innerhalb als außerhalb der Höhlen, bekannt geworden, welche alle durch ihre Beschaffenheit wie durch ihre Lagerung mehr oder weniger eine gleiche Bedeutung oder einen ähnlichen Anspruch auf die Fossilität besitzen, deren genauere Aufzählung uns hier jedoch zu weit führen würde⁽¹¹⁾. Auch wird eine Anzahl derselben bei Gelegenheit einer späteren Auseinandersetzung nochmals nähere Erwähnung finden. —

Aber mit Allem Diesem sind die Beweise für das hohe Alter des Menschengeschlechts auf Erden immer noch nicht erschöpft. Es gibt noch eine dritte Reihe von Beweismitteln, die allerdings

die allerdings hier nur mit größter Flüchtigkeit berührt werden können, und die wir beinahe ausschließlich dem berühmten französischen Gelehrten und unermüdblichen Paläontologen E. Lartet verdanken. Diese Beweise lassen — auch wenn dem nur die Lage der Erdschichten und die Möglichkeit einer späteren Ummühlung im Auge habenden Geologen oder Erdkundigen noch Zweifel bleiben könnten ⁽¹²⁾ — doch für den Zoologen und Paläontologen gar keinen Zweifel an dem Zusammenleben von Mensch und Diluvialthier übrig. Es bestehen diese Beweise in den Spuren menschlicher Einwirkung auf die Knochen vorweltlicher Thiere. Schon vor Lartet hatte man dergleichen gefannt oder beobachtet. So hatte man in Schweden und Island an den knöchernen Ueberresten eines *Bos priscus* (Urochs) und eines Riesenhirsches Zeichen gefühener Verwundung durch Menschenhand während des Lebens entdeckt, und dasselbe wollte man in Amerika an verwundeten Mastodon-Knochen constatirt haben. Aber Genaueres und Sichereres wurde erst durch Lartet bekannt, der ein specielles Studium aus dem Gegenstande gemacht hat. Er bezeichnet für Frankreich neun charakteristische Diluvialthiere: Höhlenbär, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne, Mammuth, Rhinoceros oder Nashorn mit knöcherner Nasenscheidewand, Riesenhirsch, Kenthier, Auerochs und Ur, und unterscheidet darnach auch vier aufeinanderfolgende Perioden, von denen die des Höhlenbären die älteste, die des Mammuth und Nashorn die zweitälteste und die des Ur die jüngste ist. An den Knochen fast aller dieser Thiere nun hat Lartet die unverkennbaren Spuren menschlicher Einwirkung zur Zeit des Lebens oder in frischem Zustande constatirt; und es sind diese Spuren Folge theils von Verwundung, theils von Bearbeitung, theils von Zerschlagung. Das letztere oder die Zerschlagung wird am häufigsten angetroffen — und dieselbe wurde offenbar aus keinem andern Grunde vorgenommen, als um das darin enthaltene Mark herauszunehmen, welches unsere frühesten Vorfahren als Nahrungsmittel ebenso sehr geliebt zu haben scheinen, wie es auch heute noch wilde und civilisirte Völker lieben ⁽¹³⁾. Viele Knochen lassen auch

eine eigenthümliche Striefung erkennen, so als ob das Fleisch mit Messern oder Steinsplittern wäre von ihnen abgeschabt worden.

Aber nicht genug hiermit — so finden sich auch zahlreiche Spuren künstlerischer Bearbeitung und sogar Zeichnungen, Modelirungen u. dgl. Es sind rohe Figuren oder Umriffe, meist damals lebende Thiere vorstellend und mit Feuerstein auf die Knochen und Geweihe von Renthier, Riesenhirsch u. s. w. eingeritzt. Auch fand man an denselben Stellen Stücke oder Platten von f. g. Rieselschiefer mit den eingeritzten Umrissen von Thieren, namentlich von Elenthier, vom Renthier, aber auch von noch viel älteren Thieren, wie dem Mammuth oder dem langhaarigen Elefanten u. s. w. Ja selbst die mangelhaften Umriffe einer Menschenfigur sind auf einem gravirten Renthier-Hornstück zwischen zwei sehr charakteristischen Pferdeköpfen aufgefunden worden. Die Zeichnungen selbst sind zwar sehr roh, oft von großer Naivetät und verrathen die Kunst in ihrer Kindheit; aber doch sind sie nach den übereinstimmenden Angaben Derjenigen, welche sie gesehen haben, alle so, daß man auf den ersten Blick die Thiere oder Gegenstände erkennt/ welche dargestellt werden sollen. Namentlich deutlich sind die Zeichnungen von Renthier und Mammuth ⁽¹⁴⁾. So fand Herr von Lastic in der Höhle von Bruniquel, welche an den Ufern des Arveyron liegt, einen mit Schnitzarbeit geschmückten Knochen, auf welchem neben einem vollkommen erkennbaren Pferdekopf ein nicht minder charakterisirter und durch die Form des Geweißes leicht zu erkennender Renthierkopf einschraffirt war. Auch hat man Dolchgriffe von Elfenbein oder Knochen gefunden, welche die genannten Thiere in ganzer Figur darstellen. Am häufigsten sind die gravirten oder bearbeiteten und zu allen möglichen Zwecken zugerichteten Renthier-Geweihe.

Im Ganzen hat Lartet 17 Plätze aufgefunden und namhaft gemacht, wo jene Gegenstände gefunden wurden, und wo nach ihm der Mensch unzweifelhaft mit jenen Thieren zusammen gelebt hat. Im Jahre 1864 legten er und Christy zuerst der französischen Akademie eine Anzahl jener Stücke aus der an Knochenhöhlen so

reichen Dordogne vor und überzeugten damit auch die Ungläubigsten (15). Aber schon einige Jahre später war die Ausbeute an diesen merkwürdigen Gegenständen eine so reiche geworden, daß man auf der großen Pariser Ausstellung im Jahre 1867 ganze Glasschränke mit ihnen, sowie mit den übrigen Beweisstücken der vorgeschichtlichen Existenz des Menschen anfüllen konnte. Gabriel de Mortillet, der berühmte französische Archäologe, schließt einen Bericht über diesen Theil der Ausstellung mit den denkwürdigen Worten:

„Die Gleichaltrigkeit des Menschen mit den letzten ausgestorbenen Thierarten, sowie mit dem eingeborenen Renthier in Frankreich, ist vollständig und unwiderruflich bewiesen durch die Entdeckung von Werken der menschlichen Kunst, reichlich gemischt mit Ueberresten ausgestorbener oder ausgewanderter Thiere in unberührten quaternären Erdschichten und inmitten von niemals umgewählten Höhlen-Ablagerungen. In dieser Beziehung lassen die Glasschränke, welche die linke Seite des ersten Saales der Geschichte der Arbeit in Frankreich einnehmen, auch nicht den geringsten Zweifel. Sie genügen vollständig, um auch die Ungläubigsten und Hartnäckigsten zu überzeugen.

„Aber der Glasschrank mit den Producten aus der Renthierzeit liefert eine noch viel entscheidendere Probe. Der Mensch hat nicht allein das inzwischen ausgewanderte Renthier, sondern auch den großen Höhlenbären, den Hölentiger und das Mammuth, also vollständig ausgestorbene Thierarten, vollkommen abgebildet — und zwar dieses meistens auf den Ueberresten des Renthiers und des Mammuths selbst! Der Mensch war daher unzweifelhaft der Zeitgenosse dieser Thiere, von denen er verschiedene Theile verwendete und welche er so vortrefflich abbildete. Ueberzeugendere Beweise kann es nicht geben!“ (Siehe Revue des Cours scientifiques, 1867, Seite 703.)

Die angeführten Funde Cartet's und seiner Nachfolger erstrecken sich nun alle nur auf die Knochen der s. g. Diluvialthiere, welche namentlich aufgeführt worden sind. Aber in den

letzten Jahren sind in dieser Richtung weitere Funde eines französischen Gelehrten Desnoyers, bekannt geworden, welche, wenn richtig, das Alter des Menschengeschlechts auf Erden in eine Zeitperiode hinaufrücken, an die bisher Niemand (außer auf Grund allgemeiner theoretischer Vermuthungen) zu denken gewagt hatte. Es sind Spuren künstlicher oder menschlicher Einwirkung an Knochen von Thieren aus der s. g. Tertiärzeit, welche in den Kieslagern von St. Prest bei Chartres in Frankreich gefunden wurden, und welche Spuren ganz analog denjenigen an den Knochen der Diluvialzeit sein sollen. Bekanntlich bildet die s. g. Tertiär-Periode die dritte und letzte der drei großen Abtheilungen, in welche man die versteinierungsführenden Erdschichten und somit auch die Erdgeschichte selbst zu bringen pflegt (als Primär-, Secundär- und Tertiär-Zeit), und ist der Diluvial-Zeit unmittelbar vorausgegangen. Lyell hat die fraglichen Beweisstücke selbst geprüft und hält die darauf gebauten Schlussfolgerungen zwar für sehr wahrscheinlich, spricht sich aber doch im Ganzen in seinem „Alter des Menschengeschlechts“ noch zweifelhaft über die ganze Sache aus. Dagegen erklärt Karl Vogt (Vorlesungen über den Menschen und Archiv für Anthropologie) die Funde für sicher und unzweifelhaft und die Erdbildung, in der jene Knochen angetroffen wurden, für bestimmt tertiär oder für geologisch älter, als die französischen Schwemmbildungen. Sie ist nach ihm charakterisirt durch die Gegenwart des *Elephas meridionalis* oder des südlichen Elefanten und gehört einer Epoche an, welche unzweifelhaft der s. g. Gletscher-Periode und der Zeit des Höhlenbären, des Mammuth und des Knochen-Mashorns vorhergeht. Auch der französische Gelehrte Quatrefages spricht sich für Desnoyers aus und sagt, daß seine Untersuchungen den Stempel des strengsten und sorgfältigsten Studiums trügen. Uebrigens ist das Zeugniß Desnoyer's um so werthvoller, als dieser Gelehrte noch 1845 zu den entschiedensten Gegnern des fossilen Menschen gehört hatte.

Noch mehr Werth jedoch erhält dasselbe durch eine Mittheilung, welche Herr Abbé Bourgeois auf dem im Jahre 1867 in Paris

gehaltenen, internationalen Congreß für vorhistorische Anthropologie und Archäologie machte. Herr Bourgeois hat nämlich in denselben Tertiärschichten von St. Prest, in denen Desnoyers bearbeitete Knochen fand, auch menschliche Kieselärte oder Steinwaffen entdeckt. Später erklärte er, daß er auch in ebenfalls tertiären Erdschichten der Gemeinde von Chenay bei Pontlevoy zahlreiche bearbeitete Feuersteine gefunden habe, und schloß aus diesem, sowie aus noch einigen andern Funden auf ein sehr hohes und selbst bis in die Tertiärzeit reichendes Alter des Menschengeschlechts. Auch theilte er mit, daß Herr Abbé Delaunay verfeinerte Knochen eines f. g. Halitheriums (einer kräuterfressenden Cetacee aus der oberen Miocene oder der mittleren Tertiärzeit) in der Umgebung von Bouancé (Maine und Loire) mit den offenbaren Zeichen einer Bearbeitung durch schneidende Instrumente gefunden habe.

Endlich machte auf demselben Congreß ein Herr A. Fissel Mittheilung von mehreren menschlichen Knochen, welche er in pliocenen (letzte Abtheilung der Tertiärzeit) Schichten in der Umgebung der Stadt Savona in Piemont mit allen physikalischen Zeichen eines sehr hohen Alters gefunden haben wollte. (Siehe Comptes rendus du Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique. Paris, 1868.)*

Eine Bestätigung dieser merkwürdigen Funde ist natürlich erst von der Zeit und von einer genaueren kritischen Prüfung derselben zu erwarten. Jedenfalls kommen sie, wenn gegründet, sehr den Vermuthungen derjenigen Forscher zu Hülfe, welche aus theoretischen Gründen das früheste Auftreten des Menschen auf Erden bis in die letzten, ja selbst mittelsten und frühesten Abtheilungen der großen Tertiär-Epoche zurückverlegen zu müssen glauben. —

Mit dieser Auseinandersetzung ist die Zahl der Beweise für das f. g. vorweltliche oder vorsündflutliche Dasein des Men-

*) Genaueres über diese Funde findet man in einem kleinen Aufsatze von A. Fabre über den Tertiär-Menschen in der Revue des Cours scientifiques, 1869—1870, Seite 267 u. flg.

schon, wenigstens in den hauptsächlichsten Umrissen, erschöpft. Aber es konnten dabei noch nicht diejenigen Beweise erwähnt werden, welche, ganz abgesehen von der f. g. Vorwelt, auch schon in der Jetztzeit oder der soeben verlaufenden Erdbildungsperiode, welche als Alluvium oder Neubildung bezeichnet wird, für ein sehr hohes und die Zeiten der Geschichte, sowie der biblischen Tradition weit hinter sich lassendes Alter des Menschengeschlechts auf der Erde sprechen. Denn während man die letzten im höchsten Falle auf 5—7000 Jahre rückwärts berechnen kann, erstreckt sich die Zeitdauer des Alluviums oder der Neubildung nach den Berechnungen der Geologen schon auf hunderttausend Jahre oder noch höher und gibt also schon an und für sich einen sehr weiten zeitlichen Spielraum für die f. g. vorgeschichtliche Existenz des Menschen. Die hierher gehörigen Beweise haben auch noch vor den früheren den Vorzug, daß sie nicht auf Conclusion, sondern — zum Theil wenigstens — auf unmittelbarer Berechnung und Anschauung beruhen. Die auf das Alluvium bezüglichen Funde sind nun begreiflicherweise sehr zahlreich und mannichfaltig: es sollen hier nur einige der bekanntesten beispielsweise mitgetheilt werden.

So fand man bei in den Jahren 1851—54 angestellten Bohrversuchen in dem f. g. Delta des Nil in Unter-Aegypten Stücke menschlicher Handwerksgeräthe oder Bruchstücke von Töpferwaaren in einer Tiefe von 60—70 Fuß, so daß, wenn man die Dicke der Anschwemmungen im Nildelta auf 5 Zoll in hundert Jahren annimmt, sich daraus ein Alter jener Ueberreste menschlicher Thätigkeit von 14,400—17, 300 Jahren ergibt. Schätzt man dagegen mit Herrn Rosière die Größe der Ablagerung nur auf 2½ Zoll im Jahrhundert, so ergibt sich für ein von Linant Bey in einer Tiefe von 72 Fuß gefundenes Stück eines rothen Backsteins ein Alter von 30,000 Jahren. Burmeister, welcher annimmt, daß der Boden in Unter-Aegypten in 100 Jahren um 3½ Zoll dicker wird, und daß seit dem Auftreten des Menschen in jener Gegend 200 Fuß abgesetzt worden seien, dehnt darnach seine Berechnung des Alters der dortigen Menschen sogar bis auf 72,000 Jahre aus.

(Siehe dessen Geologische Briefe.) — In Schweden grub man eine Fischerhütte aus, deren Alter auf 10,000 Jahre oder noch höher zu schätzen ist, und ein ähnlicher Fund in demselben Lande, wo man beim Durchstechen eines Kanals zwischen Stockholm und Gothenburg unter einer Anhäufung von f. g. Fars oder Irblöcken in der tiefsten Lage des Urbodens einen aus Stein gebauten Heerd mit Holzfohlen auffand, beweist, daß an jenem Orte der Mensch schon während und vor der f. g. Eiszeit gelebt haben muß. — In Florida (Nordamerika) fand man menschliche Skeletttheile in einer aus Korallenfels bestehenden Muschelbank, deren Alter von Agassiz auf mindestens 10,000 Jahre berechnet wird. — Im Mississippi-Delta (Nordamerika) gar fand man beim Ausgraben der Gaswerke von Neu-Orleans unter sechs verschiedenen Alluvial-Schichten und in einer Tiefe von 16 Fuß menschliche Knochen nebst einem alle Charaktere der eingebornen südamerikanischen Rasse an sich tragenden Schädel, deren Alter von Dr. Dowler auf 50—60,000 Jahre berechnet worden ist. Diese Berechnung ist vielfach angegriffen und zu entkräften versucht worden, soll jedoch nach Karl Vogt, der die ganze Berechnung in seinen Vorlesungen über den Menschen wiedergibt, unantastbar sein. Nach Broka sollen alle Anstrengungen, das Alter dieses berühmten Fundes zu verkleinern, doch nicht im Stande gewesen sein, dasselbe tiefer als bis auf 15,000 Jahre herunterzubringen. — Lyell (Alter des Menschengeschlechts) führt einen alten Meeresboden bei Cagliari (Sardinien) mit Bruchstücken alter Töpferarbeit auf, welche mindestens 12,000 Jahre alt sein muß.

Bei Villeneuve am Genfer See hat vor einigen Jahren der Eisenbahnbau den Durchschnitt eines Schuttkegels bloßgelegt, aus dessen Inhalt Dr. Morlot ein Alter der dort gelebt habenden Menschen von 7—10,000 Jahren berechnet hat ⁽¹⁶⁾.

Hierher gehören denn auch die berühmten Pfahlbauten oder Seewohnungen in der Schweiz, Italien u. s. w., welche in den letzten Jahren so vieles Aufsehen gemacht haben, und welche das Dasein einer uralten, vorgeschichtlichen Bevölkerung in Europa, die

halb im Wasser lebte und von deren Dasein uns keine Geschichte Kenntniß gab oder gibt, ganz außer Zweifel stellen (17); ferner gehören hierher die ausgedehnten und uralten Torfmoore Dänemarks und Islands, welche zahlreiche Beweise für ein sehr hohes Alter der dortigen Menschen beherbergen (18), sowie die alten Mounds oder Erdwälle in den Thälern des Mississippi und Ohio in Amerika, welche auch dort das Dasein einer uralten, in der Civilisation bereits ziemlich weit vorgeschrittenen Bevölkerung, die das Land lange vor dem rothen indianischen Jäger besaß und bebaut, außer Zweifel stellen (19); endlich die merkwürdigen dänischen Muscheldämme oder Kjölle m ö b d i n g s (Küchenunrathhaufen, Küchenabfälle), welche aus ungeheuren, am Meeresufer liegenden Haufen von Muscheln oder Schaalen von Seethieren, namentlich Austern, bestehen, die dem Urmenschen zur Nahrung gedient haben, und welche Schaalen hier von ihm zurückgelassen worden sind. Sie erstrecken sich in einer Ausdehnung von oft 1000 Fuß Länge, 100—200 Fuß Breite und 5—10 Fuß Höhe an den Küsten Seelands, Jütlands, der Inseln Fünen, Moen, Samsoë u. s. w., aber auch an einigen Stellen der schwedischen und genuesischen Küste, stets längs der See-Arme und Meerbusen, wo ein mächtiger Wellenschlag stattfindet, und meist unmittelbar am Rande des Wassers — außer an denjenigen Stellen, wo Anschwemmungen oder Erhebungen des Landes sie später davon entfernt haben. Man findet in ihnen stets auch unmittelbare Spuren vom Dasein des Menschen, namentlich Waffen und Werkzeuge von Stein, Horn und Knochen, Bruchstücke plumper Töpferwaare, Steinkeile, Steinmesser u. dgl. in großer Menge, Kohlen, Asche u. s. w., dagegen keine Spur von Getreide, von Bronze oder Eisen, von Obst oder von s. g. Hausthieren, mit einziger Ausnahme des Hundes. Die zahlreichen gefundenen Thierknochen gehören zumeist dem Ur oder Urochs, dem Auerochs, Hirsch, Reh, Wildschwein, Fuchs, Wolf, Biber, Seehund u. s. w. an, und alle Mark enthaltende Knochen sind behufs Herausnahme dieses wichtigen Lebensmittels zer schlagen. Menschenknochen dagegen finden sich in den Muscheldämmen nie vor, wahrscheinlich weil die Errichter

derselben die Gewohnheit hatten, ihre Todten zu begraben.*) — Daß diese Muschelbänne oder Unrathshäufen übrigens sehr alt sein und ebenfalls in eine geologisch bereits von der unfrigen verschiedene Periode hinüberreichen müssen, wird durch den Umstand bewiesen, daß die in ihnen enthaltenen Schalen der Seethiere (Auster oder *Ostrea edulis*, Herzmuschel, *Cardium edule*, Miesmuschel, *Mytilus edulis* u. s. w.) noch eine Größe besitzen, wie sie gegenwärtig von denselben Arten in der Ostsee lange nicht mehr erreicht wird, indem dieselben jetzt nur $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ mal so groß sind. Die Ursache dieser Größenabnahme liegt darin, daß die Ostsee gegenwärtig, weil sie mit dem großen Ocean nicht mehr in sehr weiter Verbindung steht und dennoch zahlreiche Flüsse aufnimmt, nicht mehr den Charakter des eigentlichen Meeres besitzt, sondern nur halbsalzig ist, während jene Muscheln nur im freien, salzigen Ocean ihre volle Größe erreichen. Ganz besonders gilt dieses von der eßbaren Auster, welche, wie bemerkt, in den Muschelbännen sehr häufig ist und welche gegenwärtig in der Ostsee, außer an deren Eingang, wo sie mit dem großen Ocean zusammenhängt, gar nicht mehr vorkommt. Also muß man daraus schließen, daß zu jener Zeit die Ostsee noch eine andere Gestalt hatte, als heutzutage, und namentlich in einer viel freieren und offneren Communication mit dem atlantischen Ocean stand. Uebrigens gehören die Muschelbänne trotz ihres hohen Alters doch nur der Neubildung oder Alluvialzeit an, da sie nur Knochen noch lebender Thiere enthalten, mit einziger Ausnahme des wilden Bullen oder Urochsen (*Bos primigenius* s. *Urus*), der aber noch von Cäsar gesehen wurde. — Neuerdings hat man dieselben Muschelhaufen auch in großer Ausdehnung an den Küsten von Nord- und Südamerika entdeckt. (20).

*) Das Museum der nordischen Alterthümer und das geologische Museum der Universität in Kopenhagen enthalten, Dank den Anstrengungen des dänischen Archäologen *Worsaae*, eine außerordentliche Menge von Gegenständen aus den Rißkammerbüdingen, welche von ihrem Fundort dorthin transportirt und in ihrem natürlichen Zustande aufgestellt wurden. — Die Muschelbänne sind schon seit lange bekannt; aber man hielt sie für natürliche Ablagerungen,

An die Pfahlbauten, Torfsümpfe, Küchenunrathhausen u. s. w. schließen sich als letztes und jüngstes Glied in der Reihe der von dem vorhistorischen Menschen im Alluvial-Boden zurückgelassenen Spuren seines Daseins die s. g. Hünengräber oder Tumuli, von denen man früher glaubte, daß sie die Gebeine eines ehemaligen, dem Menschen vorangegangenen Hünen- oder Riesengeschlechts beherbergten, sowie die merkwürdigen Dolmen oder Steintische an. Aber wenn auch die Gräber und Steindentmale selbst riesig sind, so waren doch die Menschen, welche sie erbauten, nicht riesig, sondern eher von kleinerer Statur, als die heutigen Menschen (2¹). Sie wurden wahrscheinlich verdrängt von der größeren, kräftigeren und mehr civilisirten Rasse der Celten, mit deren Erscheinen das erste Morgenroth der mitteleuropäischen Geschichte aufzubämmern beginnt. —

Mit ihnen wären wir also am Schlusse jener Reihe von Thatfachen, welche Licht auf das vorgeschichtliche Dasein und hohe Alter des Menschen auf Erden zu werfen geeignet sind, und damit am Ende der Schilderung des ganzen Gebietes angelangt. Es konnte dieses Gebiet hier nur in seinen allgemeinsten Umrissen und hervorragendsten Formen gezeichnet werden — gleichsam wie man einem Alpen-Reisenden auf dem Punkte einer Alpen-Rundsicht von der ihn umgebenden endlosen Kette von Bergen und Spitzen nur die Namen der hervorragendsten zu nennen pflegt und die hunderte von kleineren, aber doch in ihrer Art ebenso merkwürdigen Spitzen und Häuptern unbeachtet läßt. Wichtiger freilich und bedeutungsvoller, als alle diese Thatfachen, sind die Fragen, welche man an dieselben über Alter und Ursprung unseres Geschlechtes auf Erden zu knüpfen, oder die Folgerungen, welche man daraus zu ziehen berechtigt ist. Wie hoch beläuft sich nun eigentlich das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde, nach Jahren berechnet? Wie ist das Verhältniß dieses Alters oder Zeitraums zu dem Alter der Erde

bis im Jahre 1847 die drei ausgezeichneten dänischen Gelehrten Steenstrup, Forchhammer und Worsaae die Sache genauer untersuchten und den künstlichen Ursprung der Dämme constatirten.

selbst? und wie zu der uns bekannten Geschichte und sagenhaften Ueberlieferung der Völker? Wie kommt es, daß aus jener frühesten Zeit keine geschichtliche Ueberlieferung vorhanden ist? Wie verhalten sich endlich Urzeit und Urzustand unseres Geschlechts in vorgeschichtlichen Zeiträumen? Ist anzunehmen, daß sich der Mensch aus rohen und niederen Zuständen allmählig zur Gesittung emporrang? oder daß er nur aus einem Urzustande höherer Bildung herabfiel, um sich später allmählig wieder zu demselben emporzuarbeiten? und, wenn Ersteres der Fall, wie geschah sein allmählicher Fortschritt auf Erden bis zu dem Zustande der heutigen Cultur? — Alle diese Fragen, welche in einem fast unmittelbaren Zusammenhang mit den höchsten Interessen der Menschheit stehen, sollen im Folgenden nach Kräften und soweit es der gegenwärtige Zustand unseres Wissens gestattet, zu beantworten versucht und vorher nur noch daran erinnert werden, daß diese Fragen und Folgerungen nicht bloß unsern Verstand beschäftigen, sondern daß sie auch unser Gemüth ergreifen im Gedanken an die ungeheuere Reihe von Geschlechtern, welche schon vor uns dahingegangen sind, und an die unmeßbare Größe der Schöpfung, in der wir leben. —

Was zunächst die erste Frage oder die Jahresbestimmung des Alters des Menschengeschlechts angeht, so ist eine solche Berechnung, außer für den Alluvialboden, außerordentlich schwierig. Denn während man bei diesem letzteren die ungefähre Höhe der Abfälle in einem bestimmten Zeitraume kennt und alsdann nach der Tiefe, in der menschliche Gegenstände oder Ueberreste gefunden wurden, die Zeit berechnet, welche vergangen sein muß, seitdem jene Gegenstände dort abgelagert wurden, fehlt uns ein solcher Maasstab, sobald wir aus der Jetztzeit in die s. g. Vorwelt übergehen; und wir müssen uns nur auf ungefähre Anhaltspunkte verlassen. Daher es auch kommt, daß jene Frage bereits in der verschiedensten Weise beantwortet wurde. Kennen wir doch in der Geologie oder Erdgeschichte überall keine absoluten, sondern nur relative oder beziehungsweise Zahlen! Wir kennen nicht einmal genau die ganze Länge der von der Vorwelt uns trennenden Alluvialzeit, sondern

müssen uns auf Berechnungen verlassen, welche an verschiedenen Orten verschieden sind, und welche auf eine wirkliche Verschiedenheit der Zeitlängen dieser Periode an verschiedenen Punkten der Erde hinweisen. Wir wissen auch nicht, da eine bestimmte Grenze zwischen Alluvium und Diluvium im Sinne der älteren Geologie nicht existirt, und da beide allmählig in einander übergehen, wie lange sich die Existenz jener vorweltlichen Thiere, um welche sich ja die ganze Frage wie um ihren Angelpunkt dreht, an einzelnen Orten noch bis in die Alluvialzeit hinein erstreckt haben mag; wir wissen nichts Genaueres weder über die Zeit ihres Auftretens, noch ihres Aussterbens. Allerdings ist soviel gewiß — und es ist dieses ein Punkt, den namentlich Lyell in seinem „Alter des Menschengeschlechts“ vom geologischen Standpunkte aus mit großer Sachkenntniß überall im Einzelnen nachgewiesen hat — daß seit der Zeit, da jene Ablagerungen geschehen, in denen wir die Ueberbleibsel von Mensch und Diluvialthier gemischt antreffen, nicht unbedeutende geologische Veränderungen der Erdoberfläche müssen Platz gegriffen haben. So — um nur Einiges von jenen Veränderungen als Beispiel anzuführen — hatten fast alle europäischen Flüsse um jene Zeit zum Theil noch einen anderen und höheren Lauf; England und Frankreich waren noch nicht durch den Kanal getrennt, sondern bildeten noch eine einzige, zusammenhängende Ländermasse, so daß die Menschen von damals zu Fuß von London nach Paris hätten gehen können, wenn jene Städte schon bestanden hätten; und die stolze Themse, auf der sich heute die Schiffe aller Nationen wiegen, bildete noch einen bescheidenen Nebenfluß unseres vaterländischen Rheins; die herrliche Schweiz, heute das ersehnte Ziel aller Touristen und Naturfreunde, war damals unzugänglich für den Fuß des Menschen — denn von der Spitze der Alpen bis hinüber zum Jura, bis hinab nach Genf und bis hinunter nach dem entfernten Solothurn war sie begraben unter dem erstarrenden Drucke einer ungeheuren Eismasse, welche auf ihrem mächtigen Rücken riesige Felsstrümmen aus den höchsten Alpenregionen nach Stellen hinwälzte, wo sie jetzt von Riesen Händen hinversezt zu sein scheinen; die große Wüste Sahara

war noch von Meeresfluten überwogt und konnte auf ihren öden und brennenden Sandflächen noch nicht jenen glühenden Wind erzeugen, welcher heutzutage, nachdem er das Mittelmeer überschritten, den Winterschnee von den Häuptern der Alpen wie mit einem Zauber- schlage hinwegschmilzt und das ehedem unter ewigem Eise begrabene Flachland der Schweiz in eine blühende, mit Städten und Dörfern bedeckte Ebene verwandelt hat, u. s. w. u. s. w. Endlich war dem entsprechend auch die damals lebende Thier- und Pflanzen-Welt eine wesentlich andere, als heute.

Solche hochgrabige Veränderungen und Wechsel der Erdgestalt- ung, des Klimas, der Vertheilung von Wasser und Land, der or- ganischen Welt endlich setzen nun aber zufolge den jetzigen und be- kannten Anschauungen der Geologie oder Erdwissenschaft überall sehr lange Zeiträume voraus, d. h. lang im Vergleich mit den Maassstäben, welche die Kürze unseres eigenen Lebens uns als Re- geln anzunehmen gelehrt hat; denn in der Geschichte und Entwick- lung der Erde zählen tausend Jahre kaum mehr als ein Augenblick in unserm eigenen Dasein. Auch die Diluvialzeit selbst, deren Länge und Ausdehnung natürlich bei dieser Frage als von der höchsten Bedeutung erscheint, ist nicht, wie man wohl früher glaubte, das Werk einer oder einiger rasch abgelaufenen Katastrophen, sondern eines sehr langsamen Entwicklungsganges und vielfacher, getrennt verlaufender Naturproceffe, und jedenfalls für deren Zustandekom- men viel mehr Zeit in Anspruch nehmend, als die Bildung des Alluviums. Wir besitzen hinlängliche Beweise dafür, daß der Mensch schon während und vor der s. g. Eiszeit, einer wahrscheinlich sehr hoch in dieselbe hinaufreichenden Unterabtheilung der quater- nären oder Diluvial-Periode, gelebt haben muß ⁽²²⁾, und es geht daraus hervor, daß seine Existenz nicht blos allenfalls an den Aus- gang der Diluvialzeit fällt, sondern noch tief in dieselbe selbst hin- ein und bis an ihren Anfang gereicht haben mag — eine That- sache, welche übrigens auch durch die tiefe Lagerung der diluvialen Kieselärzte in den untersten Schichten des Diluviums, ganz nahe der unterliegenden Kreide, bewiesen wird. — Sind gar die weiter

oben mitgetheilten Funde der Herren Desnoyers, Bourgeois u. A. richtig, so reicht die Existenz des Menschen noch weit über die Diluvialzeit rückwärts und bis tief in die große Tertiär-Epoche hinein; und es kann in diesem Falle sein Dasein auf Erden jedenfalls nur nach Hunderttausenden von Jahren gerechnet werden! Du staunst vielleicht, verehrter Leser, über die Größe dieser Zahl — und doch ist dieselbe verschwindend im Vergleiche mit den ungeheuren Zeiträumen, welche die Erde in ihrer allmäligen Entwicklung und Gestaltung bereits hinter sich hat. Hat man doch für die Entstehung des gesammten s. g. Schichtengebäudes der Erde allein eine Zeit von 6—700 Millionen Jahren herauszurechnen versucht!! Andere Geologen oder Physiker berechnen weniger, allein auf einige Millionen oder Hunderttausende von Jahren mehr oder weniger kommt es hierbei nicht an. — Man sieht also, daß — so alt auch der Mensch sein mag im Vergleich mit den Zeiten der Geschichte und Tradition — er dennoch sehr jung auf der Erde selbst ist, und daß er unter allen Umständen zu deren letzten und jüngsten Erzeugnissen gehört. Denn selbst angenommen, daß er schon am Ende oder auch selbst in der Mitte der Tertiär-Zeit gelebt habe, so reicht er dennoch in der großen Stala der Erdgeschichte nur sehr wenig hoch hinauf. Lyell hat diese Stala, soweit sie sich auf die versteinерungsführenden Erdschichten bezieht, in 36 Nummern abgetheilt, welche Zahl aber als noch zu gering gegriffen erscheint, da neuerdings noch ältere, früher ungekannte Erdschichten mit organischen Einschlüssen entdeckt worden sind. In dieser Stala würde dann der Mensch der Tertiär-Zeit bis zu Nr. 3 oder 4, höchstens aber bis zu Nr. 5 oder 6 reichen! Unzählige Geschlechter von Pflanzen und Thieren sind ihm daher in langer Stufenleiter und während endloser Zeiträume vorangegangen, und er selbst bildet gewissermaßen nur den letzten oder augenblicklich spielenden Akt eines ungeheuren, in seinen ersten Anfängen in tiefe Nacht verborgenen Dramas. Lyell hält es nun aus theoretischen Gründen für sehr wahrscheinlich, daß der Mensch schon zur s. g. pliocenen Zeit, d. h. während der letzten Abtheilung der Ter-

tiär-Epoche, gelebt habe, dagegen für unwahrscheinlich, daß dieses schon zur miocenen Zeit, d. h. in der mittleren Abtheilung dieser Epoche, der Fall gewesen sei; und er stützt diese letztere Meinung darauf, daß um diese Zeit der allgemeine Charakter der organischen Welt (Thiere und Pflanze) noch allzu verschieden von dem der heute lebenden Wesen erscheine — während dagegen der englische Gelehrte Lubbock behauptet, daß der Mensch mit seinen ersten Anfängen schon zu miocenen Zeiten gelebt haben müsse, daß wir jedoch seinen Gebeinen oder Ueberresten aus jener Zeit nur in den noch so wenig durchforschten tropischen Gebieten der heißen Klimate zu begegnen hoffen dürften! A. N. Wallace gar glaubt das erste Erscheinen des Menschen auf Erden noch weiter rückwärts oder bis in die früheste Abtheilung der Tertiärzeit, die sog. Eocene, zurückversetzen zu müssen.

Man sieht hieraus, daß die Meinungen über das eigentliche Alter unseres Geschlechts auf Erden noch sehr getheilt sind, und daß namentlich eine bestimmte Zahlen-Angabe nach Jahren zur Zeit noch ganz unmöglich ist. Nur soviel erscheint als vollkommen sicher — und es stimmen darin jetzt wohl alle Gelehrten, selbst solche, die bisher für die hartnäckigsten Gegner galten, überein — daß die Zeiträume der uns bekannten Geschichte der Zeitgröße nach verschwindend sind im Vergleich mit den Zeiträumen, während welcher unser Geschlecht wirklich die Erde bewohnt, oder daß die Zeiträume der Geschichte, wie sich Lyell so bezeichnend ausdrückt, im Hinblick auf jenen Vergleich nur eine Schöpfung von Gestern sind.

In der That reicht die eigentliche Geschichte, d. h. die als verbürgt anzusehende, durch wirklich geschriebene oder sonst glaubwürdige Ueberlieferung uns überkommene durchaus nicht so hoch, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sie beginnt erst mit der Errichtung der s. g. Olympiaden bei den Griechen oder mit dem Jahre 776 vor Chr. Der berühmte trojanische Krieg ist allerdings bedeutend älter und reicht bis 1100 oder 1200 Jahre vor Chr. hinauf; aber er ist bekanntermaßen nur ein Gemisch von

Dichtung und Wahrheit. Wie wenig weit die Griechen selbst ihre Geschichte zurückdatirten, geht daraus hervor, daß Herakläus von Milet, welcher 500 Jahre vor Chr. lebte, die Meinung ausspricht, daß seit neunhundert Jahren sich die Götter nicht mehr mit den Menschen verheiratheten. Dies würde also eine Jahreszahl bedeuten, welche 1400 Jahre vor Chr. hinaufreicht.

Alles nun, was über jene ersten historischen Anfänge hinausgeht, sind entweder f. g. Mythen und Traditionen oder sagenhafte Ueberlieferungen, oder einzelne festgestellte Daten aus alten Urkunden, oder es ist endlich eine künstlich zusammengesetzte Geschichte aus Denkmälern, Bauwerken, alten Inschriften u. s. w. So gehen die Traditionen des arianischen Menschenstammes bis zu zweitausend Jahren vor Chr. hinauf. Die semitischen Schriften setzen die Geburt Abraham's, des jüdischen Stammvaters, auf circa zweitausend Jahre vor Chr.*) und verlegen die Sündfluth in das vierzigste Jahrhundert vor Chr. Von der Schöpfung bis zur Sündfluth rechnet die Bibel 1—2000 Jahre, so daß sich daraus ein Gesamtrechnung von 5—6000 Jahren vor Chr. ergibt.

Die sehr alte Geschichte der Chinesen enthält zwei vereinzelt Daten als die ältesten. Nach ihren Schriften soll die von ihnen angenommene Sündfluth zur Zeit des Kaisers Yao 2357 vor Chr. stattgefunden haben, während bereits 2698 vor Chr. Huangti die Schrift erfunden haben soll. Um diese Zeit, und während die Juden unter den Patriarchen noch ein nomadisches Leben führten, muß die Civilisation der Chinesen schon eine sehr hohe Stufe erreicht gehabt haben. Die mythische oder sagenhafte Geschichte dieses Volkes gar erreicht die ungeheure Zahl von 129,600 Jahren — ein Zeitraum, welcher ihren Traditionen zufolge sich aus zwölf großen Abtheilungen (jede von 10,800 Jahren) zusammensetzt und drei Hauptperioden umfaßt: die Herrschaft der Finsterniß, die Herrschaft der Erde, die Herrschaft des Menschen. — Ähnliches

*) Nach Berechnungen, welche man auf Grundlage der Inschriften einiger assyrischen, im Britischen Museum befindlichen Tafeln angestellt hat, würde die Zeit Abraham's um das Jahr 2290 vor Chr. fallen.

berichtet Prof. Spiegel von den Babyloniern, welche ihren zehn ältesten Patriarchen ein Leben von zusammen 432,000 Jahren zuschreiben.

Von den Urbewohnern Hispaniens (Turdulern und Turdetanern) sagt Strabo (nach A. von Humboldt): „Sie bedienen sich der Schreibekunst und haben Bücher alter Denkzeit, auch Gedichte und Gesetze im Versmaaß, denen sie ein Alter von 6000 Jahren beilegen.“

Was endlich die Geschichte aus Denkmälern und Inschriften angeht, so ist hier vor allen Andern das älteste und wichtigste Culturland der Welt, Aegypten, zu nennen. Bekannt ist, welche großartigen und interessanten Resultate die Forschungen und Nachgrabungen der Gelehrten mit Hilfe der wieder entzifferten Hieroglyphenschrift in dem uralten Wunder- und Stammland aller Kunst und Weisheit gehabt haben, und ich will daher nur in Kürze daran erinnern, daß alle diese Resultate noch nicht in den Schatten gestellt worden sind durch die noch neueren Funde und Entdeckungen des Franzosen Mariette, welcher Skulpturen, Inschriften und Standbilder entdeckte, die bis auf 4000—4500 Jahre vor Chr. hinaufreichen. Zugleich fand er in den Gräbern und Todtenhäusern jener Zeit Bildwerke und Inschriften an den Wänden, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß schon zu jener, so sehr entfernten Zeit eine verhältnißmäßig hohe Civilisation in Aegypten bestanden haben mußte. Welch' hohen Begriff übrigens schon die Griechen von der Civilisation und Macht der Aegypter gehabt haben müssen, zeigt, daß schon Homer (800 vor Chr.) in der Iliade mit großer Bewunderung von dem ägyptischen Theben mit seinen hundert Thoren spricht, aus deren jedem zweihundert Wagen zur Schlacht zogen (aber Memphis war noch viel älter); und Achilles ruft ablehnend aus: „Nicht wenn Ihr mir den Reichtum des ägyptischen Theben mit seinen hundert Thoren bötet, wollte ich mich von der Stelle rühren!“ Man denke auch an die vierzig und mehr Pyramiden Aegyptens, welche nur das Resultat eines Jahrtausende hindurch dauernden Fleißes sein konnten und welche als Denkmäler einer langen Reihe von hinter einander in das

Grab gesunkenen Königsgeschlechtern angesehen werden müßten. Dazu stimmt denn auch die mythische Geschichte der Aegypter, welche viele Jahrtausende vor ihrer historischen Zeitrechnung beginnt, während diese letztere mit Menes, dem ersten historischen König der Aegypter, 5000 Jahre vor Chr. anfängt (2³).

Diese so hoch hinaufreichenden Traditionen der ältesten Culturvölker stimmen also vollständig mit dem überein, was die Wissenschaft lehrt, und zeigen, daß sich in dem Gedächtniß jener Völker eine, wenn auch noch so dunkle Erinnerung an eine lange, im dunkeln Zeitalter hinter ihnen liegende Vergangenheit erhalten haben muß. Wollte man auch alle vorgebrachten geologischen und paläontologischen Beweise für das hohe Alter des Menschengeschlechts nicht gelten lassen, so müßte doch allein schon dieser Umstand in Verbindung mit der vollständig bewiesenen hohen Civilisationsstufe der Aegypter vor sechstausend oder mehr Jahren uns davon überzeugen, daß die bisher geltende, auf biblischer Autorität beruhende Ansicht, wornach das Menschengeschlecht nicht älter als 6000 Jahre alt sein soll, unmöglich richtig sein kann. Eine solche Anschauungsweise läßt sich nur aus der tiefen Unkenntniß erklären, in welcher man sich bisher über die s. g. vorhistorischen oder vorgeschichtlichen Zeiten des Menschengeschlechts befand; man blickte hier nur in ein vollständiges und undurchdringliches Dunkel, das kein Lichtstrahl erhellte — während jetzt dieses Alles anders ist und eine neue Wissenschaft, die von Boucherde Berthes s. g. Archäologie (eine Verbindung der Geologie und Paläontologie mit der Alterthumswissenschaft), hinlängliches Licht auf jene Zeiträume geworfen hat und mit der Zeit immer mehr werfen wird.

Wohl wird mancher Leser an dieser Stelle fragen: Aber wie kommt es, daß aus jener ganzen langen, s. g. vorhistorischen Zeit keine geschichtlichen Zeugnisse da sind? Warum herrscht hier ein so vollständiges Dunkel, welches durch keinerlei unmittelbare Nachricht erhellt wird?

Die Antwort auf diese Fragen ist nicht schwer.

Offenbar war der Zustand des vorhistorischen Menschen ein

durchaus roher Ur- und Naturzustand, in welchem er weder das Bedürfnis, noch die Mittel zur geschichtlichen Ueberlieferung besaß. Erst die schon sehr complicirte und sehr späte Erfindung der Schreibkunst konnte jene Mittel liefern. Bis dahin konnte man nur eine mündliche Ueberlieferung, welche ja auch in der That als Tradition aus sehr alter Zeit vorhanden ist. Aber auch sie konnte sich nur in sehr beschränktem Maaße geltend machen, da ihr theils die Mangelhaftigkeit der noch nicht ausgebildeten Sprache, theils der Mangel an werthvollem Stoff der Ueberlieferung im Wege stand. Das Leben des Urmenschen war ohne Zweifel von höchster Einfachheit, Einförmigkeit und (in unserem Sinne wenigstens) von trostloser Langeweile — ein ununterbrochener, mühseliger Kampf mit wilden Thieren und mit den zahllosen Widerwärtigkeiten der äußeren Natur! Die Kämpfe des Urmenschen mit den großen Thieren der Diluvial- oder Tertiärzeit mögen allerdings manches Hervorragende und der Ueberlieferung Werthe gehabt haben; und in der That spielen ja, wie bekannt, in den frühesten Sagenkreisen aller ehemaligen Culturvölker die Thierkämpfe eine hervorragende Rolle. Es ist daher oft — und wohl mit Recht — die Vermuthung ausgesprochen worden, daß jene Sagen nicht bloß auf Dichtung und Erfindung, sondern zum Theil wenigstens auf Wahrheit beruhen mögen, und daß namentlich die haarsträubenden Erzählungen von furchtbaren Kämpfen mit Drachen, Ungeheuern und abenteuerlich gestalteten Thieren von enormer Größe zum Theil ihren Ursprung daher genommen haben, daß der Mensch wirklich noch jenen großen und zum Theil fremdartig gestalteten Thieren des Diluviums und der Tertiärzeit gegenübergestanden, sie gesehen und bekämpft habe.

Mag dies indessen sein wie es wolle, so ist doch soviel gewiß, daß der Mensch in jenem rohen Ur- und Natur- Zustande jedenfalls unfähig war, eine Geschichte zu haben, und daß er erst eine gewisse, nicht geringe Stufe der Cultur erklimmen haben mußte, ehe er das Bedürfnis empfand und ehe er die Mittel erwarb, seine Erlebnisse seinen Nachkommen in bleibender Weise mitzutheilen. Daß dieses

keine bloße Theorie, sondern Wirklichkeit ist, läßt sich sehr deutlich an den heute noch lebenden Wilden erkennen, welche seit undenklichen Zeiten in beinahe demselben Zustande und ebenfalls ohne jede geschriebene oder wirkliche Geschichte dahinleben. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß dieser Zustand unserer heutigen Wilden das beste Vorbild für den damaligen Urzustand des Menschen liefert, und daß zwischen diesen beiden Zuständen eine beinahe vollständige Analogie besteht. Alle Erzählungen der Reisenden zeigen, daß eine auffallende Ähnlichkeit des Zustandes der Waffen, der Werkzeuge, der Gewohnheiten, der Lebensweise u. s. w. der von ihnen besuchten wilden Völker mit denen des Urmenschen besteht, soweit wir dessen Zustand aus seinen spärlichen Ueberresten zu enträthseln oder, besser gesagt, zu errathen vermögen (24). —

Alles dieses führt ganz wie von selbst auf den zweiten und letzten Theil dieses Abschnitts oder auf die an die Forschungen über das Alter des Menschengeschlechts sich unmittelbar anschließenden Fragen nach dem Urzustand, nach der Urzeit desselben. Wie war unser ältester Vorfahr, der Urmensch, beschaffen, sowohl körperlich als geistig? was that er? wie lebte er? womit kleidete und nährte er sich? Wie machte er seinen allmäligen Fortschritt zur Cultur, zur Civilisation? Was läßt sich überhaupt aus jenen Forschungen über das uralte Dasein des Menschen, welche alles bisher für wahr Gehaltene über den Haufen werfen und uns die Aussicht in eine ungeheuer entfernte und bisher vollständig dunkle Vergangenheit eröffnen, in Bezug auf unser eigentliches Thema oder auf die Stellung des Menschen in der Natur und die wichtige Frage: Woher kommen wir? (abgesehen von allen andern hier noch in Frage kommenden Beweisen) folgern?

Allerdings ist das Betreten dieses Feldes insofern ein unsicheres und gefährliches, als man bezüglich der meisten Punkte mehr auf Vermuthungen, Schlüsse aus Analogie u. dergl., als auf unmittelbare Erkenntnisse, angewiesen ist, und als die Phantasie dem prüfenden und ordnenden Verstande mehr oder weniger zu Hülfe kommen muß. Dennoch aber besitzen wir eine Reihe sicherer Anhalts-

punkte, welche uns eine ziemlich vollständige Vorstellung von dem Zustande des Urmenschen und von seinem ungeheuer langsamen Fortschritt durch den Lauf der Jahrtausende zur allmöglichen Verbesserung und Veredlung zu gewähren im Stande sind — namentlich wenn wir die zahlreichen Erfahrungen an den heute noch lebenden Wilden, in welchen wir, wie bereits angedeutet, ein sehr deutliches und belehrendes Prototyp oder Vorbild für die Beurtheilung des Zustandes unserer ältesten menschlichen Vorfahren auf der Erde vor uns haben, mit zu Hülfe nehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist jedoch der allgemeine Zustand des Urmenschen noch niedriger und unvollkommener gewesen, als der unserer rohesten, heute lebenden Wilden, da er aus seiner frühesten, uns bekannten Periode von Waffen oder Werkzeugen nichts anderes hinterlassen hat als jene rohen, schon beschriebenen Steinkeile, welche durch bloßes Gegeneinanderschlagen der frischen und im frischen Zustande leicht spaltbaren Kieselknollen erzeugt wurden. Ja er kannte zu jener frühen Zeit nicht einmal die erste und ursprünglichste aller Künste, die Kunst, Töpferwaaren anzufertigen, deren unverwüßliche Ueberreste in einer etwas späteren Periode angetroffen werden; und ebenso wenig gab es damals die ebenfalls später so häufig gefundenen Werkzeuge aus Holz, Horn oder Knochen. Die Unähnlichkeit des Menschen der Diluvial- oder Tertiärzeit mit dem Cultur-Menschen der Gegenwart muß daher noch größer gewesen sein, als die zwischen dem australischen Wilden und dem gebildeten Europäer der Gegenwart — ein Abstand, so groß, daß der nicht unterrichtete Verstand sich nur schwer und mit innerem Widerstreben entschließen kann, ein logisches Band zwischen damals und heute herzustellen, und lieber zu den unwahrscheinlichsten Theorien der Menschenschöpfung seine Zuflucht nimmt, als daß er sich zu der so offen vorliegenden Wahrheit bekennt. Denn darüber wenigstens lassen ja unsere Erfahrungen jetzt keinen Zweifel mehr, daß der Mensch nicht, wie es die alte Weltanschauung will, als ein Sohn des Paradieses oder als ein fertiges und bis zu einem gewissen Grade auch vollkommenes Wesen von dem Himmel auf die Erde herabgestiegen ist, sondern daß er sich, wie alles Organische,

langsam im Laufe vieler Jahrtausende und zahlloser Geschlechter entwickelt, oder daß er sein Dasein als roher, kaum über die Stufe der Thierheit sich erhebender und von der Naturmacht fast erdrückter Wilder begonnen hat. Naßt oder nothdürftig mit Thierhäuten oder Baumrinden bekleidet, einzeln oder in vereinzelt Stämmen in Wäldern, Höhlen, Felsklüften oder an dem Ufer von Flüssen lebend, mit nichts Anderem als mit seinen armseligen Steinkeilen bewaffnet, hatte dieser Wilde oder Urmensch einen fast unausgesetzten Kampf mit der ihn umgebenden übermächtigen Natur und mit den gewaltigen Thieren der Diluvial- oder Tertiärzeit zu bestehen; und er würde diesen Kampf gewiß nicht siegreich bestanden oder überhaupt nicht begonnen haben, wenn ihn nicht das verhältnißmäßig größere Maaß seiner Verstandeskräfte dabei unterstützt hätte.*) Denn was seine körperlichen Kräfte anlangt, so waren dieselben wohl kaum stärker, sondern eher schwächer, als die des heutigen Menschen. Namentlich ist das so weit verbreitete Vorurtheil von der Existenz eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts ganz falsch und beruht, wie schon erwähnt, nur auf einem durch Funde riesiger und mit menschlichen Knochen verwechselter Thierknochen erzeugten Vorurtheil. Allerdings hat man einzelne sehr alte Skelette oder Theile von Skeletten des Menschen gefunden, welche verhältnißmäßig großen und dabei sehr

*) Man hat es oft für unmöglich oder undenkbar erklären wollen, daß sich die ältesten Menschen mit ihren armseligen Waffen gegen die Riesenthiere der Vergangenheit hätten behaupten können. Aber ein Blick auf unsere heute noch lebenden Wilden Amerika's, Afrika's und Australiens, welche sich ebenfalls nicht scheuen, mit ihren einfachen oder unvollkommenen Waffen den gewaltigsten Thieren entgegenzutreten, und dieselben auch siegreich bekämpfen, kann uns eines Besseren belehren. „Derjenige muß blind sein“, sagt J. P. Lesley, „welcher nicht die Spuren jenes langen, harten, verzweifelten, blutigen, grausam-teuflischen Kampfes zwischen den ersten Menschen und all den widrigen Mächten der Luft und Erde zu erkennen im Stande ist — eines Kampfes, in welchem alle Vortheile auf Seiten der Natur waren, und in welchem dennoch der Mensch siegte, weil die Kräfte des Geistes oder Verstandes ihm zu Hilfe kamen.“ — „Wenn wir bedenken, welches die Waffen und Werkzeuge des Urmenschen waren u. s. w., so muß unser Erstaunen darüber wachsen, wie die Civilisation Ziel und Ausgangspunkt gewinnen konnte.“

muskelkräftigen Menschen angehört haben müssen wie, z. B. das Skelett des berühmten Neanderthalers oder die ganz neuerdings von Herrn Louisartet in einer der Höhlen von Perigord (Les Eyzies) angetroffenen und wahrscheinlich aus der Zeit des Mammuth stammenden menschlichen Gebeine, welche auf eine zwar rohe, aber starke und muskelkräftige Rasse mit Annäherung des Knochenbau's an den Affen-Typus und mit Prognathismus (Schiefzähigkeit), aber doch mit verhältnißmäßig guter Gehirn-Entwicklung schließen lassen. Dagegen deuten die meisten Funde aus der f. g. Quartärzeit eher auf ein kleines Geschlecht mit engem Schädel und Prognathismus, also auf einen Neger- oder Mongolenähnlichen Typus. In der allerältesten Zeit des Mammuth und Höhlenbären war nach Broka (Rapport de 1865—67) der Mensch nicht groß, hatte einen schmalen Kopf mit zurücktretender Stirn und schiefstehenden Kinnladen, überhaupt eine körperliche Bildung, welche heutzutage nur in den niedersten Stämmen von Australien und Neu-Caledonien annähernd zu finden ist. Dies wird namentlich durch den später noch näher zu beschreibenden affenähnlichen menschlichen Kiefer von La-Naulette, sowie durch den gleichen, vom Marquis de Bribraye in der Grotte von Arcy-sur-Aube gefundenen Knochen bewiesen.

Aber auch noch bis in eine sehr viel spätere Abtheilung der vorgeschichtlichen Zeit oder bis in die f. g. Renthier-Epoche erstreckte sich das Dasein jenes rohen und kleinen Menschen-Typus, wie namentlich durch die Funde in den zahlreichen Höhlen der belgischen Provinz Namür, welche im Auftrag und auf Kosten der belgischen Regierung durch eine eigens dazu ernannte wissenschaftliche Commission untersucht wurden, bewiesen wird. Der Bericht dieser Commission vom 26. März 1865 besagt, daß man neben großen Massen von zum Theil bearbeiteten Renthierhörnern und Knochen, Kieselstein-Instrumenten, schwarzer Töpferwaare, Schmucksachen aus Muscheln u. s. w. u. s. w. eine große Anzahl menschlicher Knochen gefunden habe, welche alle Menschen von kleinem Körperbau angehört haben müssen. Sie gleichen in ihrer Statur am meisten den heutigen Lappländern. Auch die bereits erwähnten

Ueberreste von 14 Personen aus dem f. g. Trou du Frontal ver-
rathen ebenso, wie die Menschen-Knochen der Höhle von Aurignac,
ein kleineres Geschlecht, als das heutige. Der von E. Dupont
erstattete Bericht nennt die belgischen Höhlen-Menschen „klein,
muskelfräftig, beweglich, Krankheiten unterworfen“.

Daß auch noch während der auf die Steinzeit folgenden
Bronze-Zeit, in welcher der Mensch bereits die Legirung und
Bearbeitung der Metalle verstand, ein solches kleineres Geschlecht
fortgelebt haben muß, wird durch die bekannten kleinen Griffe
der Bronzewaffen bewiesen — ein Umstand, der den Archäologen
schon lange, ehe man von dem Diluvial-Menschen etwas wußte,
allgemein aufgefallen war.

Hat so der Urmensch schon in körperlicher Beziehung un-
ter dem Menschen der Jetztzeit gestanden (²⁵), so war dieses be-
greiflicher Weise noch weit mehr der Fall in geistiger Beziehung.
Befähigten den Urmenschen auch seine Verstandeskräfte, trotz seiner
verhältnißmäßigen körperlichen Schwäche, den Kampf mit Thieren,
welche ihm an Größe und Kraft so sehr überlegen waren, siegreich
zu bestehen, so können dennoch diese Kräfte im Vergleich mit der
intellectuellen Entwicklung unserer heutigen Generation im Allge-
meinen nur von der allerbüftigsten und unentwickeltesten Art gewe-
sen sein. Dies wird bewiesen durch zahlreiche Funde alter und
uralter Menschenköpfe aus den verschiedensten Theilen der Welt,
welche fast ohne Ausnahme, wenn sie in ein nur einigermaßen hohes
Alterthum hinaufreichen, eine rohe oder unentwickelte Form und
dem entsprechend auch eine verhältnißmäßig geringe Gehirn-Ent-
wicklung erkennen lassen. Sie nähern sich zum Theil sehr auffal-
lend dem Typus der niedersten, jetzt noch lebenden Menschenrassen
oder demjenigen der rohen Ur-Einwohner von Afrika oder Australien
und zeichnen sich in der Regel aus durch dicke Knochen, enge Schä-
delhöhle, schmales, liegendes Stirnbein, niedrige Schläfenschuppe,
vorstehende Scheitelhöcker, Schiefzähigkeit u. s. w. So namentlich
die zahlreichen von Spring und Schmerling gefundenen neger-
ähnlichen Köpfe aus den belgischen Höhlen (²⁶); die f. g. Bor-

reby-Schädel aus Dänemark⁽²⁷⁾; der Schädel, welchen Link unter den von Schlotheim aus den Gypshöhlen bei Köftriz gesammelten entdeckte und welcher sich durch eine merkwürdige Abplattung der Stirne auszeichnet; die gleicherweise gestalteten Schädel, welche Lund in einer Knochenhöhle Brasiliens gemengt mit vorweltlichen Thierknochen auffand; die von Castelnau in den Felsenhöhlen der peruanischen Anden unter denselben Verhältnissen gefundenen Menschenschädel von ähnlicher, stark nach hinten verlängerter Form*); der schon früher erwähnte, einem Kafferschädel ähnliche Schädel mit niedriger, schmaler, zurückfliegender Stirn und sehr hervortretenden Augenbrauenbogen, welcher im Jahre 1700 in Gesellschaft von Mammuthknochen bei Canstatt ausgegraben wurde und welcher sich jetzt im Stuttgarter Museum befindet; der vor wenigen Jahren von L. W. Smart der Londoner Anthropologischen Gesellschaft überreichte, auf der Insel Portland gefundene Schädel von großem Alter, welcher sehr dicke Knochen, sehr hervorragende Stirnhöhlen und überhaupt einen so niedrigen Typus zeigt, daß er den niedrigsten Negerschädeln gleicht (siehe Anthrop. Review, Octoberheft des Jahres 1865); die in einem alten Grabe bei Cairnneß in Nordschottland gefundenen menschlichen Schädel von einem sehr niederen Typus, unter denen sich einer befand, welcher von mehreren wissenschaftlichen Autoritäten für den schlechtestgeformten Europäer-Schädel erklärt wurde, welchen sie noch gesehen, mit Ausnahme des Neanderthaler⁽²⁸⁾; die auf den Coltboldshügeln bei Cheltenham in England gefundenen Schädel, über welche Dr. Bird in der oben angeführten Zeitschrift im Februar 1865 berichtet hat⁽²⁹⁾; der von Prof. Cocchi beschriebene Schädel aus dem Ar-

*) Starkes Zurückweichen der Stirn zeigt jedesmal einen geringen oder niederen Grad der Entwicklung des Gehirns an, was auch die Schädelbildung der am tiefsten stehenden menschlichen Rassen erkennen läßt. Frère, dessen reiche Sammlung von Schädeln aus allen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dem neuen anthropologischen Museum von Paris einverleibt worden ist, führt als Hauptergebnis der Vergleichung solcher Schädel an, daß, je älter ein Typus, desto entwickelter der Schädel in der Gegend des Hinterhauptes und desto flacher die Stirn sei, so daß sich in der zunehmenden Erhebung derselben der Uebergang roher Völker zur Civilisation kund gebe.

nothale bei Florenz mit niedergebückter Stirn, sehr entwickeltem Hinterhaupt und negerähnlichem Typus; der Schädel von Attaville in Californien; die von C. E. Bertrand bei Elchy und die von E. Martin bei Grenelle gefundenen Schädel u. s. w. u. s. w. Ueber die vier letztgenannten Funde vergl. Ann. 11).

Alle diese und so viele ähnliche Funde, die hier nicht näher angeführt werden konnten, werden jedoch an Interesse und Wichtigkeit noch überboten durch den schon erwähnten, berühmten Neanderthalschädel, welcher 1856 in Verbindung mit einem unzweifelhaft fossilen Skelett in einer Kalksteinhöhle des Neanderthales bei Hochdal (zwischen Düsseldorf und Elberfeld) gefunden und von den DDr. Fuhlrott und Schaaffhausen untersucht und beschrieben wurde. Derselbe zeigt eine sehr schmale, flache und bis zu einem erstaunlichen Grade niedergebückte Stirn; dabei sind die Stirnhöhlen und s. g. Augenbrauenbogen in einer Weise entwickelt und hervortretend, wie es bis jetzt an menschlichen Schädeln noch nicht beobachtet wurde. Dieses eigenthümliche Verhältniß muß dem ehemaligen Gesichte des Neanderthalmenschen einen entsetzlich thierischen und wilden oder affenähnlichen Ausdruck verliehen haben. Auch das übrige Skelett, zu welchem der Schädel gehörte, zeigte in seiner Bildung mannichfache Annäherungen an die Knochenbildung tiefftegender Menschenrassen. Namentlich sind die Leisten und Gräten, welche den Muskeln als Ansatzpunkte dienten, sehr stark entwickelt, so daß man daraus auf einen starken, muskelkräftigen, aber auch sehr wilden Menschen schließen darf.

Dieser merkwürdige Fund erregte begreiflicherweise großes Aufsehen in der gelehrten Welt, namentlich auch außerhalb Deutschland in England und Frankreich, wohin zahlreiche Gypsabgüsse verbreitet wurden. Prof. Huxley in England, ein ausgezeichnete Fachmann, erklärte nach genauer Prüfung den Neanderthalschädel für den thier- und affenähnlichsten, welcher existire, und für einen solchen, welcher in seinen Charakteren am meisten dem heutigen Australier-Schädel entspreche. In ähnlicher Weise spricht sich Prof. Schaaffhausen aus, welcher 1864 auf der Naturforscher-Ver-

sammlung in Gießen verschiedenen andern Deutungsversuchen gegenüber erklärte, daß der Neanderthalschädel einen s. g. Rassenotypus repräsentire, und daß das ganze, unzweifelhaft fossile und die Möglichkeit eines Zustandes von Idiotismus ausschließende Skelett eine Menge solcher Merkmale erkennen lasse, wie man sie in der letzten Zeit an den Skeletten sehr tief stehender Menschenrassen beobachtet habe; endlich, daß dasselbe unzweifelhaft einem vor der indogermanischen Einwanderung lebenden europäischen Autochthonen oder Ureinwohner angehört haben müsse (30).

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß gegen diese Deutungsversuche von Seiten Derjenigen, welche ein Interesse an der Abschwächung dieses wichtigen Beweismittels hatten, viele Einwände erhoben wurden — aber ohne daß dieselben von Erfolg gewesen wären. Namentlich entstand viel Widerspruch dadurch, daß man von Seiten der nicht genauer Unterrichteten den Neanderthaler Fund für einen vereinzelt an sah und die eigenthümliche Form des Schädels ihrer vermeintlichen Beispiellofigkeit halber für eine Abnormität oder Regelwidrigkeit erklären zu müssen glaubte. In der That nun aber ist dieses so wenig der Fall, das Prof. Huxley mit vollem Recht erklären durfte, daß der Neanderthalschädel in der That keineswegs so vereinzelt dastehe, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, sondern daß er in Wirklichkeit nur das äußerste Glied einer langsam und allmählig bis zu den höchsten und bestentwickelten menschlichen Schädeln führenden Reihe bilde. Namentlich zeigen nach Huxley die schon erwähnten Voreby-Schädel aus der dänischen Steinzeit in Bezug auf die Niedrigkeit der Hirnschale, die zurückliegende Stirn, das sich zurückziehende Hinterhaupt und die vortretenden Augenbrauenbogen große Aehnlichkeit mit dem Neanderthaler Schädel. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den übrigen, in obiger Aufzählung enthaltenen menschlichen Schädelresten, sowie noch von einer ganzen Anzahl alter, hauptsächlich im Norden Europas gefundener Schädel oder Schädelstücke (nebst Gebeinen), welche Prof. Schaaffhausen in seinem wichtigen Schriftchen „Zur Kenntniß der ältesten Rassen-

schädel“ einzeln aufführt, und an welchen allen ein ähnliches Verhalten, wenn auch in geringerem Grade, beobachtet wurde. Bei fast allen diesen Funden werden ausdrücklich das starke Hervortreten der Augenbrauenbogen und die niedrige, flache, zurückgeschobene Stirn als charakteristische Merkmale hervorgehoben ⁽³¹⁾.

Rechnet man übrigens das erstgenannte dieser Merkmale oder die vortretenden Augenbrauenbogen ab, so besitzen wir in dem von Freiherrn von *Bibra* einem alten Grabe der *Algodon-Bay* in *Bolivien* (*Südamerika*) entnommenen und nach *Europa* gebrachten *Peruaner-Schädel* von der s. g. *Titicaca-Klasse* eine Schädelform, welche durch excessive Kleinheit, durch Schmalheit und Niedrigkeit der beinahe fehlenden Stirn und durch verlängertes Hinterhaupt den *Neanderthalschädel* an Thierähnlichkeit und Niedrigkeit der Bildung noch um ein *Ziemliches* überragt. Er hat nach *Bibra* fast mehr Ähnlichkeit mit einem *Affen-*, als mit einem *Menschen-Schädel*, und die mit ihm vorgenommene chemische Untersuchung der Knochen spricht für ein sehr hohes Alter desselben ⁽³²⁾. — Auch der am 12. Sept. 1871 in der *Plenar-Versammlung* der *Wiener Anthropolog. Gesellschaft* von *Direktor R. von Hauer* vorgezeigte und bei *Brüx* in *Böhmen* in einer Sandschicht in Gemeinschaft mit weiteren Skeletttheilen und einem gut gearbeiteten *Steinhammer* gefundenen *Menschenschädel* soll, wenn man von den ebenfalls sehr stark, aber nicht so stark wie bei dem *Neanderthal-Schädel*, hervortretenden Augenbrauenbogen absieht, den letzteren in Bezug auf primitive Bildung der Stirn, sowie der übrigen Theile, noch übertreffen (Siehe „*Gaea*“, Jahrg. 1872, Seite 60).

Aus Allem diesem nun, sowie aus einer Anzahl von Funden noch weiterer menschlicher Knochen (namentlich einer Anzahl von sehr thierähnlich gebildeten menschlichen *Kinnladen* oder *Unterkiefern*, welche später noch eine genauere Erwähnung finden werden), darf man daher mit aller Bestimmtheit schließen, daß unser ältester *Vorfahr* in *Europa* oder der *Urmensch* überhaupt in körperlicher wie in geistiger Beziehung auf einer unendlich viel tieferen Stufe gestanden haben muß, als unser heutiges Geschlecht — mit andern

Worten, daß er ein roher, fast stummer, dem Thiere nahe stehender Wilder gewesen sein muß, der sich erst nach und nach äußerst langsam und nach unerhörten Anstrengungen, entweder durch eignen oder durch fremden Antrieb, zu einem gewissen Grade der Cultur emporarbeitete oder einen eigentlichen intellectuellen Fortschritt machte. Ja es scheint fast nach den vorliegenden Erfahrungen, als habe dieser Fortschritt viele Jahrtausende hindurch so gut wie ganz gefehlt. Wenigstens müssen nach Lyell's und Anderer Berechnung (siehe Anm. 2²) zwischen den Ablagerungen der höheren und tieferen ärtesführenden Kieselager im Somme-Thal, welche von bedeutender Mächtigkeit sind, sehr lange Zeiträume verfloßen sein. Dennoch läßt sich kein bedeutender oder leicht sichtbarer Unterschied zwischen den Arten aus höheren und tieferen Lagern nachweisen, so daß der Zustand der Kunstfertigkeit des Urmenschen lange Zeit hindurch ein beinahe unveränderter gewesen sein muß. Das heißt, es ist den noch ein Unterschied vorhanden; aber derselbe ist so unbedeutend, daß er nach Lyell nur dem Auge des geübten Beobachters erkennbar wird, während der Laie nichts davon zu sehen glaubt. Auch hat man beobachtet, daß die s. g. ovalen Formen in den tieferen Lagen im Verhältniß zu den länglichen vorwiegen. Bei einer genaueren Kenntniß und größerem Material wird man ohne Zweifel auch hierbei im Stande sein, feinere Unterscheidungen zu gewinnen und dadurch zu einer besseren Uebersicht des allmäligen Ganges der civilisatorischen Entwicklung zu gelangen (3³).

In einer etwas späteren Periode allerdings werden die Unterschiede der Steinwaffen so bedeutend, und zeigt sich der allmälige Fortschritt in der Kunstfertigkeit des Urvolkes in einer so deutlichen Weise, daß man darnach die s. g. Steinzeit in drei getrennte und auf einander folgende Perioden oder Abtheilungen geschieden hat, welche Perioden hauptsächlich durch die Form und die größere oder geringere Vollenbung der Steinwaffen und Stein-Instrumente charakterisirt werden. Es sind eine älteste, eine mittlere und eine jüngste Steinzeit, und es umfassen diese Perioden jedenfalls ungeheure Zeiträume, da die älteste Steinzeit ohne Zweifel mit

dem ersten Auftreten des Menschen auf Erden eng verflochten ist, und da die jüngste Steinzeit noch tief bis in die geschichtliche Zeit hinabreicht und bei so vielen wilden Völkern selbst heute noch fort-dauert.

Um übrigens den Ausdruck „Steinzeit“ richtig zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß man in neuerer Zeit nach dem Vorgang der nordischen Gelehrten ganz allgemein eine Eintheilung der vorhistorischen Perioden des Menschengeschlechts und seiner cultur-geschichtlichen Entwicklung überhaupt in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit angenommen hat, und daß diese Eintheilung, obgleich vielfach angegriffen und bezweifelt, sich doch nach und nach volles Bürgerrecht in der archäologischen Wissenschaft erworben hat. Allerdings sind alle diese Perioden durch die allmäligen Uebergänge mit einander verbunden und spielen auch vielfach durch einander; aber im Großen und Ganzen bezeichnen sie doch vollständig richtig den allmäligen Gang der culturhistorischen Entwicklung, wobei die eigentliche Culturzeit oder Cultur-Periode erst mit der Einführung des Eisens ihren Anfang nimmt.*) Offenbar war die Bronze, eine Legirung oder Mischung aus Kupfer und Zinn, ein viel unvollkommneres Material, als das Eisen, durch dessen Gebrauch erst jener Fortschritt in der Cultur ermöglicht wurde, welcher uns bis auf den heutigen Standpunkt der Entwicklung geführt hat. Das vollkommenste Material war natürlich der Stein und dessen Ersatz durch die Bronze oder das Erz ein für die damalige Zeit wohl noch gewaltigerer Fortschritt, als der durch die spätere Einführung des Eisens bedingte.

Man ersieht aus dieser für die Beurtheilung der ältesten Zeiten des Menschengeschlechts nunmehr maßgebend gewordenen Eintheilung, daß in Wirklichkeit gerade das Gegentheil dessen stattgefunden hat, was sich die Dichter des klassischen Alterthums als den Entwid-

*) Nach Gabriel de Mortillet, einer anerkannten Autorität, ist übrigens das erste Erscheinen des Eisens noch vollständig vorgeschichtlich, und sind die drei Perioden von Stein, Bronze und Eisen, wenigstens in der Schweiz und in Italien, ganz allmäligen aufeinandergefolgt.

lungsgang der menschlichen Gesellschaft vorgestellt und in ihren Dichtungen ausgemalt haben. Denn während sie ein goldenes, ein silbernes und ein eisernes Zeitalter auf einander folgen lassen und damit eine zunehmende Verschlechterung des Zustandes der menschlichen Gesellschaft annehmen, hat diese in der That gerade den umgekehrten Weg gemacht. „Nicht ein Leben voller Sorglosigkeit und ewiger Heiterkeit war den ältesten Menschen unseres Landes bescheert, sondern ein Leben voll harter und schwerer Arbeit, voll großer und unaufhörlicher Sorge. Und als endlich die eherne und dann die eiserne Zeit herankamen, da zeigte dies nicht eine zunehmende Verschlechterung der Lebensbedingungen des Menschengeschlechts an, sondern die größte Bervollkommnung, den eiligsten Fortschritt, der auf dem Wege zu der Befreiung des Menschen gemacht worden ist und gemacht werden konnte.“ (Birchow.)

Uebrigens darf man sich, wie gesagt, nicht vorstellen, daß strenge Grenzen zwischen jenen drei Zeitaltern beständen; im Gegentheil sind überall allmälige Uebergänge wahrnehmbar. Namentlich muß eine solche Uebergangs-Periode zwischen der Bronze- und Steinzeit stattgefunden haben. Sie ist durch zahlreiche Gräber oder Orte bezeichnet, in denen man Werkzeuge aus Stein und Bronze zusammen antrifft. Auch Geräthe aus bloßem Kupfer findet man in dieser Uebergangszeit, so daß Manche sich dadurch veranlaßt gesehen haben, hier noch ein besonderes Kupfer-Zeitalter einzuschalten (³⁴). Auch die Geräthe aus Bronze und Eisen findet man an vielen Orten beisammen; aber während die Bronze bald und vollständig durch das Eisen verdrängt wurde, haben sich die Steinwaffen viel länger erhalten, und ihr Gebrauch erstreckt sich, wie gesagt, noch tief in die historische Zeit hinein. Vielleicht sind die letzten Steinwaffen noch mit eisernen Instrumenten bearbeitet worden; und man erzählt, daß die Einwohner der brittischen Inseln noch mit Steinwaffen gegen Wilhelm den Eroberer gekämpft haben (³⁵).

Ein bei diesem Uebergange von Stein zu Bronze und von Bronze zu Eisen beobachteter und für die Entwicklungsgeschichte

des menschlichen Geistes sehr bezeichnender Umstand ist, daß die ersten Bronzewaffen und Bronzewerkzeuge noch ganz nach dem Muster der alten Stein- und Knochengeräthe und in ähnlicher Weise auch die frühesten Eisengeräthe nach dem Muster der ihnen vorangegangenen Bronze-Werkzeuge angefertigt sind, obgleich ohne solche Vorbilder gewiß Niemand auf den Gedanken gekommen wäre, das geschmeidige und leichter zu formende Metall in die rohen und unbeholfenen Formen der Steinzeit und ihrer Erzeugnisse zu bringen. Man sieht an diesem Beispiele auf das deutlichste, wie der menschliche Geist nichts frei und unmittelbar aus sich selbst heraus erschaffen kann, sondern wie er überall streng an die Gesetze seiner allmäligen, sensualistischen Entstehung und an die durch die Eindrücke der Außenwelt ihm gebotene Nahrung gebunden ist. Freilich erlangen wir dadurch kein Recht, uns über die Beschränktheit unseres ältesten Vorfahren, welcher nicht im Stande war, sich aus eigener Kraft zu dem Begriff eines wirklichen metallenen Werkzeugs zu erheben, und erst nach und nach bemerken mußte, welcher verbesserten Formen das neue Material fähig war — zu beklagen, da wir selbst, allerdings in größerem Maßstab, uns jeden Augenblick ganz desselben Fehlers schuldig machen und nur mit größter Mühe in materieller wie in geistiger Beziehung das Alte und Veraltete los zu werden im Stande sind. Man denke z. B. nur an die so überaus mangelhafte Construction unserer Eisenbahnen und Eisenbahn-Wagen, welche noch ganz und gar nach dem Muster der ehemaligen unbequemen Postwagen und Postroulen gebildet sind — obgleich mit dem jetzt vorliegenden Material und ohne den Gedanken an jenes Vorbild die ganze Einrichtung unendlich viel zweckentsprechender, ungefährlicher, bequemer und billiger hätte hergestellt werden können ⁽³⁶⁾. —

Nach diesen Abschweifungen kehren wir zu unserm Hauptgegenstand oder zu der Steinzeit zurück, welche uns in ihren drei aufeinanderfolgenden Phasen oder Abtheilungen von ältester, mittlerer und jüngster Steinzeit das beste Bild von dem allmäligen, aufwärtssteigenden Gange der Cultur zu geben im Stande ist.

Was die älteste Steinzeit anbetrifft, so wird dieselbe charakterisirt durch jene roheste Form von Steinärten nach dem Muster derjenigen von Amiens, Abbeville, Horne u. s. w., welche hauptsächlich in den kiefigen oder sandigen Ablagerungen ehemaliger Flußbetten, bisweilen aber auch in Höhlen der ältesten Art angetroffen werden. Sie sind ohne jede Spur feinerer Bearbeitung und bloß durch Schlagen oder s. g. Dangeln hergerichtet, haben keine Glättung oder Politur, keine Löcher für den Stiel, keine Verzierung u. s. w. u. s. w. In ihrer Gesellschaft findet man keine Spur von Metall, keine Töpferwaaren, keine Ueberreste von Hausthieren, dagegen zahlreiche Knochen längst ausgestorbener Thiere der Diluvialzeit, wie Höhlenbär, Mammuth, wolliges Rhinoceros u. s. w. John Lubbock (*Prehistoric Times etc.*, London 1865) nennt dieses Zeitalter das erste oder paläolithische Steinzeitalter im Gegensatz zu dem zweiten oder neolithischen; und es mögen nach ihm, wie schon früher erwähnt, bis jetzt im nördlichen Frankreich und südlichen England circa 3000 Flinstein-Werkzeuge dieses Zeitalters entdeckt worden sein.

E. Lartet glaubt hier nochmals eine ältere Periode des Höhlenbären und eine jüngere des Elefanten und Nashorn unterscheiden zu sollen — eine Unterscheidung, welche jedoch von Andern, so von K. Vogt, für überflüssig erachtet wird. ⁽³⁷⁾

Was den Menschen dieser ältesten Steinzeit anbetrifft, so war derselbe (der übrigens nur als der Abkömmling oder Nachfolger einer noch älteren und roheren, der Tertiär-Zeit angehörigen Menschen-Rasse angesehen werden kann) nach Karl Vogt (*Archiv für Anthropologie*, 1866, Heft. I.) — um nach den Schädeln von Engis und Neanderthal zu schließen — groß, kräftig und langköpfig. Er ehrte seine Todten, kannte das Feuer, machte Heerde, zerstückte die Röhrenknochen der Thiere, um das Mark, und die Schädel, um das Gehirn zu erhalten, schmückte sich mit Korallen und Zähnen wilder Thiere und kleidete sich in Thierfelle oder gewalzte Baumrinden. Er besaß rohe, von einem Steinblock abgesprengte Aexte und Messer und zu verschiedenem Zwecke bearbeitete Knochen und

war wohl über ganz Central-Europa diesseits der Alpen verbreitet, um aus den zahlreichen Mengen von Kieselinstrumenten in den europäischen Höhlen zu schließen.

Diese Schilderung paßt nicht ganz auf den rohen Urmenschen der ersten Diluvial-Zeit, und es scheint, daß der Schilderer dabei noch eine Reihe von einer etwas späteren Zeit angehörigen Höhlenfunden im Auge gehabt habe. Westropp, welcher vier Stadien der Civilisation unterscheidet, nennt dieses früheste Stadium der Menschheit dasjenige der Barbarei, während er auf dasselbe die Stadien der Jäger, Hirten und Ackerbauer folgen läßt.

An die älteste Steinzeit schließt sich an die mittlere Steinzeit, welche durch Steinwaffen und Feuerstein-Verzeuge von feinerer Arbeit und größerer Vollendung charakterisirt wird. Man könnte sie auch die Periode der Feuerstein-Messer nennen, da diese in ungeheurer Anzahl gefunden werden, während die Aerte im Verhältniß zu ihnen weit weniger zahlreich sind. Meistens jedoch wird sie als Periode des Renchiers oder Renchier-Zeit und der zu jener Zeit lebende Mensch als Renchier-Mensch bezeichnet, wegen der ungeheuren Menge bearbeiteter und zugeschnittener Knochen und Geweihe des Renchiers (und Hirsches), welche man in den Fundorten jener Zeit antrifft. Diese Bearbeitung von Knochen, Fischgräten, Muscheln u. s. w. geschah theils zu häuslichen oder künstlerischen Zwecken, theils zur Herstellung von Schmuckstücken. Wie weit übrigens der Mensch dieser Zeit noch in der Cultur zurück war, zeigt der Umstand, daß er noch keine s. g. Hausthiere besaß, vielleicht mit einziger Ausnahme des Hundes, sowie daß sich nur hier und da Ueberreste einer rohen, schwärzlichen Töpferwaare vorfinden. Die gefundenen Thierknochen gehören theils ausgestorbenen, theils solchen Arten an, welche zwar noch leben, sich aber, wie das Renchier, vor Menschengedenken nach dem hohen Norden zurückgezogen haben. Die ganze Periode des Renchier-Menschen ist übrigens noch vollständig vorgehichtlich, da nach übereinstimmendem Urtheil der Gelehrten das Renchier in vorhistorischer Zeit aus unserer Gegend ausgewandert ist.

Hierher gehören denn die meisten Höhlenfunde, namentlich die zahlreichen Höhlen des südlichen Frankreichs und Belgiens, welche eine so reiche Ausbeute bezüglich der Urgeschichte des Menschen geliefert haben. Es scheint darnach, daß der Kenthier-Mensch hauptsächlich oder beinahe ausschließlich in Höhlen gelebt habe, welche Höhlen übrigens nicht bloß zu dieser Zeit, sondern auch lange Zeit vorher und nachher den Menschen als Wohnorte und Zufluchtsstätten gebient haben⁽³⁸⁾.

Auch die im Eingang beschriebene Höhle von Aurignac, in welcher Feuerstein-Messer, Schmuckfachen, Knochen-Instrumente u. s. w. gefunden wurden, muß hier eingereiht werden. Charakteristisch für diese Zeit ist noch, daß man in den ihr angehörigen Fundorten zugleich zahlreiche Ueberreste des Menschen selbst angetroffen hat, während dieses bekanntlich — bis jetzt wenigstens — bezüglich des frühesten Steinzeitalters nur in sehr beschränktem Maße der Fall ist. Die Schädel aus dieser Zeit zeigen nach Karl Vogt (a. a. O.) Flachheit der Stirngegend bei bedeutender Entwicklung des Hinterhaupts und dachförmige Bildung (wie bei den australischen Schädeln.) Damit verbindet sich meistens starker Prognathismus oder Schiefzähigkeit, Kurzköpfigkeit und schwächlicher Körperbau, so daß das Gesamtbild des Kenthier-Menschen am meisten dem der heutigen Lappländer entspricht. Sehr bemerkenswerth ist der starke künstlerische Sinn, welcher sich in den bereits beschriebenen Zeichnungen und Schnitzwerken des Kenthier-Menschen ausdrückt; und der Fortschritt zur Civilisation, welcher von ihm durch die feinere Bearbeitung der Waffen und Instrumente, sowie durch das Auftreten der Töpferei gemacht wurde, ist sehr bedeutend. Namentlich war der Kenthier-Mensch nach Vogt Meister in der Bearbeitung der Knochen. Offenbar lebte derselbe nur von Jagd und Fischfang und entsprach dadurch dem zweiten oder Jäger-Stadium der von Westropp aufgestellten vier Civilisationsstadien, in welches derselbe auch noch die früher beschriebenen Rjökkenmöddings oder Küchenunrathhaufen rechnet, da

man in ihnen nur gehauene und noch keine polirten oder durch Reibung geglätteten Steinwerkzeuge antreffe.

Ein besonders helles Licht auf die Kenthier-Zeit und den Kenthier-Menschen ist durch die in den letzten Jahren geschehene und schon öfter erwähnte sehr genaue Durchforschung der belgischen Höhlen, sowie durch den berühmten Fund an der Schuffenquelle bei Schuffenried in Schwaben geworfen worden ⁽³⁹⁾.

An die mittlere Steinzeit schließt sich die jüngste Steinzeit oder Lubbock's neolithisches Zeitalter an. Es wird charakterisirt durch das massenhafte Vorhandensein von Steinwaffen und Steinwerkzeugen von feinerer Arbeit, namentlich dadurch, daß diese Werkzeuge nicht bloß, wie früher, durch Behauen oder Zuschlagen hergestellt, sondern daß sie durch den Proceß des Reibens und Schleifens in einen Zustand der Politur oder Glättung gebracht, daß sie ferner gravirt oder mit eingeritzten Verzierungen, und endlich, daß sie mit eingebohrten Löchern zur Aufnahme des Stiels versehen sind. Diese geschliffenen oder polirten Steinwerkzeuge sind schon seit lange gekannt, da alle Museen, so zu sagen, von ihnen wimmeln, und führen wegen ihrer meist meißelartigen Form den Namen der Celts oder Meißel (von dem Lateinischen celtis = Meißel). Am häufigsten hat man die Celts im Norden, namentlich in Dänemark gefunden ⁽⁴⁰⁾.

Was diese dritte oder jüngste Steinzeit noch außerdem sehr vor ihren beiden Vorgängerinnen auszeichnet, ist der Umstand, daß die für den Fortschritt der Cultur so sehr wichtige Töpferei in ihr eine größere Ausbildung erreicht, und daß daher zahlreiche Ueberreste von mit der Hand gefertigten Töpferwaaren in den Fundorten jener Zeit angetroffen werden ⁽⁴¹⁾.

Ein nicht minder bedeutender Fortschritt der Cultur wird bekundet durch das Vorhandensein von Knochen gezähmter oder Haus-Thiere und durch die Anzeichen beginnenden Ackerbaues, sowie beginnender Viehzucht. Der Mensch jener Zeit, dessen körperliches, wie geistiges Wesen sich mehr und mehr dem heutigen Zustand näherte, mag daher nicht bloß Jäger, sondern auch theil-

weise Hirte und Ackerbauer gewesen sein, und hat in späterer Zeit jedenfalls auch die Kunst verstanden, zu spinnen, rohe Gewebe zu verfertigen und dauerhaftere Hütten oder Wohnungen zu errichten.

Die Spuren dieses Zeitalters sind fast über die ganze Erde verbreitet, und man pflegt im Allgemeinen alle Funde im f. g. Alluvial-Boden hierher zu rechnen, so die schon beschriebenen Torfmoore und Muschelhügel, die Schweizer Pfahlbauten und irischen Seemohnungen, die Tumuli oder Grabhügel, die Dolmen u. s. w. u. s. w. Auch die ältesten Ueberreste aus der f. g. celtischen Zeit müssen noch in diese Periode gezählt werden, welche sich übrigens, wie schon gezeigt, mit ihren letzten Ausläufern noch tief in die historische Zeit hineinerstreckt. —

Durch ganz Europa nun finden sich eine Menge von Gräbern zerstreut, welche durch ihren Inhalt sich in eine der beiden letztgenannten Perioden der Steinzeit einreihen und welche durch die mehr und mehr steigende Feinheit und Vollendung der Waffen und Geräthe, sowie durch deren mannichfaltigere Verwendung zu den verschiedensten Zwecken des Friedens und Krieges, den allmälligen Fortschritt des Steinvolkes verrathen. Aber darüber müssen, wie schon nachgewiesen, ungeheure Zeiträume hingegangen sein, und der Fortschritt selbst mußte verhältnißmäßig um so langsamer vor sich gehen, je älter und daher ärmer an Mitteln des Fortschritts, je armseliger der Mensch war. Wie viele Jahrtausende mögen verfloßen sein, ehe der Uebergang der ältesten Steinzeit in die mittlere stattfand oder stattfinden konnte, und ehe der Mensch dazu kam, jenen rohen und ältesten Kieselhämmern der frühesten Zeit eine etwas verfeinerte und verbesserte Gestalt zu geben oder das gebotene Material zu mannichfaltigeren Zwecken zu verwenden!

Erstaunen kann übrigens diese außerordentliche Langsamkeit des Fortschritts Niemanden, der die bereits geschilderten Zustände jener Zeit vor Augen hat und auf der einen Seite die enormen Schwierigkeiten, mit denen der Urnensch zu kämpfen hatte, auf der andern Seite das Fehlen oder den Mangel des inneren und äu-

heren Antriebs zu solchem Fortschritte bedenkt. Denn Stabilität oder Neigung zur Unveränderlichkeit, zum Stehenbleiben kann als Grund-Charakter des wilden und Urzustandes der Menschheit angesehen werden — ein Charakter, welcher durch sich selbst und ohne hinzukommende, äußere Anstöße eigentlich die Neigung zu fast endloser Dauer in sich trägt, wie ja dieses bei den heute noch lebenden Wilden, welche Jahrtausende lang ohne jeglichen wesentlichen Fortschritt beinahe stets auf derselben Stufe stehen bleiben, beobachtet werden kann. Sehr treffend sagt in dieser Beziehung Spell: „Die Ausdehnung, bis zu welcher ein gewisser, nicht unbedeutend vorgeschrittener Bildungsgrad für lange Zeiten fest und unverrückbar werden kann, ist der Gegenstand der Bewunderung für alle Europäer, welche im Osten reisen. Einer meiner Freunde erzählte mir, daß, so oft die Eingebornen ihm den Wunsch ausdrückten, „daß er tausend Jahre leben möchte“, diese Idee ihm in keiner Weise außerordentlich vorkam, da er sich überzeugen mußte, daß, wenn er gezwungen sein würde, immer unter ihnen zu leben, er in zehn Jahrhunderten nicht mehr Ideen austauschen und nicht mehr Fortschritte kennen lernen würde, als zu Hause in einem halben Jahrhundert.“

Gerade der erste Anfang der Cultur muß, wie leicht vorzustellen ist, auch der schwierigste und daher langsamste gewesen sein; während dagegen mit jedem neuen Fortschritt sowohl die Mittel, als die Begierde zur Befiegung der demselben entgegenstehenden Schwierigkeiten oder Hemmnisse wachsen oder zunehmen mußten. Was dabei die äußeren Hemmnisse des Fortschrittes, welche sich dem Urmenschen entgegenstellten, anlangt, so mußten wohl erst jene großen und mächtigen Diluvial-Thiere der Urzeit untergegangen, und es mußten die gewaltigen geologischen Katastrophen jener Zeit abgelaufen sein, ehe der Mensch hinlänglich Raum und Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kräfte und zur weiteren Ausbreitung seines Geschlechtes auf der Erde gewinnen konnte; und selbst nachdem dieses geschehen war, mußten wohl noch Anstöße besonderer Art hinzukommen, um den Urmenschen aus seiner trägen, that- und geistlosen Naturgebundenheit, in welcher ein Geschlecht

nach dem andern fortschrittslos und thierähnlich in das Grab sank, emporzurütteln und ihm das Bedürfnis fortschreitender Cultur gewissermaßen aufzuzwingen. Als Anstöße solcher Art betrachte ich: Hervorragende Natur-Ereignisse, geographische oder klimatische Veränderungen, Einfall und Einwanderung fremder Stämme, Kriege, Hungersnöthe, Verdrängungen aus den alten Wohnsitzen, Wanderungen, Entstehen von Verkehr und Handelsbeziehungen, allmähliche Vervollkommnung der Sprache u. s. w.; endlich ganz besonders das Auftreten einzelner, mehr begabter Individuen, welche sich politische oder geistliche Herrschaft anmaßten, und Aehnliches.

Ohne solche Anstöße hätte möglicherweise der Zustand der Wildheit, in welchem sich unsere ältesten Vorfahren befanden, sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten können. Zwar gibt es Viele, welche von einem angeboren und nothwendigen Triebe des Fortschrittes in der menschlichen Natur reden, und welche glauben, daß sich dieser Trieb überall mit Nothwendigkeit zur Geltung durcharbeiten müsse. Aber Angesichts so vieler sprechender Thatfachen, welche das Gegentheil besagen, wird es dem unbefangenen Urtheil schwer, an eine solche Nothwendigkeit zu glauben. Gibt es doch nicht nur Völker, welche von Anbeginn der Geschichte an auf derselben Stufe ihrer Bildung stehen geblieben sind, sondern auch andere, welche, wie die Chinesen, zwar eine gewisse Stufe des Fortschrittes erklommen haben, dann aber unabänderlich auf derselben stehen geblieben sind, während wir nur eine dritte, verhältnißmäßig kleine Gruppe von Nationen bis jetzt in einer stetig fortbauenden Voranbewegung zur Verbesserung erblicken. Aber auch dieser Fortschritt ging bei denselben nicht immer aus dem eigenen Innern hervor, sondern der Anstoß dazu ist ihnen gewöhnlich erst im Laufe der Geschichte selbst von Außen gekommen. Auch sehen wir die ehemals größten und mächtigsten Nationen mit weit vorgeschrittener Bildung, wie Aegypter, Assyrer, Juden, Griechen, Römer u. s. w., heute in einem fast vollständigen Verfall begriffen und ihre ganze Bildung zu Grabe getragen, während sie auf der Skala des Fortschritts durch ganz andere Völker und Länder ab-

gelbst worden sind. So ist es auch sehr wohl denkbar, daß sich der europäische Urmenſch vielleicht niemals aus ſeiner rohen Naturgebundenheit emancipirt oder erhoben haben würde, wenn nicht Anſtöße von Außen, namentlich aber zeitweiſe Einwanderungen fremder, auf höherer Stufe der Bildung ſtehender Maſſen, ſtatgefunden hätten. Ob dabei eine vollſtändige Verdrängung oder Vernichtung der Ur-Einwohner durch die neuen Ankömmlinge oder nur eine Vermischung und dadurch herbeigeführte Verebelung ſtatfand, iſt eine Frage, die ſchwer in directer Weiſe zu beantworten iſt; doch iſt der letztere Fall jedenfalls der weitaus wahrſcheinlichere (42). —

Hiermit dürfte das Weſentliche deſſen, was man nach dem allerdings noch ſehr dürftigen Stand unſerer heutigen Kenntniſſe über den Urmenſchen und deſſen rohen Urzuſtand ſagen kann, erſchöpft ſein. Merkwürdiger Weiſe muß ſich ein gewiſſes Gedächtniß dieſes Zuſtandes unter den älteſten Menſchen und in der früheſten Erinnerung der Völker erhalten haben, da wir bei ſehr vielen derſelben die unzweideutige Ueberlieferung eines erſten, rohen Anfangs der Erziehung, der Civiliſation vorfinden. So beſitzen z. B. die Chineſen ein vollſtändiges Gemälde über den Fortſchritt ihrer Civiliſation, welches in ſeinen Grundzügen ganz mit dem Reſultat unſerer wiſſenſchaftlichen Forſchungen zuſammenſtimmt. Es beginnt dieſes Gemälde mit der Zeit, da die Menſchen nackt auf Bäumen lebten und den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten. Später bekleideten ſie ſich mit Blättern und Rinden, noch ſpäter mit Fellen u. ſ. w. Ebenſo deuten nach Prof. Spiegel (Genefis und Aweſta) die älteſten Traditionen oder Ueberlieferungen der Hebräer, Phönizier, Inder, Babylonier u. ſ. w. alle auf einen Urzuſtand der Wildheit, aus dem erſt mit Hülfe der Götter oder beſonders begabter Menſchen (ſ. g. Patriarchen) ſich das Menſchengeschlecht zu höheren Zuſtänden emporentwickelte; und ſollen nach der Sage der Babylonier deren zehn älteſte Patriarchen ein Leben von zuſammen 432,000 Jahren geführt haben! Auch die eraniſche Heldensage (Perſer) hat das Beſtreben, eine allmälige

Entwicklung des Menschengeschlechts vom Zustande gänzlicher Wildheit bis zu einem geordneten Staatsleben nachzuweisen, und zwar mit denselben Entwicklungsstufen, wie bei den Semiten. Ihr erster König Caiumarb lehrte die Menschen, sich in Thierfelle zu kleiden und Baumfrüchte zu essen, während ein durch Zufall angezündeter Baum einen späteren König (Huscheng) den Gebrauch des Feuers kennen lehrte. Man glaubte in demselben sofort ein göttliches Wesen zu erkennen und begann den Feuer-Cultus. Auch bei den Phöniziern wird der Gebrauch des Feuers und die Kunst seiner Erzeugung durch Reibung erst in die zweite Generation des Menschengeschlechtes gesetzt. Nach dem Bericht des Bundehesch, einer erantischen Urkunde, lebten die ersten Menschen bloß von Früchten und Wasser. Alsdann erst gebrauchten sie Milch und Fleisch, lernten das Feuer kennen, kleideten sich in Thierfelle, bauten Hütten u. s. w. u. s. w.

Auch im ganzen klassischen Alterthum machte man sich — abgesehen von den mehr dichterischen und schon erwähnten Vorstellungen über das goldne und silberne Zeitalter — keine andere Vorstellung von dem Urzustand unseres Geschlechtes auf Erden und von dem allmäligen und langamen Gange seiner Entwicklung. Als Beweis dafür mag die berühmte Stelle bei Horaz (Satyren, I. Buch, 3, 99) dienen, welche übrigens in Anlehnung an den bekannten Excurs der Epikuräischen Philosophie über Schöpfungsgeschichte im fünften Buche des Lehrgedichtes des Lukrezius Carus geschrieben zu sein scheint.

„Als die Thiere“, sagt Horaz, „zuerst aus der neu geformten Erde hervortrochen, eine stumme, unflätige Heerde, fochten sie um Eichen und Zufluchtsörter mit ihren Nägeln und Fäusten, dann mit Knütteln und zuletzt mit Waffen, welche sie, von der Erfahrung belehrt, angefertigt hatten. Alsdann erfanden sie Namen für Dinge und Worte, um ihre Gedanken auszudrücken, wornach sie anfangen, vom Krieg abzustehen, Städte zu besetzen und Gesetze aufzustellen u. s. w.“

Nach den Zeiten des klassischen Alterthums hat sich aller-

dinge durch Einflüsse unwissenschaftlicher Art, die ich hier nicht näher charakterisiren will, eine der geschilberten ganz entgegengesetzte Anschauungsweise herausgebildet und ist nach und nach zu fast allgemeiner Geltung gelangt. Es ist die Meinung, daß der Urmensch nicht ein roher Wilder, sondern ganz im Gegentheil ein möglichst vollkommenes, mit den höchsten und besten Eigenschaften ausgerüstetes Wesen gewesen sei, und daß wir selbst nur die entarteten, durch Sünde und Arbeit verderbten Nachkommen eines ehemaligen, besseren und höher gebildeten Geschlechtes seien. Im Zusammenhang mit dieser Ansicht liebt man es namentlich, auch bisweilen von Seiten wissenschaftlicher Männer, die heutigen Wilden als heruntergekommene und entartete Nachkommen besser gearteteter Vorfahren darzustellen.*) In diesem Sinne sagt z. B. Graf de Salles: „Der Mensch, geschaffen durch Gott, ging aus den Händen des Schöpfers hervor als ein vollkommenes Werk, fertig an Körper und Geist. Welches auch die augenblickliche Entartung mancher Menschen sein mag, die Civilisation ist ihr letzter Zweck, wie sie ihr ursprünglicher Zustand war.“**)

„Es ist schwer begreiflich“, fügt de Quatrefages der Anführung dieser Stelle bei, „auf welche Thatfachen sich dieser Autor stützt.“ In der That kann eine solche Meinung, wie sie auf theoretischem Wege entstanden ist, sich auch nur auf theoretische Gründe berufen, während sie mit allen bekannten Thatfachen im offensten Widerspruche steht. Wenn die heutigen Menschen wirklich nur entartete und zum Theil verderbte Nachkommen eines ehemaligen höheren und besseren Geschlechtes wären, so wäre nicht einzusehen, wie das Menschengeschlecht heute noch bestehen könnte, da es ein allgemein anerkannter Erfahrungssatz ist, daß degenerirte

*) Für manche oder vielleicht sogar viele wilde Stämme mag dieses unzweifelhaft seine Richtigkeit haben, während es als allgemeine Regel gewiß ebenso unrichtig ist.

***) Auch der große Dichter Milton hängt bekanntlich der Hypothese von der Vollkommenheit des Urmenschen an und besingt Adam als den vollkommensten der Männer und Eva als die schönste der Frauen.

oder entartete Völker oder Individuen keine lange Lebensdauer haben, sondern allmählig zu Grunde gehen.

Vortrefflich wendet sich Lyell gegen diese Ansicht mit den Worten:

„Aber wäre der ursprüngliche Menschenstamm wirklich mit solchen höheren Verstandeskräften und mit einer von Oben herab ihm verliehenen Wissenschaft begabt gewesen und hätte dieselbe, der Vervollkommnung fähige Natur seiner Nachkommenschaft bebesen, so müßte die vor jener Unterjochung von ihm erkommene Stufe des Fortschritts eine unendlich viel höhere gewesen sein. Wir sind jetzt außer Stande, die Grenzen weder des Anfanges, noch des Endes der ersten Steinzeit, da der Mensch mit den ausgestorbenen Säugethieren zusammenlebte, zu bestimmen; aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß sie von sehr langer Dauer gewesen sein muß. Während dieser Perioden würde Zeit für das Zustandekommen eines Fortschritts gewesen sein, von dem wir uns jetzt kaum eine Vorstellung machen können; und eine ganz andere Art von Kunst-Erzeugnissen würden wir jetzt aus den Kiesgruben von St. Acheul (Sommethal) oder aus den belgischen Höhlen auszuscharren Gelegenheit finden und uns bemühen, ihren Charakter zu enträthseln. Hier oder in den emporgestiegenen Lagern des Mittelmeers an der Südküste von Sardinien müßten wir jetzt statt der rohesten Löffelarbeit oder statt Steinwerkzeugen von so unregelmäßiger Form, daß ein ungeübtes Auge an ihrer Verfertigung durch Menschenhand zweifelt, einer Bildhauer-Arbeit begegnen, welche die Meisterwerke des Phidias oder Praxiteles an Schönheit übertreffen würde, Linien von versunkenen Eisenbahnen oder elektrischen Telegraphen, aus denen die besten Ingenieure unserer Zeit unschätzbare Fingerzeige gewinnen würden, astronomischen Instrumenten und Mikroskopen von einer vorgeschritteneren Construction, als irgend welche in Europa bekannte, und andern Anzeichen einer Vervollkommnung in Künsten und Wissenschaften, wie sie das 19. Jahrhundert noch nicht gekannt hat. Aber noch weiter würden die Siege des erfinderischen Genius gediehen gewesen sein zu einer Zeit, da die

späteren, jetzt dem Bronze- und Eisen-Zeitalter zugeschriebenen Ablagerungen gebildet wurden. Vergebens würden wir unsere Phantasie anstrengen, um Gebrauch und Deutung solcher Ueberreste zu errathen — Maschinen vielleicht zum Durchschiffen der Luft oder zum Erforschen der Tiefen des Oceans oder zum Lösen arithmetischer Probleme, welche über das Bedürfniß und die Fassungskraft unserer heutigen Mathematiker sich erheben.“

Allerdings begegnen wir in den Tiefen der Erde solchen, von Lyell geschilderten Dingen nicht, sondern in allen Stücken dem Gegentheil, und müssen uns dadurch überzeugen, daß der Mensch nicht, wie jene von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende ⁽⁴³⁾ Ansicht will, groß anfing und klein endete, sondern daß er, wie dieses die Regel in fast allen menschlichen Dingen ist, klein anfing und groß endete!

Welche von den beiden hier geschilderten Ansichten nicht bloß die wahrscheinlichere, sondern auch die trostvollere, die mehr befriedigende ist, kann der Verfasser getrost dem Urtheil seiner Leser überlassen. Nur eine vollständige Verkennung der Wahrheit und des richtigen Gefühls kann so viele Menschen dazu veranlassen, die hier entwickelte Ansicht über Alter und Anfang unseres Geschlechtes auf Erden als eine widerwärtige oder trostlose von sich zu stoßen und zu glauben, daß das hohe Gefühl unserer Menschenwürde darunter Noth leiden müsse. Verfasser weiß diesem falschen Abelsstolz, welcher niedrige Herkunft für etwas Verächtliches oder Entwürdigendes hält, nicht besser zu begegnen, als mit den vortrefflichen Worten Prof. Huxley's, des ausgezeichneten englischen Anatomen, welcher in seinem merkwürdigen Schriftchen über die Stellung des Menschen in der Natur sagt:

„Haben sich denkende Menschen einmal den blindmachenden Einflüssen überkommener Vorurtheile entwunden, so werden sie in dem niederen Stamm, dem der Mensch entsprungen ist, den besten Beweis für den Glanz seiner Fähigkeiten finden und werden in seinem langen Fortschritt durch die Vergangenheit einen vernünft-

tigen Grund finden, an die Erreichung einer noch edleren Zukunft zu glauben.“

In der That, je niedriger unsere Herkunft, um so erhabener unsere heutige Stellung in der Natur! je geringer der Anfang, um so größer die Vollenbung! je schwieriger der Kampf, um so glänzender der Sieg! je mühseliger und langsamer der Weg, auf dem unsere Cultur errungen wurde, um so werthvoller diese Cultur selbst und um so mächtiger das Streben, sie nicht bloß festzuhalten, sondern auch weiter auszubilden! Also nicht Herabwürdigung oder Entmuthigung, sondern nur Anspornung zu noch Größerem ist es, was der denkende und richtig empfindende Mensch aus der Erkenntniß von dem Alter und Urzustande seines Geschlechts auf Erden als bleibenden Gewinn davontragen muß! Wahrscheinlich ist Alles, was wir von Cultur, von Civilisation, von Kunst, von Wissenschaft, von Moral, von Fortschritt u. s. w. an uns haben, nichts weiter, als das Product einer unendlich langsamen und schwierigen Entwicklung und Selbst-Erziehung von Stufe und Stufe, von Erkenntniß zu Erkenntniß, aus einem durchaus rohen und thierähnlichen Zustande heraus und vermittelt durch ungeheure Zeiträume, im Vergleich mit welchen unser eigenes Dasein nur einem Blitzen durch einen Augenblick gleicht. Im Lichte einer solchen Erkenntniß muß uns natürlich unsere heutige Cultur doppelt schätzbar, doppelt groß erscheinen, da sie ja das letzte Resultat eines ungeheuren Aufbaus ist, an dessen Herstellung sich die Kräfte so vieler menschlicher Generationen vor uns verzehrt und erschöpft haben, und von dessen künftiger Größe Diejenigen keine Ahnung haben konnten, von welchen der erste Grund dazu gelegt worden ist!

„Freilich“, so rief Herr Prof. Joly von Toulouse am Ende seines schon erwähnten Vortrags über den fossilen Menschen ebenso poetisch, als wahr, indem er die ungeheuren Fortschritte der Wissenschaft und Industrie von ehemals bis heute seinen Zuhörern deutlich zu machen suchte, aus, „freilich konnte der Urmensch nicht träumen, daß sich einst durch den ungeheuren Fortschritt des Menschengesittes sein zerbrechlicher Kieselhammer zu dem gewaltigen Dampfhammer von

heute vervollkommen würde; daß seine elende Pirogue durch unser gepanzertes Kriegsschiff ersetzt werden würde; daß die rohen Gewebe aus den Pfahlbauten von Wangen und Kobenhäusen unsern zarten und feinen Stoffen von heute, welche der Jacquart'sche Webstuhl hervorbringt, weichen würden. Er dachte gewiß nicht, daß eines Tages die complicirtesten und sinnreichsten Maschinen die Arbeit unserer Hände übernehmen und verhundertfachen würden, er konnte keine Vorstellung davon haben, daß einst der Dampf unsere Schiffe in wenigen Tagen von Meer zu Meer tragen würde, oder daß der blonde Phöbus und die bleiche Phöbe einst selber ihr Bild in einer dunkeln Kammer malen würden; daß der Herr des Blitzes, der Jupiter mit den finsternen Brauen, wie er später genannt wurde, in unseren Tagen sich mit der anspruchslosen Rolle eines Briefboten werde begnügen müssen, und daß man einst mit der Voltaischen Säule ein Licht erzeugen würde, glänzender als die Sonne selbst und einführbar in Räume, in welche nie ein Lichtstrahl gedrungen ist! Am allerwenigsten aber wird er vermuthet haben, daß einst seine eigene Existenz durch die Gelehrten — — angezweifelt und sogar geleugnet werden würde!“ —

Eigentlich ist mit den vorstehenden Betrachtungen und allgemeinen Ausführungen dem Thema unseres Buches vorgegriffen worden, da die in demselben vertretene Ansicht von der Stellung des Menschen in der Natur nicht bloß durch die bisher dargelegten Resultate der s. g. Archäologie oder der Forschung über das geologische Alter des Menschen auf der Erde und dessen Urzustand, sondern ebensowohl und vielleicht noch mehr durch die Resultate der systematischen Zoologie, der vergleichenden Anatomie, der Physiologie, der Ethnographie, der Psychologie und der damit verwandten Wissenschaften, vor Allem aber der in jüngster Zeit so höchst bedeutsam gewordenen Entwicklungsgeschichte des thierischen und menschlichen Organismus bewiesen wird. Diese aus so vielen und so verschiedenen Wissenschaften zusammengefaßten Resultate stimmen alle auf eine so unzweideutige und überraschende Weise zusammen und zeigen alle so sehr nur in einer und derselben

Richtung, daß, wie ich hoffe, dem aufmerksamen Leser am Schlusse des nun folgenden Abschnitts, der von jenen Verhältnissen im Anschluß an die zweite der drei großen, von uns aufgestellten Fragen oder an die Frage „Wer sind wir?“ handeln wird, ein Zweifel an der wirklichen und wahren Stellung des Menschen in der Natur nicht wird bleiben können. Zugleich wird dieser Abschnitt Mittheilung und Rechenschaft über die Theorieen enthalten, welche man neuerdings über die so unendlich wichtige Frage nach der Entstehung und Abstammung des Menschengeschlechts aus und von der ihm zunächst stehenden Thierwelt auf wissenschaftlicher Grundlage aufzustellen versucht hat.

Wer sind wir?

(Gegenwärtige Stellung des Menschen in der Natur;
dessen Entwicklungsgeschichte und Entstehen aus der
Eizelle. Entstehung und Abstammung des Menschen-
geschlechts.)

„Es ist gefährlich, den Menschen zu deutlich wahrnehmen zu lassen, wie sehr er dem Thiere gleiche, ohne ihm gleichzeitig seine Größe zu zeigen. Gefährlich ist es auch, ihn seine Größe zu sehr sehen zu lassen, ohne dabei seine Niedrigkeit hervorzuheben. Noch weit gefährlicher ist es, ihn über Weibes in Unwissenheit zu lassen. Von größtem Nutzen ist es dagegen, ihm von Weidem eine klare Vorstellung zu geben.“

Pastal.

„Nehulich den römischen Kaisern, welche sich, von ihrer Macht berauscht, zuletzt selbst als Halbgötter ansahen, glaubt der Herr unsres Planeten, daß das rohe, seiner Laune unterworfenen Thier nichts mit seiner eignen Natur gemein habe. Die Nachbarschaft des Affen genirt und demüthigt ihn; er hat nicht genug daran, König der Thiere zu sein, sondern er will auch, daß eine unüberschreitbare Kluft ihn von seinen Unterthanen trenne, und flüchtet sich mit seiner bedrohten Majestät, indem er der Erde den Rücken zuwendet, in die nebelhafte Sphäre eines besonderen „Menschen-Reichs“. Aber die Anatomie, ähnlich jenem Sklaven, welcher dem Wagen des Siegers folgend ausrufen mußte: „Bedenke, daß du ein Mensch bist!“, stößt ihn auf aus seiner Selbstbewunderung und erinnert ihn an jene sicht- und fühlbare Wirklichkeit, welche ihn mit der Thierheit verbindet.“

Profa.

„Denn das ist eben wahres Zeichen der Wissenschaft, daß sie ihr Neß auswerfe nach allseitigen Ergebnissen und jede wahrnehmbare Eigenheit der Dinge hafte, hinsetze und der zähesten Prüfung unterwerfe, gleichviel was zuletzt daraus hervorgehe.“

Jacob Grimm.

Wenn in der ersten Abtheilung dieses Buches nach einer allgemeinen Auseinandersetzung über die Stellung des Menschen in der Natur und über die große Wichtigkeit der darauf bezüglichen Forschungen in das Einzelne der Frage eingegangen und zunächst an den Forschungen über das Alter des Menschengeschlechts und über den rohen, thierähnlichen Zustand unsrer ältesten Vorfahren oder des f. g. Urmenschen der Nachweis von der natürlichen Stellung des Menschen und von seiner langsamen und schwierigen Emporbildung zu mehr cultivirten und menschenwürdigen Zuständen geführt wurde, so soll in dieser zweiten Abtheilung jener Vorfahr oder Urmensch nach einer andern Richtung hin verfolgt, zunächst aber darnach gefragt werden, welche Stellung unser Geschlecht im f. g. zoologischen System und gegenüber der ihm so nahe verwandten Thierwelt, namentlich aber gegenüber den ihm an Gestalt und Bildung zunächst stehenden, höchsten Repräsentanten der f. g. Vierfüßer oder des Wirbelthier-Typus überhaupt einnimmt. Auch hier sprechen abermals die bekannten Thatsachen eine so klare und gar nicht zu mißdeutende Sprache, daß man sich, einmal in den Besitz der richtigen Erkenntniß gelangt, mit nicht geringem Erstaunen fragen muß, wie es möglich war, daß dieses Verhältniß, wenigstens in seinen Hauptumrissen, jemals von sehenden und denkenden Menschen verkannt oder falsch aufgefaßt werden konnte. Denn schon auf den ersten oder oberflächlichsten Blick muß es jedem nur einigermaßen unterrichteten Manne klar werden, daß der Mensch nach allen Seiten seiner körperlichen Bildung auf das

Engste mit der ihn umgebenden organischen Welt verwandt und verbunden ist; daß er überall denselben organischen Gesetzen der Form, Bildung, Verrichtung und Fortpflanzung gehorcht, und daß er daher auch nothwendiger Weise in die von uns aufgestellten zoologischen oder thierkundigen Systeme als integrireder Bestandtheil eingereiht oder darin untergebracht werden muß. Ein Verkennen dieser einfachen und wichtigen Wahrheit war und ist nur möglich durch den ungeheuren Einfluß der menschlichen Subjektivität oder Eigenart, welche es herabwürdigend findet, mit den Thieren auf eine Stufe gestellt oder mit ihnen in dasselbe natürliche System eingereiht zu werden. Aber diese Subjektivität muß begreiflicherweise in wissenschaftlichen Dingen in den Hintergrund treten; und nur eine vollständig objektive, gewissermaßen den persönlich menschlichen Standpunkt verlassende oder über denselben sich erhebende Betrachtung kann hierin das Wahre erkennen. Sehr gut sucht Prof. Huxley Dieses in folgender Weise klar zu machen:

Um das Richtige zu sehen, so setzt derselbe a. a. D. auseinander, wollen wir unser denkendes Selbst einen Augenblick von seiner Stellung als Mensch emancipiren oder befreien und wollen uns vorstellen, wir seien allenfalls wissenschaftliche Bewohner des Planeten Saturn und vollständig bekannt mit den thierischen Geschöpfen, welche unsern Erdball bewohnen, mit deren anatomischen und zoologischen Charakteren u. s. w. Ein unternehmender Reisender nun, den die Schwierigkeiten des Raumes und der Schwerkraft nicht behindert hätten, andere Weltkörper zu besuchen, würde von der Erde unter Anderem auch ein Exemplar des genus „homo“ oder des Geschlechtes „Mensch“, allenfalls verwahrt in einer Flasche mit Spiritus, mitgebracht haben, und wir würden nun berufen werden, dieses Exemplar eines uns bisher unbekanntes Wesens oder eines eigenthümlichen, „aufrecht gehenden, nackten Zweihänder's“ zu untersuchen und seine Stellung in dem zoologischen System wissenschaftlich zu bestimmen. Was würde das Resultat einer solchen Untersuchung sein? Alle Gelehrten des Saturn würden ohne Zaudern darin übereinstimmen, daß das neue Geschöpf unter die uns bekannte

Gruppe oder das Unter-Reich der Wirbelthiere einzureihen und unter diesen wieder speziell der Klasse der Säugethiere beizuzählen sei, da alle an ihm gefundenen anatomischen und zoologischen Merkmale vollständig auf diese Gruppe und diese Klasse passen. Würden wir nun weiter fragen, welcher besonderen Unterabtheilung oder Ordnung der Säugethiere das fragliche Geschöpf beizuzählen sei, so würde sich ebensowenig ein ernstlicher Zweifel darüber erheben können, daß dasselbe nur einer einzigen dieser Ordnungen, nämlich der Ordnung der Simiä oder Affen (wenn wir dieses Wort in seinem weitesten Sinne gebrauchen), angehören könne. Der Bau der Knochen, des Schädels, des Gehirns, die Bildung der Hände und Füße, der Zähne, der Muskeln, der Eingeweide u. s. w. u. s. w. — kurz Alles beruht bei Affe und Mensch ganz auf denselben Principien oder Grundlagen; und Huxley — selbst ein bedeutender Anatom — nimmt sich in seiner Abhandlung über die Beziehungen des Urmenschen zu den nächstniedereren Thieren die allerdings bei Unterrichteten kaum nöthige Mühe, ganz im Einzelnen und an jedem bedeutenderen Organ durch Vergleichung nachzuweisen, daß alle Unterschiede der körperlichen Bildung, welche man zwischen dem Menschen und den höchstgebildeten Affen, den s. g. anthropoiden oder menschenähnlichen Affen, aufzufinden oder geltend zu machen im Stande ist, dem Grade nach nicht so groß sind, als die Unterschiede zwischen den höheren und niederen Affen-Arten oder Affen-Familien selbst. „So“, sagt derselbe wörtlich, indem er eine schließliche Zusammenfassung aus seinen Untersuchungen gibt, „welches System von Organen man auch studiren mag, führt die Vergleichung ihrer Abänderungen in der Reihenfolge der Affen stets zu demselben Resultat — daß die Unterschiede der Bildung, welche den Menschen vom Gorilla und Chimpanse trennen, nicht so groß sind, wie diejenigen, welche den Gorilla von den niedrigeren Affen sondern.“

Aus Allem Diesem zieht Huxley den wichtigen Schluß, daß man vom zoologisch-systematischen Standpunkte aus nicht einmal das Recht habe, den Menschen als eine besondere Ordnung der

Säugethiere von der Ordnung der Affen oder der bisher fälschlich sogenannten Vierhänder abzutrennen und aus ihm eine abge sonderte Unterklasse zu machen, oder gar — wie dieses bekanntlich früher ziemlich allgemein geschehen ist — ihn von der übrigen Welt ganz und gar abzusondern und in ein besonderes, im Gegensatz zu Thier- und Pflanzenreich stehendes Natur-Reich, das s. g. Menschen-Reich, zu verweisen. Im Gegentheil kann der Mensch, wissenschaftlich und speziell naturwissenschaftlich betrachtet, nur angesehen werden als eine besondere Familie der obersten Ordnung der Säugethiere, welche Ordnung außer ihm noch die ächten Affen, sowie die s. g. Halbaffen umfaßt und nach dem Vorgang des berühmten Gesetzgeber's der systematischen Zoologie, Linné (44), am passendsten mit dem Namen der Primaten, d. h. Gipfel-formen oder Oberherrn, bezeichnet wird. *)

Diese oberste Ordnung der Primaten ist nun nach Huxley theilbar in sieben Familien von fast gleichem systematischem Werth, deren unterste Stufe die Galeopithecini oder Pelzflatterer, eine merkwürdige Form fliegender Halbaffen, und deren oberste Stufe der Mensch oder die Familie der s. g. Anthropini bildet (45). Sogleich hinter dem Menschen kommen die großen menschen-ähnlichen Affen der Alten und der Neuen Welt als zweitoberste und drittoberste Familie. Zunächst die ächten Affen der Alten Welt (Afrika und Asien) als s. g. Katarrhinen oder Schmalnasen; nach ihnen die Affen der Neuen Welt oder Amerika's als s. g. Platyrrhinen oder Plattnasen, u. s. w.

„Vielleicht keine Ordnung der Säugethiere“, so schließt Huxley seine merkwürdige Auseinandersetzung über diesen Gegenstand, „zeigt uns eine so umfassende Reihe von Stufenfolgen, als diese, indem sie uns unmerkbar von der Krone und dem höchsten Gipfel der Schöpfung bis herunter zu Geschöpfen führt, von denen, wie es

*) Die gewöhnlich geübte Eintheilung der Thierwelt umfaßt in der Reihenfolge von Unten nach Oben oder von dem Einzelnen zum Allgemeineren die Begriffe Art oder Spezies — Gattung oder Genus — Familie — Ordnung — Klasse — Gruppe oder Unter-Reich — Reich.

scheint, nur ein Schritt bis zu den niedrigsten und wenigst intelligenten der s. g. Placentar-Säugethiere*) ist. Es ist, als ob die Natur selbst die Anmaafung des Menschen vorausgesehen und mit Römischer Strenge dafür gesorgt hätte, daß sein Verstand, eben durch seine Triumfe, die Sklaven herbeirufen mußte, welche den Eroberer daran erinnern, daß er nur Staub ist."

„Dieses sind die Thatsachen, dies die unmittelbare Schlußfolgerung, über welche ich zu berichten hatte. Die Thatsachen können, wie ich glaube, nicht bestritten werden, und wenn dieses so ist, so scheint mir auch die Schlußfolgerung unvermeidlich.“ —

Etwas anders als Huxley macht die Eintheilung ein deutscher Gelehrter, Prof. C. Häckel in Jena, welcher neuerdings über denselben Gegenstand in sehr eingehender Weise geschrieben hat.***) Er trennt die drei letzten Familien Huxley's oder die s. g. Halbaffen im weiteren Sinne gänzlich von der Ordnung der Primaten oder Oberherrn ab, so daß in dieser Ordnung nur der Mensch und die s. g. ächten, wahren oder eigentlichen Affen der Alten und der Neuen Welt übrig bleiben. Die Halbaffen, Prosimien oder Lemuren dagegen betrachtet Häckel als die gemeinsame Stammgruppe, aus welcher sich die übrigen Ordnungen der s. g. Diskoplacentalien oder der Säugethiere mit scheibenförmigem Mutterkuchen***), nämlich die Nagethiere, die Insektenfresser, die Fledermäuse, sowie die ächten Affen als vier aus-

*) Placentar-Säugethiere sind solche, deren Junge während des Zustandes der Trächtigkeit mittelst einer s. g. Placenta oder eines Mutterkuchens innerhalb der Gebärmutter selbst ernährt werden. Sie bilden die höchste Stufe der Säugethiere im Gegensatz zu den s. g. Marsupialien oder Beutel-Säugethiere, welche ihre Jungen in einem am Unterleib hängenden Beutel oder in einer Tasche tragen und dort säugend ernähren, und sind wahrscheinlich in geologischer Zeit (Ende der Sekundär- oder Beginn der Tertiär-Zeit) aus diesen letzteren entsprungen.

**) Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts. Zwei Vorträge. Berlin 1868.

Natürliche Schöpfungsgeschichte. Berlin, 1868 und 1870.

***) Die Diskoplacentalien oder Säugethiere mit diskus- d. h. scheiben- oder kuchenförmigem Mutterkuchen, bilden die höchste Stufe der Placentar-Säugethiere, welche außer ihnen als niedrigere Entwicklungsstufen noch die

einandergehende Zweige höchst wahrscheinlich entwickelt haben (⁴⁶). „Der Mensch aber kann (nach Hädel) nicht von der Ordnung der ächten Affen oder Simien getrennt werden, da er den höheren ächten Affen in jeder Beziehung näher steht, als diese den niederen ächten Affen.“ Er bildet daher mit diesen Thieren die oberste Ordnung der Dis-
toplacentalien unter dem gemeinsamen, schon bekannten Namen der Primaten, während die vier übrigen Ordnungen dieser Säugethier-Gruppe von den Halbaffen, Nagethieren, Insektenfressern und Fledermäusen gebildet werden.*)

Unter den eigentlichen oder ächten Affen stehen nun die bereits genannten Katarrhinen oder Schmalnasen oder Affen der Alten Welt dem Menschen am nächsten, theils durch die Bildung ihrer Nase, welche sich durch eine schmale Nasenscheidewand und durch nach Abwärts gerichtete Nasenlöcher auszeichnet, theils durch ihr Gebiß, welches ganz dasselbe ist, wie bei dem Menschen,

Zonoplacentalien oder Säugethiere mit gürtelförmigen Mutterkuchen und die Sparsiplacentalien oder Säugethiere mit zottenförmigem Mutterkuchen enthält. Zonoplacentalien und Dis-
toplacentalien sind noch besonders dadurch enger verbunden, daß beide eine s. g. Decidua oder hinfällige Haut besitzen, während die Sparsiplacentalien derselben entbehren.

*) Noch etwas anders, als die beiden genannten Forscher, theilt ganz neuerdings Prof. Paul Broca in Paris in einer vortrefflichen Abhandlung über die Ordnung der Primaten (Paris 1870) diese Ordnung in fünf Familien von gleichem systematischem Werthe: 1) Menschen; 2) Anthropoiden; 3) Katarrhinen; 4) Platyrrhinen; 5) Halbaffen. Im Uebrigen jedoch kommt die Abhandlung, welche wohl die vollständigste, bis jetzt gelieferte anatomische Vergleichung zwischen Mensch und Affe nach allen einzelnen Organen enthält, ganz zu demselben Resultate, wie die im Text aufgeführten Gewährsmänner und bezeichnet dieses Resultat am Schlusse mit folgenden Worten: „Aus dieser Vergleichung folgt, daß zwischen dem Menschen und den übrigen Primaten kein solcher Unterschied besteht, wie derjenige, auf welchem die Trennung der zoologischen Ordnungen beruht. Einerlei, welchem anatomischen System, welchem Apparat oder Organ in Bezug auf Form, Verbindung oder innere Bildung wir unsre Untersuchung zuwenden mochten, immer haben wir zur Seite des Menschen eine gewisse Zahl von Affen gefunden, welche ihm selbst ähnlicher sind, als anderen Affen; und es würde daher allen Grundsätzen der Klassifikation widersprechen, wenn wir denselben von der Ordnung der Primaten, denen er sich so offenbar sowohl im Einzelnen, wie durch die Gesamtheit seiner Organisation zugesellt, ausschließen wollten!“

Ann. zur zweiten Aufl.

indem sie, wie dieser, nur 32 Zähne besitzen, während die Platyrrhinen oder Plattennasen deren 36 haben *) — ganz abgesehen von allen übrigen Ähnlichkeiten oder Uebereinstimmungen der Bildung. Nur eine letzte und kleine Abtheilung dieser Ordnung, die s. g. Krallenaffen Amerika's, welche Huxley als die vierte unter den von ihm aufgestellten sieben Familien seiner obersten Ordnung aufführt und welche Häckel ebenfalls bei der Ordnung der Primaten oder Oberherrschaft beläßt, da er sie als einen eigenthümlich entwickelten Seitenzweig der Platyrrhinen oder Plattennasen betrachtet, entfernt sich verhältnißmäßig weit von dem Menschen dadurch, daß die Finger und Zehen dieser Thiere Krallen tragen, anstatt Nägel, wie sie der Mensch und die übrigen Affen besitzen.

Unter den Katarrhinen selbst stehen wiederum die s. g. Lipocercen oder schwanzlosen Schmalnasen, welche man deshalb auch Menschenaffen oder menschenähnliche Affen oder Anthropoiden nennt, dem Menschen am nächsten; und unter allen Umständen sind nach Häckel die anatomischen oder Bildungsunterschiede zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Katarrhinen oder schmalnasigen Affen geringer, als diejenigen zwischen diesen letzteren und den niedrigsten Vertretern der Katarrhinen-Gruppe, z. B. dem Pavian.**)

Es leben von den menschenähnlichen Affen jetzt nur noch vier verschiedene Gattungen mit ungefähr einem Duzend verschiedener Arten; es sind die bekannten Gorilla, Schimpanse, Orang

*) Die Zahnbildung gibt bekanntlich ein sehr charakteristisches Zeichen der Verwandtschaft bei den Säugethieren ab und hat daher hohen systematischen Werth. Aber nicht bloß die Zahl, sondern auch die Art und allgemeine Bildung der Zähne, sowie ihre früheste Entwicklung stellen den Menschen und die ächten Affen, namentlich den Gorilla, einander sehr nahe.

***) Die gesammten Katarrhinen oder Schmalnasen zerfallen in zwei große Abtheilungen, in s. g. geschwänzte und s. g. schwanzlose. Die erste dieser Abtheilungen umfaßt die Gattungen Pavian, Matak, Meerlaffe, Schlangaffe, Stummelaffe, Nasenaffe, die letzte die Gattungen Gibbon, Schimpanse, Orang Utang, Gorilla.

Utan und Gibbon oder Siamang, auch langarmiger Affe genannt. Jedes dieser Thiere hat wieder besondere oder eigenthümliche Beziehungen, in denen es dem Menschen am nächsten kommt; so der Orang durch die Bildung des Gehirns und die Zahl der Windungen desselben; der Schimpanse durch die Bildung seines Schädels und durch seinen Zahnbau; der Gorilla durch die Bildung seiner Extremitäten oder Gliedmaßen, und der Gibbon endlich durch den Bau seines Brustkorbs und seiner Wirbelsäule. Diesem eigenthümlichen Verhältniß ganz entsprechend concentriren sich auch wiederum die Affenähnlichkeiten niederer Menschenrassen keineswegs bei diesem oder jenem Volke, sondern vertheilen sich derart auf verschiedene Völker, daß, wie dieses Dr. Weißbach durch Vergleichung der von Scherzer und Schwarz auf der Reise der Fregatte Novara (Wien 1867) gesammelten Messungen der einzelnen Körperteile bei verschiedenen Menschenrassen mit Messungen am Orang ermittelt hat, „jedes (Volk) mit irgend einem Erbstücke dieser Verwandtschaft, freilich das eine mehr, das andre weniger, bedacht ist.“ Die meiste Affen-Ähnlichkeit hat nach demselben Schriftsteller der Australier durch die Länge und Breite seines Fußes, die Schmalheit seiner Beine und die Dünne seiner Waden, die breite Nase und den breiten Mund und durch die Länge seiner Arme; während andre Anthropologen wieder annehmen, daß der Neger durch die seitliche Zusammenpressung seines Schädels, durch die größere Zahl der Zähne, durch die spätere Verknöcherung des Zwischenkieferbeins, durch das kleinere und größere Symmetrie der Windungen zeigende Gehirn, sowie durch seine längeren Arme und das schmalere Becken die meiste anatomische Ähnlichkeit mit dem Affen darbiete.

Uebrigens besitzen auch Einige unter den Platyrrhinen oder plattnasigen Affen Amerika's (amerikanische Affen) menschenähnliche Charaktere. Man findet unter ihnen namentlich Schädelbildungen mit schöner rundlicher Form, ansehnlicher Entwicklung des Hirnschädels, verhältnißmäßig geringerem Hervortreten der Schnauze, und Allem Dem entsprechend oft ein sehr menschenähnliches Gesicht.

So hat der Saimiri in Südamerika einen f. g. Gesichtswinkel*) von 65 bis 66 Graden, während er bei dem Menschen 70—80 Grad (bei dem Kaufasier 80—85, bei dem Neger 65—70 und bei den eigentlichen Anthropoiden selten mehr als 50 Grad**) beträgt, stimmt also in dieser Beziehung vollständig mit dem in der ersten Hauptabtheilung beschriebenen Neanderthal-Schädel überein, dessen Gesichtswinkel ebenfalls auf 65 bis 66 Grade geschätzt wird. Nach Siebel macht sogar nur ihre Größe die drei erstgenannten Anthropoiden menschenähnlich, während in Bezug auf die körperlichen Formen der Gibbon oder Siamang, von dem 4—8 verschiedene Arten im südlichen Asien leben, und einige amerikanische Affen entschieden menschenähnlicher sind.

Die Anthropoiden oder menschenähnlichen Affen, von denen zwei (Gorilla und Schimpanse) in Afrika und zwei (Orang und Gibbon) in Asien leben, sind erst in neuerer Zeit genauer bekannt geworden, so daß noch der große Cuvier (gest. 1832) sie für Geschöpfe der Einbildungskraft seines Collegen Buffon erklären durfte, während jetzt alle bedeutenderen Museen und zoologischen Gärten Europa's lebende oder todte Exemplare aufzuweisen haben. Nur gerüchweise waren aus früherer Zeit märchenhafte Nachrichten über die Existenz solcher Thiere in entfernten Gegenden der Erde nach Europa gebrungen, worüber Prof. Huxley in der ersten seiner drei Abhandlungen, welche er unter dem Titel „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur“ veröffentlicht hat, gleichzeitig

*) Der f. g. Camper'sche Gesichtswinkel wird gebildet durch zwei Linien, von denen die eine die hervorragendsten Stellen des Stirnbeins und des Oberkiefers berührt, während die andere von der Ohröffnung nach dem Boden der Nasenhöhle gezogen wird. Je spitzer der dadurch gebildete Winkel ausfällt, um so thierähnlicher ist im Allgemeinen das Gesicht, während dasselbe um so edler und menschenähnlicher erscheint, je mehr sich der Winkel einem f. g. rechten oder einem solchen von 90 Graden nähert, da in demselben Verhältniß ein Ueberwiegen der das Gehirn enthaltenden Schädelkapsel über den eigentlichen Gesichtsober- oder Schnauzenthail stattfindet.

**) Davon machen jedoch die Jungen der Anthropoiden eine Ausnahme, indem z. B. bei dem jungen Orang, der einen sehr schön gewölbten gutgebildeten und menschenähnlichen Schädel besitzt, der Gesichtswinkel bis zu 67 Graden ansteigt.

mit einem Abriss der Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen interessante Mittheilungen macht⁽⁴⁷⁾. Seine Angaben sind übrigens zum Theil jetzt schon, obgleich sie erst vor wenigen Jahren gemacht wurden, veraltet oder überholt — wenigstens bezüglich des *Gorilla* (*Troglodytes gorilla* oder *Gorilla gina*), des zuletzt bekannt gewordenen und auch merkwürdigsten der vier Anthropoiden. Er ist sehr groß, hat sehr menschenähnliche Gliedmaassen und nimmt, wenn er sich auf ebenem Boden bewegt, einen halb aufrechten Gang an — während die von du Chaillu gelieferten Erzählungen über seine außerordentliche Stärke und Wildheit übertrieben scheinen. Möglicherweise hat ihn schon der Chartaginienser Hanno gesehen, der im Jahre 510 vor Chr. mit einer Flotte die Westküste Afrika's umschiffte und auf der Insel eines Golfes wilde ganz behaarte Menschen antraf, welche er *Gorillas* nannte. Er ist jedenfalls derjenige unter den vier Anthropoiden, welcher trotz einzelner, sehr thierischer Merkmale doch die meisten und auffallendsten Annäherungen seines Baues an die menschliche Gestalt zeigt und theils deswegen, theils wegen der abentheuerlichen, über ihn umgehenden Erzählungen in den letzten Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade auf sich gezogen hat. Namentlich ist er unter allen menschenähnlichen Affen derjenige, welcher vermöge der Bildung seines Fußes und der Muskeln seines Beines mit der verhältnißmäßig geringsten Anstrengung aufrecht gehen und stehen kann, und welcher zugleich die am meisten menschenähnliche Hand besitzt, wenn er auch in andern Beziehungen, so namentlich in der Bildung des Schädels und Gehirns, von andern Affen seiner Gattung an Menschenähnlichkeit übertroffen wird⁽⁴⁸⁾.

Alles dieses zeigt zur Genüge, daß die so lange geübte Trennung des Menschen von der ihm zunächst stehenden Säugethierwelt als eine besondere Ordnung, Klasse oder gar als ein besonderes Menschen-Reich bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, und daß die ganze dieser Trennung zu Grunde liegende Anschauung zunächst und schon allein von zoologisch-systematischen Gesichtspunkten aus

zurückgewiesen werden muß. Um übrigens bezüglich dieses wichtigen Punktes möglichst sicher zu gehen, fügen wir der beigebrachten Gewähr eines englischen und eines deutschen Forscher's oder Sachverständigen auch noch die nicht minder bestimmt ausgesprochene Ansicht eines französischen Gelehrten oder Zoologen der neuesten Schule hinzu.

In einem vortrefflichen Buche über die Mehrheit der menschlichen Rassen (Paris, 1864) spricht sich Herr Georg Pouchet, indem er die von den Herren Geoffroy St. Hilaire und de Quatrefages aufgestellte Ansicht von der Existenz eines besonderen Menschen-Reichs verwirft, dahin aus, daß sich der Mensch durch seine physische oder körperliche Bildung auf das Engste den menschenähnlichen Affen annähere, und daß dieses eine Thatsache sei, die Niemand ernstlich bestreiten könne. Und diese Ähnlichkeit besteht nach ihm nicht bloß in den äußeren Formen, sondern wir finden sie noch größer, wenn wir uns der genauern Durchforschung der innern Theile und vorzüglichsten Organe, sowie der mikroskopischen Untersuchung der anatomischen Bestandtheile des Körper's zuwenden. Zu der Aufstellung eines besonderen „Menschen-Reichs“ kann man nur kommen, wenn man die beiden äußersten Extreme oder den hochgebildeten, durch Jahrtausende lange Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht erzogenen und veredelten Europäer und das rohe Thier zusammenstellt und die zahllosen Zwischenstufen, welche beide verbinden, überfieht. Nicht einmal die Begriffe von Gut und Böß oder von Gott und Unsterblichkeit, auf welche Herr de Quatrefages in Ermangelung wesentlicher körperlicher Unterscheidungszeichen die Existenz seines besonderen Menschen-Reichs gründen zu dürfen glaubte, sind, wie Herr Pouchet nachweist und wie jetzt allgemein bekannt ist, bei allen Völkern vorhanden, sondern fehlen entweder ganz oder sind bis zu den äußersten Graden verschieden. Vom Thier bis zum Menschen gibt es nur eine ununterbrochene Stufenfolge oder Kette verwandter Glieder; und dieselbe wissenschaftliche Methode muß auf beide angewendet werden. Die Ordnung der s. g. Zweihänder (als Unterschied des Menschen

von den Affen) ist nach Bouchet nur eine Schöpfung des Schreib-tisch's und konnte nur in einem Lande erfunden werden, in welchem die Bekleidung des Fußes allgemeine Sitte ist, während der unbedeckte und durch die Gewohnheiten der Civilisation nicht verborgene Fuß des Menschen in Wirklichkeit ein ausgezeichnetes Organ des Greifen's bildet und bei fast der Hälfte aller Völker der Erde wirklich als solches dient (⁴⁹). Mit demselben Rechte daher, mit welchem man die Familie der Affen als „Bierhänder“ bezeichnet, könnte man auch den Menschen einen Bierhänder nennen, und jedenfalls kann derselbe nicht als eine besondere Ordnung, sondern nur als eine besondere Familie der bisher als Bierhänder bezeichneten Gruppe von Säugethieren aufgefaßt werden. —

Soviel über die Betrachtung des Menschen und sein Verhältniß zur Thierwelt vom zoologisch-systematischen Standpunkte aus! Es ist selbstverständlich, daß das hierbei erlangte Resultat vollständig zusammenstimmt mit demjenigen Ergebnis, welches die allgemeine und die vergleichende Anatomie oder die Lehre von dem allgemeinen, wie speziellen anatomischen Bau des Körper's bei den verschiedenen Thierklassen liefert — eine Wissenschaft, welche ja seit Cuvier derart mit der systematischen Zoologie verschmolzen ist, daß beide eigentlich nicht mehr zu trennen sind. Alle irgendwie wesentlichen Theile oder Organe des menschlichen Körper's, wie Knochen, Muskeln, Nerven, Eingeweide u. s. w., stimmen in allen wesentlichen Beziehungen der äußeren Form wie der innern Zusammensetzung auf das Vollständigste mit den entsprechenden Theilen der Thiere, speziell der Säugethiere und deren höchsten Repräsentanten überein, und zwar so sehr, daß man, wie dieses ja ziemlich allgemein bekannt ist, Jahrtausende hindurch gar kein anderes Mittel zur Kenntniß des menschlichen Körper's besaß, als die Zergliederung von Thierleichen. Ehe man es des allgemeinen Vorurtheiles wegen wagte, menschliche Leichname zu zergliedern, behalf man sich zum Studium und zur Erlernung der menschlichen Anatomie lediglich mit der Zergliederung von Säugethierleichen und war darum über die wesentlichen Theile des menschlichen Körper's nicht

weniger gut unterrichtet, als heutzutage. Der berühmte Arzt Galenus aus Pergamus, der im zweiten Jahrhundert nach Chr. lebte und ein System der Medicin stiftete, das sich beinahe vierzehn Jahrhunderte herrschend erhielt, hatte den Bau des menschlichen Körper's nur an Affenleichen studirt, welche er sogleich als die menschenähnlichste Form unter allen Thieren erkannt hatte; und bis in das sechzehnte Jahrhundert herab wurde nur am Skelett eines Affen (des Magot oder *Inuus sylvanus*) Anatomie gelehrt und studirt. Erst Vesal oder Vesalius, der Leibarzt Kaiser Karl's des Fünften und Königs Philipp II. von Spanien, wagte es menschliche Leichname zu zergliedern, und hatte dabei das große Unglück, daß während der Sektion der Leiche eines jungen spanischen Edelmannes, den er behandelt hatte, dessen Herz zu zucken anfing. Nach den unvollkommenen physiologischen Begriffen jener Zeit glaubte man, Vesal habe einen lebenden Menschen zergliedert, und zur Sühne dieser großen Schuld mußte der berühmte Anatom eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande antreten, welche ihm auf der Rückkehr durch Schiffbruch den Tod brachte.

Wie bedeutend die anatomische Aehnlichkeit zwischen Menschen und Affen ist oder sein muß, mag aus den Worten des berühmten R. Owen erhellen, der den Gegenstand unter allen Anatomen der Gegenwart am genauesten studirt hat, und dessen Meinung um so schwerer wiegt, als er, wenn auch nicht aus rein anatomischen Gründen, auf einer der hier vertretenen Meinung entgegengesetzten Seite steht und dem entsprechend Mensch und Affe in getrennte Unterklassen eintheilt. „Indem ich nicht im Stande bin,“ sagt Owen (Ueber die Charaktere der Säugethiere, in der Zeitschrift der britischen Gesellschaft für die Fortschritte der Wissenschaft, 1857), „den Unterschied zwischen den geistigen Fähigkeiten eines Chimpanse und eines Buschmannes oder eines Azteken mit gehemmter Gehirn-Entwicklung als einen so wesentlichen anzuerkennen, daß er eine Vergleichung ausschließen würde oder auch nur für einen andern als gradweisen zu halten, kann ich meine Augen nicht gegen die Bedeutung jener Alles durchbringenden Aehnlichkeit der Bildung

— jeder Zahn, jeder Knochen ist streng homolog oder gleichbedeutend — verschließen, welche die Aufstellung der Unterschiede zwischen Mensch und Affe für den Anatomen so schwierig macht. Und aus diesen Grunde folge ich Linné und Cuvier und betrachte den Menschen als einen rechtmäßigen Gegenstand zoologischer (thierkundiger) Vergleichung und Klassificirung.*“

Mit Allem Diesem soll natürlich der anatomische Abstand zwischen dem Menschen und seinen nächsten Verwandten in der Säugethier-Welt nicht kleiner gemacht werden, als er in Wirklichkeit ist; er ist im Gegentheil so groß, daß für den geübten Anatomen meist der erste Blick hinreicht, um irgend einen charakteristischen Theil des Körper's, namentlich des Skelett's oder Knochengeriistes, als den eines Menschen oder aber eines Thieres zu erkennen. Aber der Unterschied bezieht sich nicht auf die Systeme oder Organe selbst, wie Knochen, Muskeln, Blut, Gefäße, Eingeweide u. s. w., welche nicht bloß in ihren groben Theilen, sondern auch in ihrer feineren, chemischen und mikroskopischen Zusammensetzung ganz dieselbe Art der Form und Anordnung darbieten, sondern es ist mehr ein Unterschied des Grades, der Größe und der Entwicklung. Entweder ist es eine feinere Ausführung des Details, größere und bessere Entwicklung einzelner Theile oder Organe, worin die menschliche Bildung die thierische übertrifft; oder die besondere Anordnung des ganzen Baues verlangt da oder dort auch eine eigenthümliche oder abweichende Bildung, so namentlich im Bau des Knochen- und Muskelsystem's, des Kehlkopf's, des Gehirn's u. s. w. (50) Aber selbst diese Eigenthümlichkeiten oder Besonderheiten des menschlichen Körperbau's weisen oft mit großer Bestimmtheit auf dessen thierische Verwandtschaft zurück. So findet man bei der Zergliederung menschlicher Leichname in deren Muskelsystem (welches Körpersystem bekanntlich mehr, als alle andern Theile, zu individuellen Abweich-

*) „Es ist gewiß etwas sonderbar,“ fügt Huxley der Ausführung obiger Stelle hinzu, „daß derselbe Anatom, der es für „schwierig“ hält, den Unterschied zwischen Mensch und Affe zu bestimmen, beide doch, auf anatomische Gründe gestützt, in verschiedene Unterklassen bringt.“

ungen geneigt ist) nicht selten Eigenthümlichkeiten in der Anordnungsweise der Muskeln bei einzelnen Leichen, welche denen bei Affen sehr ähnlich oder gleich sind; und nach Dr. Duncan (Verhandl. der Londoner Anthropol. Gesellschaft, 1869) geht dieses Verhältnis sogar soweit, daß derselbe es als ein unbestrittenes Faktum erklärt, daß die Anomalieen oder regelwidrigen Abweichungen im Ursprung und Ansatz der Muskeln bei dem Menschen der normale oder regelmässige Zustand bei den Affen sind. Auch Prof. Hyrtl führt in seiner Anatomie des Menschen eine Anzahl solcher Muskel-Abweichungen speziell auf, welche entweder der thierischen Bildung überhaupt oder der äffischen im Besonderen entsprechen oder analog sind, und welche Abweichungen zum Theil von ihm geradezu als „Affebildung“ bezeichnet werden.*) In ganz ähnlicher Weise besitzt das s. g. erste oder Milchgebiß des Menschen eine auffallende Ähnlichkeit mit dem des Affen, während erst das s. g. zweite Gebiß die ächte menschliche Form erreicht. Auch der Bau der drei edelsten Sinnesorgane (Auge, Ohr und Tastsinn) zeigt eine Uebereinstimmung zwischen Affe und Mensch, welche allen andern Säugethieren fehlt, und worüber das Nähere in des Verfasser's „Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie u. s. w.“ (Seite 185) enthalten ist.

Es braucht dem Allem fast kaum hinzugefügt zu werden, daß das von der vergleichenden Anatomie gelieferte Resultat nach allen Seiten ergänzt und bestätigt wird von dem, was uns die vergleichende Physiologie oder die Lehre von den Funktionen oder Verrich-

*) Darwin (Die Abstammung des Menschen) theilt nach J. Wood mit, daß bei einem einzigen männlichen Leichnam, welcher eine starke körperliche Entwicklung und einen wohlgebildeten Schädel besaß, nicht weniger als sieben Muskelabweichungen beobachtet wurden, welche sämmtlich deutlich Muskeln repräsentirten, die verschiedenen Arten von Affen eigen sind; wie denn überhaupt nach demselben Anatomen die den normalen Bildungen bei niederen Thieren gleichenden Muskel-Varietäten beim Menschen außerordentlich häufig sind, und sogar regelmässige Ueberbleibsel gewisser bei den Thieren sehr entwickelter Muskelsysteme, z. B. des großen Hautmuskels, an verschiedenen Stellen unsres Körpers erhalten geblieben sind.

tungen des thierischen Körpers bei den verschiedenen Thierklassen, sowie bei dem Menschen liefert. Da Bau und Verrihtung eines Organs oder lebenden Theiles erfahrungsmäßig überall in einer nothwendigen Uebereinstimmung sich befinden, so lange nicht durch Krankheit oder mangelhafte Ausbildung eine Störung dieses Gleichgewichts herbeigeführt worden ist, so ist das obengenannte Resultat schon aus theoretischen Gründen ein selbstverständliches; und wenn der Mensch auch in physiologischer Beziehung vor den Thieren Etwas und selbst Vieles voraus hat, so hat er es doch nur insoweit, als auch seine physische oder körperliche Organisation sich durch höhere und feinere Ausbildung, durch complicirteren Bau, durch gesteigerte Arbeitstheilung, durch bessere Anpassung u. s. w. oder aber durch massigere Entwicklung einzelner besonders wichtiger Organe von der thierischen unterscheidet und dadurch Leistungen hervorbringt, die dem Thiere unmöglich sind. Immerhin aber sind es, grade so wie bei der körperlichen Bildung auch, stets nur Unterschiede des Grades oder der Entwicklung — welche Entwicklung schon bei den allerniedrigsten Formen beginnt und sich von da, aber immer unter strenger Beobachtung derselben, allgemein gültigen Gesetze des Lebens, stufenweise aufwärts hebt. Daher haben denn auch die Forscher in diesen Gesetzen des Lebens oder die s. g. Physiologen, grade so wie in früherer Zeit die Anatomen, von jeher kein besseres Mittel gekannt, um über die physiologischen Vorgänge im menschlichen Körper Aufschluß zu erhalten, als die Untersuchungen und Versuche an Thieren. Man kann wohl sagen, daß drei Viertelheile Alles Dessen, was wir über menschliche Physiologie oder über die Gesetze des menschlichen Lebens wissen, auf diesem Wege erworben worden und darum nicht minder richtig sind, als wenn die betreffenden Beobachtungen an dem Menschen selbst wären angestellt worden. Soweit die letzte Art der Beobachtung möglich war, hat sie überall jene an Thieren gewonnenen Erkenntnisse und die darauf gebauten Schlüsse entweder gradezu oder mit ganz geringen, durch die Verschiedenheit des menschlichen Bau's bedingten Modifikationen bestätigt und gezeigt, daß die Grundgesetze

des Lebens in allen lebenden Wesen die gleichen und unveränderlichen sind. Wenn z. B. der durchschnittene Nerve am Schenkel eines Frosches (also gewiß eines niederen Thieres) zuckt oder auf angebrachte Reize reagirt, so thut er dieses in ganz derselben oder nahezu ganz derselben Art und Weise, wie dieses der in gleicher Art behandelte Nerve eines Menschen gethan haben würde; und wenn man die Brust eines Thieres bloß legt und das Schlagen des Herzens oder das Arbeiten der Lungen beobachtet, so ist es mit nur sehr geringer Abweichung dasselbe Schauspiel, das man genossen haben würde, hätte man die geöffnete Brust eines lebenden Menschen gesehen. Beim Thier wie beim Menschen dient das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, die Zunge zum Schmecken, der Magen zum Verbauen, die Leber zur Absonderung der Galle; dienen die Füße zum Fortbewegen, die Lungen zum Athmen, die Nieren zur Ausscheidung des Wassers u. s. w. u. s. w. Durch Chloroform wird das Thier ebenso betäubt, wie der Mensch; es lebt, erkrankt und stirbt durch dieselben Vorgänge und Veranlassungen, wie dieser. — Es verräth daher nur die lächerlichste und gröbste Unwissenheit in der physiologischen Wissenschaft oder in den Gesetzen des Lebens, wenn man so oft in antimaterialistischen Streitschriften dem Einwande begegnet, die an Thieren gewonnenen Erfahrungen ließen sich nicht auf den Menschen anwenden, welcher kein Thier, sondern etwas ganz Anderes, nämlich eben Mensch sei!! Selbst s. g. „Gelehrte“, namentlich aus dem philosophischen Lager, pflegen sich mit einer solchen, an die Zeiten des Moses erinnernden Weisheit zu brüsten! (51)

Dasjenige körperliche Organ oder System nun, durch welches der Mensch hauptsächlich Mensch ist und welches ihm in Verbindung mit seinen übrigen Vorzügen (wie Bildung der Hand, aufrechter Gang, gegliederte Sprache u. s. w.) sein hauptsächlichstes Uebergewicht über das Thier verleiht, und welches sich daher auch bei ihm durch eine vorher noch nicht dagewesene Stärke der Entwicklung auszeichnet, ist das Gehirn in Verbindung mit dem Nervensystem. Dieses vornehmste und wichtigste aller Organe, an welches alle uns bekannten seelischen oder geistigen Thätigkeiten bei Mensch und Thier

unverbrüchlich gebunden sind, ist bei den Wirbelthieren nach einem großen und allgemeinen Grundplane gebaut, der schon im Fische beginnt und sich von da mit stets zunehmender Deutlichkeit und Stärke weiter aufwärts bildet, wahrscheinlich unter dem Einflusse von Momenten oder Ursachen, wie sie Darwin in seinem unsterblichen Werke über die natürliche Zuchtwahl im steten Kampfe aller lebenden Wesen um das Dasein geschildert hat. Den größten Sprung in dieser aufwärts strebenden Entwicklung und Vervollkommnung seiner Bildung macht übrigens das Gehirn nicht, wie man leicht veranlaßt sein könnte, zu glauben, zwischen Mensch und Thier, sondern an einer viel tiefer liegenden Stelle zwischen den s. g. Beutelsäugethieren und den s. g. placentalen Säugethieren nämlich, indem hier ein ganz neues Gebilde, die s. g. große Commissur oder der Balken, auftritt und die beiden vorher getrennten Hälften des großen Gehirns mit einander verbindet. Von da an nehmen die beiden großen Gehirnhalbkugeln oder die seelisch wichtigsten Theile des ganzen Organs an Größe und Zusammengesetztheit der Bildung stetig zu und überwölben mehr und mehr das s. g. kleine Gehirn, bis sie endlich durch eine ganze Reihe allmäliger Abstufungen hindurch bei Affe und Mensch ihre höchste und in allen wesentlichen Theilen gleiche oder ähnliche Ausbildung erreichen. Denn so verschieden auch Affen- und Menschenhirn an Größe und Ausbildung sein mögen, so ist doch nunmehr durch zahlreiche anatomische Untersuchungen der genauesten Art nachgewiesen, daß alle wesentlichen Theile und Beziehungen des menschlichen Gehirns bei dem Thiere vollständig vorgebildet sind, und daß nur die verhältnißmäßig hohe Ausbildung dieser Theile im Einzelnen im Verein mit einer bedeutend gesteigerten Gesamtgröße es ist, welche das menschliche Uebergewicht bedingt.*) Durch Nichts kann diese wichtige

*) „Die wirklichen Verschiedenheiten, welche zwischen dem Gehirn der Menschen und dem der höhern Affen bestehen“, sagt der französische Physiolog Bulpian „sind äußerst geringfügig, und man muß sich darüber keine Illusionen machen. Der Mensch steht den menschenähnlichen Affen durch die anatomischen Charaktere seines Gehirns viel näher, als diese den andern Säugethieren und sogar manchen Affen.“

Wahrheit besser illustriert werden, als durch den ganz neuerdings gemachten Versuch eines der bedeutendsten noch lebenden Anatomen der Gegenwart, des schon genannten Prof. R. Owen in London nämlich, welcher grade auf das Gehirn und dessen Bau ein spezifisches Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Thier gründen wollte. Er behauptete nämlich, die vollständige Ueberwölbung und Bedeckung des f. g. kleinen Gehirns durch das große, sowie das Vorhandensein des f. g. hinteren Horns der großen Seitenhirnhöhle und des f. g. kleinen Seeperdefußes oder einer länglichen weißen Anschwellung auf dem Boden dieses hinteren Horns seien lauter Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gehirns, welche sich bei den Thieren nicht fänden, und mit welchen demnach auch eigenthümliche und höhere Geisteskräfte verbunden sein müßten. Darauf fußend glaubte Owen zoologisch-systematisch das Recht zu haben, aus dem Menschen eine besondere Unterklasse der Säugethiere, die f. g. *Archencephala* oder *Gehirnherrscher*, zu machen.

Diese auffallende Behauptung gab nun alsbald Anlaß zu einer ganzen Reihe von anatomischen Untersuchungen und Arbeiten über das Gehirn der Affen und zu einem gelehrten Streit, über den das Nähere sowohl in Huxley's bekannter Schrift über die Stellung des Menschen in der Natur als auch in des Verfassers „Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie u.“ (Seite 189 u. folg. der III. Aufl.) nachzusehen ist. Der Streit endete damit, daß das vollständige Gegentheil der Owen'schen Behauptungen bis zu einer solchen Evidenz nachgewiesen wurde, daß schließlich ihr Urheber selbst sich zu einer öffentlichen Zurücknahme derselben genöthigt sah — wenn er auch nichtsdestoweniger seine vorher geschilderte Eintheilung, mehr auf die allgemeine hohe Ausbildung der einzelnen Theile des Gehirns gestützt, beibehalten zu wollen erklärte. (⁵²)

Nun übertrifft allerdings das Gehirn des Menschen nicht bloß an Größe, sondern auch an verhältnißmäßig hoher Ausbildung seiner einzelnen Theile, namentlich aber an Zahl, Tiefe und Asymmetrie der f. g. grauen Substanz (welche Substanz bekanntlich als der eigentliche Sitz der Seelen- oder geistigen Thätigkeit ange-

sehen werden muß), bei Weitem das Gehirn der ihm zunächst stehenden Säugethiere; allein alle diese Vorzüge sind *relativ*, nicht *absolut* und in ihren Einzelheiten in den Gehirnen der Affen bereits derart angedeutet oder vorgebildet, daß man das Affengehirn gewissermaßen als eine Art Grundriß oder Vorbild ansehen kann, welches im Menschen nur genauer ausgearbeitet ist.

„Die Oberfläche eines Affengehirns“, sagt Huxley (a. a. D.), „stellt eine Art von Gerippe oder Grundriß von derjenigen des Menschengehirns dar; und es werden bei den menschenähnlichen Affen die Einzelheiten mehr ausgefüllt, während es nur untergeordnete Merkmale sind, wie die größere Aushöhlung der vorderen Gehirnlappen, die beständige Anwesenheit gewisser, beim Menschen gewöhnlich fehlender Furchen und die Verschiedenheit in der Anordnung und den Verhältnissen einiger Windungen, durch welche das Gehirn des Orang oder Schimpanse in baulicher Beziehung von dem des Menschen unterschieden werden kann.“ (53)

Da nun bekanntlich das Gehirn einziges und ausschließliches Organ des Denkens ist, und da alle geistige Kraft parallel mit seiner Größe, seiner Entwicklung und seiner Bildungs- und Ausbildungsstufe überhaupt geht, gerade so wie jede physiologische Funktion von der Größe, Form, Zusammensetzung und Ausbildung des ihr dienenden Organes abhängig ist, so kann es vom Standpunkte der materialistischen oder realistischen Philosophie aus nicht zweifelhaft sein, daß auch das geistige Leben des Menschen nur als eine höhere Bildungs- oder Entwicklungsstufe der in der Thierwelt schlummernden Anlagen und Fähigkeiten betrachtet werden muß. Dieser Satz erweist sich übrigens nicht bloß durch obige theoretische Betrachtung, sondern auch durch eine direkte Vergleichung zwischen Thier- und Menschenseele und durch eine eingehende Betrachtung der den Menschen charakterisirenden intellektuellen und moralischen Fähigkeiten im civilisirten, wie im rohen Zustande.*) Ehe wir

*) Wäre dieses aber auch nicht der Fall, so könnten doch, wie Darwin vortrefflich ausführt, geistige Kräfte oder Eigenschaften nicht als Mittel der Classification gebraucht werden, da wir oft innerhalb derselben Thierklassen die

übrigens auf diesen Punkt näher eingehen, müssen wir, um die Stellung des Menschen in der Natur nach allen Seiten vollkommen richtig beurtheilen zu können, uns vorerst noch bei einer weiteren Wissenschaft Rath's erholen, welche mit den bis jetzt zu Rath'e gezogenen, wie Zoologie und Physiologie, in so enger Verbindung steht, daß sie nicht von ihnen getrennt behandelt werden kann. Ich meine die ebenso neue als interessante Wissenschaft der Entwicklungs-Geschichte.

Diese vergleichsweise junge oder moderne Wissenschaft hat eine Reihe höchst merkwürdiger Thatsachen zu Tage gebracht, welche für den Unterrichteten oder für den mit dieser Wissenschaft Bekannten keinen Zweifel an der engen und innigen Verwandtschaft des Menschen mit der Thierwelt übrig lassen — Thatsachen, welche trotz ihrer großen Wichtigkeit und Bedeutung leider in größeren Kreisen noch sehr wenig oder fast gar nicht bekannt sind. Ja selbst eigentliche Gelehrte und Fachmänner, z. B. Zoologen oder selbst Anatomen, legen bisweilen in ihren Schriften oder Aeußerungen eine wirklich bedauernswerthe Unkenntniß dieser Thatsachen an den Tag — gar nicht zu reden von den spekulativen Philosophen oder Theologen, welche durch reine Gedankenarbeit oder göttliche Eingebung das Verständniß des Menschen und seiner Stellung in der Natur gewinnen zu können glauben, ohne daß sie meistens auch nur eine Ahnung von jenen Thatsachen und von den wirklichen Gesetzen der Natur haben. „Unwissenheit und Aberglauben“, sagt Häckel ebenso scharf als wahr, „sind die Grundlagen, auf denen sich die meisten Menschen das Verständniß ihres eignen Organismus und seiner Beziehungen zur Gesammtheit der Dinge aufbauen; und jene handgreiflichen Thatsachen der Entwicklungsgeschichte, welche das Licht der Wahrheit darüber verbreiten könnten, werden ignorirt.“ Seitdem freilich Darwin eine ganz neue Richtung in die organische Naturwissenschaft gebracht und gezeigt hat, daß in

größten geistigen Verschiedenheiten antreffen. Wie groß ist z. B. der Abstand der geistigen Fähigkeiten zwischen einer Ameise und einer Schildlaus! Und doch sind beide Thiere nahe verwandt und gehören derselben Klasse an.

der organischen Natur Alles auf Entwicklung ankommt, wendet man auch jenen Thatsachen, wenigstens von Seiten jüngerer und strebender Gelehrten, wieder die verdiente Aufmerksamkeit zu und erkennt ihre große und gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung für eine philosophische Naturbetrachtung an. Es kann diese Bedeutung nicht besser hervorgehoben oder gekennzeichnet werden, als es von Prof. Huxley mit den Worten geschehen ist: „Diese Thatsachen sind, obgleich gar Manchem unter Denen, welche sich die Erziehung des öffentlichen Geistes zum Geschäft gemacht haben, unbekannt, doch leicht nachzuweisen und allgemein durch die Männer der Wissenschaft anerkannt, während ihre Bedeutung so groß ist, daß, wer dieselben richtig erwogen hat, in den übrigen Enthüllungen der Biologie (oder der Lehre vom Leben), wie ich denke, wenig Ueberraschendes oder Erschreckendes mehr finden wird.“ Gehen wir zu diesen Thatsachen selbst und zu einer Darstellung derselben in möglichst gedrängten Umrissen über!

Jedes lebende Wesen, einerlei ob groß oder klein, ob hoch oder niedrig, ob einfach oder zusammengesetzt, beginnt sein irdisches Dasein mit einer, von seinem entwickelten oder fertigen Zustande unendlich verschiedenen, sehr einfachen Form und durchläuft von diesem ersten Stadium bis zu seiner letzten Ausbildung eine ganze Reihe von aufeinanderfolgenden Veränderungen oder Entwicklungsstadien. Diese Stadien oder Abschnitte sind gegenwärtig durch die Forschungen der s. g. Embryologie oder der Lehre von der Entwicklung des s. g. Keimlings ganz genau bekannt geworden. Das erste dieser Stadien ist bei allen, nur einigermaßen höher organisirten lebenden Wesen (Pflanze wie Thier) die Bildung eines s. g. Eies oder einer Keimzelle, während bei den allerniedersten die Vermehrung oder Fortpflanzung meist durch einfache Theilung der gesammten Körpersubstanz in zwei oder mehr getrennte Wesen oder aber durch s. g. Knospung, Sprossung u. s. w. geschieht. ⁽⁵⁴⁾

Dieses Ei ist nun überall durch die ganze organische Welt hindurch in seiner Grundbildung das Nämliche und weicht nur durch kleinere Verschiedenheiten der Form, Größe, Farbe u. s. w.

von einander ab. *) Uns interessiert hier im Besonderen nur das Ei der Säugethiere oder der Wirbelthiere überhaupt, welches überall als fast ganz dasselbe Gebilde erscheint, mit Einschluß des Menschen selbst, dessen Ei sich so wenig von dem der höheren Säugethiere unterscheidet, daß irgend ein wesentlicher Unterschied zwischen den Eiern der verschiedenen Säugethiere selbst nicht nachgewiesen werden kann.

Es besteht, so setzt Prof. Huxley in seiner anschaulichen Weise auseinander, dem äußeren Ansehen nach gewiß keine große Ähnlichkeit zwischen einem gewöhnlichen Hofhuhn und dem Hund, welcher den Meyerhof bewacht, auf dem wir eben jenes Huhn umherspazieren sehen. Nichtsdestoweniger wissen wir mit aller Bestimmtheit, daß das Huhn ebensowohl wie der Hund sein Dasein in Gestalt eines Eies beginnt, welches in allen wesentlichen Beziehungen identisch erscheint oder das Nämliche ist; und daß auch die späteren Veränderungen, welche das Ei in seinem weiteren Entwicklungsgange durchmacht, bis auf ein gewisses Stadium hinaus so sehr dieselben sind, daß eine Unterscheidung beider für die gewöhnliche Betrachtung unmöglich ist.

Allerdings darf man hierbei nicht an das gewöhnliche Hühnerei denken, welches sich, ebenso wie das Vogelei überhaupt oder wie das Ei der beschuppten Amphibien, für den äußeren Anblick dadurch sehr wesentlich von dem Ei der Säugethiere unterscheidet, daß sich bei ihm um das eigentliche Ei (s. g. Hahnentritt), welches nicht größer als das Säugethierei auch ist und sich in allen Stücken diesem analog verhält, noch ein (von dem s. g. Bildungsdotter des Eies selbst wohl zu unterscheidender) s. g. Nahrungsdotter (der eigentliche Eidotter), sowie das Eiweiß und die Schale als äußere Zuthaten herumlegen. Mit Hülfe dieser Zuthaten bringt das Vogelei alle zur Entstehung des jungen Thiers nöthigen Materialien fertig mit auf die Welt, während das Ei der Säugethiere

*) Des Näheren und Einzelnen hierüber sehe man in des Verfassers „Physiologische Bilder“, in dem Aufsatz „die Zelle“ auf Seite 254 u. folg. der II. Aufl.

und des Menschen bloß den Bedarf zur ersten Anlage aus dem Bildungsheerd mit in die Gebärmutter nimmt und alle spätere Zufuhr aus dem mütterlichen Organismus erhält (55).

Dasselbe nun, wie bei Huhn und Hophund, erzählt uns die Geschichte der Entwicklung jedes andern Wirbelthieres, sei es Säugethier, Vogel, Eidechse, Schlange oder Fisch, ja im weiteren Sinne die jedes organischen Wesens überhaupt. Stets begegnen wir im Anfange und an dem Punkte der ersten Entstehung einem Gebilde, welches wir Ei nennen und welches aus einem kleinen, runden, sehr zarten, $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{10}$ Linie großen Körper besteht, der von einer festen Membran eingeschlossen und in seinem Innern von einer zähen Flüssigkeit mit vielen in dieselbe eingestreuten Körnchen oder von dem s. g. Dotter (Zellstoff) erfüllt ist. Inmitten dieses Dotters liegt der schöne, bläschenförmige, $\frac{1}{50}$ Linie große Nukleus oder Kern mit hellerem Inhalt, auch Keimbläschen genannt. In diesem Keimbläschen befindet sich nochmals ein kleinerer, nur $\frac{1}{500}$ Linie großer Körper, der s. g. Keimfleck oder das Kernkörperchen! Dieses, sowie das Ei selbst besteht aus einer eiweißartige Masse.

Diesen selben einfachen und gleichen Bau zeigt nun also das Ei bei allen höheren Thieren, namentlich den Wirbelthieren, vor der Befruchtung durch den Saamen oder männlichen Zeugungsstoff. Gemacht wurde die merkwürdige Entdeckung des Eies der Säugethiere und des Menschen an seiner Ursprungsstätte, dem s. g. Eierstock oder der Keimdrüse, erst vor wenigen Jahrzehnten (1827) durch den berühmten Embryologen von Baer, nachdem man das losgelöste und auf der Wanderung begriffene Ei allerdings schon früher innerhalb des s. g. Eileiter's gesehen hatte.

Nachdem einmal das Dasein des Eies entdeckt war, kam man natürlich auch bald dahin, den weiteren Verlauf seiner Entwicklung kennen zu lernen und zu beobachten, wie sich aus dem befruchteten Ei der s. g. Embryo oder Keimling oder die eigentliche s. g. Frucht* nach und nach hervorentwickelt. Es geschieht dieses zunächst

dadurch, daß der Inhalt der Eizelle den merkwürdigen Proceß der f. g. Dotterfurchung oder Dotterklüftung durchmacht, wobei die vorher formlose Dottermasse durch fortwährende Theilung und Wiedertheilung unter Theilnahme des Kernbläschen's und dessen Kern's in einen Haufen elementarer Bausteine oder f. g. Embryonal-Zellen zerfällt, welche nun ihrerseits zu allen möglichen, weiteren Umstaltungen fähig sind, und aus denen sich der künftige Organismus unter fortwährend zunehmender Bildung neuer Zellen aufbaut. Es erreicht die Natur nach Huxley's treffendem Ausdruck durch diesen Theilungsproceß ganz denselben Zweck, wie z. B. ein menschlicher Handarbeiter in einer Backsteingrube, indem sie das dem Inhalt der Lehmgrube vergleichbare Bildungsmaterial des Eidotter's in eine Anzahl gleichmäßiger, ziemlich wohlgebildeter Theile oder Stücke zerfällt, um alsdann aus diesen Stücken im weiteren Verlauf des embryonalen Wachsthum's jeden beliebigen Theil des lebenden Gebäudes aufzurichten. Jeder Theil, jedes Organ wird im Anfang nur roh, wie aus Stücken formlosen Thon's, herausgebildet und in seinen Umrissen angelegt; alsdann wird es genauer ausgearbeitet und so weiter, bis ihm endlich und zuletzt der Stempel seiner bleibenden Bildung aufgedrückt wird (⁵⁶).

Dieser Vorgang geschieht nun im Anfang und bis in eine ziemlich weitgehende Epoche des embryonalen Lebens hinein bei den verschiedenen Thieren und Thiergattungen in einer so gleichmäßigen Art und Weise, daß die Jungen aller Thiere nicht bloß in der äußeren Form, sondern auch in allen Wesentlichkeiten der Bildung einander fast vollständig gleichen oder ähnlich sehen — so verschieden auch die später aus ihnen hervorgehende bleibende Form des Thieres sein mag. Die Keimlinge verhalten sich also hierin gerade so wie das Ei selbst, welches ja überall fast ganz mit gleicher Form und Größe auftritt. Von einer gewissen Periode des embryonalen Lebens ab treten allerdings die Verschiedenheiten der einzelnen Formen mehr und mehr und um so deutlicher hervor, jemehr sich das betreffende Wesen seiner bleibenden Bildung und dem Zeitpunkte seines Geborenwerdens nähert. Aber auch hierbei

findet der sehr bemerkenswerthe Umstand statt, daß, jemebr sich einzelne Thiere im ausgewachsenen Zustande einander gleichen, auch ihre Embryonen oder Keimlinge während des Fruchtlebens um so länger und inniger einander ähnlich sehen; während diese um so früher und deutlicher einander unähnlich werden, je unähnlicher oder verschiedener die ihnen entstammenden Thierformen während ihres späteren Lebens sind. So sehen sich z. B. die Embryonen einer Schlange und einer Eidechse als zweier einander verhältnißmäßig nahe stehender Thierformen länger einander ähnlich, als die einer Schlange und eines Vogels als zweier von einander sehr entfernt stehender Thiere.

In derselben Weise und aus denselben Gründen bleiben die Embryonen eines Hundes und einer Katze einander länger ähnlich, als die eines Hundes und eines Vogels oder eines Hundes und eines Beuteltier's u. s. w. u. s. w. Aber im ersten Anfange und während der ersten Zeit des Fruchtlebens sind, wie gesagt, die Embryonen oder Leibesfrüchte auch der verschiedensten Thiere oder Thierformen, wie Säugethiere, Vögel, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten u. s. w., einander so überaus ähnlich, daß nach der bestimmten Versicherung des Herrn von Baër, des berühmten Embryologen, eine Unterscheidung derselben für das äußere Ansehen meist nur durch die Verschiedenheit der Größe möglich ist. Außerdem sind es nur höchst unbedeutende Merkmale in Form und äußerem Umriß, welche zuweilen, aber nicht immer, eine Unterscheidung ermöglichen. Dieses erfuhr zu seinem Schaden Prof. Agassiz, welcher eines Tages vergessen hatte, einen ihm gehörigen Embryo oder Keimling mit einer Etiketle zu versehen, und später nicht mehr im Stande war zu bestimmen, ob er einem Säugethier, einem Vogel oder einem Kriechthier angehöre?*)

*) Mit Allem Diesem soll indessen nicht gesagt sein, daß überhaupt keine Unterschiede der verschiedenen Embryonen beständen. Im Gegentheil müssen diese Unterschiede sowohl bezüglich der Form, als auch der molekulären und chemischen Zusammensetzung, und zwar in sehr bestimmter und ausgeprägter Weise, vorhanden sein; aber sie sind so fein, daß sie für das äußere Ansehen und für unsere gewöhnlichen Hilfsmittel nicht erkennbar sind. Diese Unterschiede sind

Somit gibt uns das Studium der Entwicklungsgeschichte ein deutliches und unwiderlegliches Zeugniß für die enge Verwandtschaft aller lebenden Wesen untereinander bezüglich ihrer ersten Entstehung und Bildung — und es handelt sich für unsern speziellen Gegenstand jetzt nur noch darum zu wissen, ob dieses Zeugniß der Natur auch dieselbe Gültigkeit für unser eignes Geschlecht oder für den Menschen besitzt? „Ist hier“, so fragt Huxley, „etwas Besonderes? Entsteht derselbe in einer von Hund, Vogel, Frosch und Fisch durchaus verschiedenen Weise und rechtfertigt so die Meinung derjenigen, welche ihm keinen eigentlichen Platz in der Natur und keine wirkliche Verwandtschaft mit der niederen Welt des thierischen Lebens zugestehen wollen? Oder entsteht er aus einem ähnlichen Keim, durchwandert er die nämlichen langsamen und gradweisen Veränderungen, abhängig von denselben Bedingungen für Schutz und Ernährung? und tritt er endlich in die Welt ein mit Hilfe desselben Mechanismus? — Die Antwort auf diese Fragen ist keinen Augenblick zweifelhaft und war niemals zweifelhaft während der letzten dreißig Jahre. Ohne Zweifel sind die Art des Ursprung's und die früheren Stadien der Entwicklung des Menschen vollkommen einerlei mit denjenigen jener Thiere, welche in der Reihenfolge der organischen Wesen unmittelbar unter ihm stehen, u. s. w. u. s. w.“

Was zunächst das menschliche Ei betrifft, so ist dasselbe in allen wesentlichen Beziehungen demjenigen aller andern Säugethiere gleich und höchstens durch seine Größe um ein Geringses verschieden. Sein Durchmesser beträgt den zehnten oder zwölften Theil einer Linie, und es ist daher so klein, daß man es mit bloßen Augen nur als ein feines Pünktchen wahrnehmen kann. Bei geeigneter Vergrößerung jedoch läßt es sich als ein kugliges Bläschen erkennen, welches in seinem Innern einen schleimartigen Zellstoff oder Dotter und in diesem Dotter den s. g. Zellkern oder das Keimbläschen mit seinem Kernkörperchen oder Keimfleck

es denn auch, welche die Anlagen für die später so weit auseinandergehenden Unterschiede der Bildung bedingen.

enthält. Nach außen ist das ganze Gebilde, welches auch den Namen der Eizelle führt, durch eine dicke, durchscheinende Haut, die Zellmembran oder Dotterhaut, abgeschlossen.

Eine weitere Beschreibung dieses einfachen und doch wieder complicirten Gebildes, mit welchem jeder Mensch, sei er in einem Palast oder in einer Hütte geboren, sei er bestimmt, ein Genie oder ein Dummkopf zu werden, sein Dasein beginnt, erscheint unnöthig, da sie in denselben Ausdrücken geschehen müßte, in denen das Ei der Säugethiere schon vorher beschrieben wurde. Eine Unterscheidung beider für den bloßen Anblick ist nicht möglich, wenn nicht durch die Größe. Nichts destominder sind solche Unterschiede vorhanden und müssen sogar in sehr bestimmter und charakteristischer Weise vorhanden sein. Aber sie liegen weniger in der äußeren Form, obgleich auch hier subtile, für unsere Hülfsmittel nicht erkennbare Abweichungen vorhanden sein mögen und müssen, sondern mehr in der inneren chemischen und molekulären Zusammensetzung und Mischung und in der dadurch bedingten Anlage zu besonderer — systematischer wie individueller — Weiter-Entwicklung. „Diese feinen individuellen Unterschiede aller Eier, welche auf der indirekten oder potentiellen Anpassung beruhen, sind zwar für die außerordentlich groben Erkenntnismittel des Menschen nicht direkt sinnlich wahrnehmbar, aber durch indirekte Schlüsse als die ersten Ursachen des Unterschiedes aller Individuen erkennbar“. (Häckel.)

Was nun die weiteren Schicksale jenes Bläschens oder jener Eizelle angeht, so tritt dieselbe aus dem Organ, in welchem sie gebildet und gereift wurde, oder aus dem f. g. Eierstock (und zwar bei dem Menschen alle vier Wochen, bei den Thieren zur Zeit der f. g. Brunst) aus und gelangt von da durch mechanische Ursachen in die f. g. Fruchtweg, zunächst in den f. g. Eileiter. Wird die Eizelle hier nicht befruchtet, so geht sie zu Grunde und verschwindet spurlos. Wird sie dagegen durch den ihr entgegenkommenden männlichen Saamen befruchtet, so entwickelt sie sich in dem eigentlichen Keim- oder Fruchthälter (Uterus) weiter zum f. g. Embryo oder Keimling und verläßt denselben in der Regel nicht vor

seiner vollkommenen Ausbildung zu einem jungen, lebensfähigen Wesen.*) Und alles Dieses geschieht genau in derselben Weise, wie bei jedem andern Säugethiere. Auch die Form-Veränderungen und Umbildungen, welche der menschliche Embryo von nun an durchläuft, sind ganz dieselben, wie sie schon von dem Thiere beschrieben wurden. Zunächst tritt der Proceß der Dotterfurchung oder Zellentheilung ein, indem sich zuerst der Keimfleck und alsdann das Keimbläschen selbst in zwei gesonderte Zellen theilen. Diese theilen sich abermals, und so geht es in derselben Weise fort, bis zuletzt ein ganzer, kugliger Haufen solcher s. g. Furchungs- oder Bildungskugeln entstanden ist. Dieser Haufen von Zellen verwandelt sich nun in eine kuglige Blase, die s. g. Keimblase, an deren einer Seite durch fortdauernde Zellen-Vermehrung oder Zellenwucherung der an dieser Stelle stärker angehäuften Furchungskugeln eine scheibenförmige Verdickung, der s. g. Fruchthof, entsteht. Dieser Fruchthof nimmt bald nachher eine längliche oder biscuitförmige Gestalt an und bildet die erste definitive Anlage für den eigentlichen Körper des Keimling's, während die Blase selbst nur zu Zwecken der Ernährung verwandt wird. Er besteht

*) Die Lebensbewegung und Weiterentwicklung des Eies beginnt in demselben Augenblick, in welchem es von der männlichen Saamenzelle befruchtet wird und folgt alsdann bis zum Ablauf des individuellen Lebens selbst streng denjenigen Bewegungs-Richtungen, welche ihm sowohl durch seine eigne Constitution, als durch diejenige des männlichen Zeugungstoffes aufgedrückt worden sind. Ueber die rein mechanische, materielle Natur dieses Vorganges kann kein Zweifel sein, und doch sind die beiden zusammentreffenden Zeugungstoffe so klein und so wenig von ähnlichen unterscheidbar, daß hier nur eine unendliche und unbegreifliche Feinheit und Verschiedenheit dieser Stoffe nach ihrer inneren chemischen und molekulären Zusammensetzung als Ursache für die zahllosen und millionenfachen (systematischen und individuellen) Abweichungen der späteren Entwicklung angesehen werden kann. „Staunend und bewundernd“, sagt Häckel, „müssen wir hier vor der unendlichen, für uns unfaßbaren Feinheit der eifeisartigen Materie stillstehen. Staunen müssen wir über die unleugbare Thatsache, daß die einfache Eigelle der Mutter, der einzige Saamenfaden des Vater's die individuelle Lebensbewegung dieser beiden Individuen so genau auf das Kind überträgt, daß nachher die feinsten körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten der beiden Eltern an diesem wieder zum Vorschein kommen.“ Wer kann es wagen, solchen Thatsachen gegenüber die Materie „roh“ und unfähig zur Hervorbringung geistiger Erscheinungen zu nennen!

aus drei übereinanderliegenden, eng verbundenen Blättern, den drei s. g. Keimblättern, welche dadurch entstehen, daß sich die durch den Furchungsproceß gewonnenen Zellen nach einem für alle Wirbelthiere gemeinschaftlichen Plane in drei hautartige Lagen ordnen, deren jeder ein ganz bestimmter Antheil an dem künftigen Aufbau der Gewebe zukömmt. Aus dem äußeren oder oberen Blatte entstehen die äußere Haut mit ihren Einstülpungen und Anhängen, wie Talgdrüsen, Schweißdrüsen, Haare, Nägel u. s. w., sowie das gesammte centrale Nervensystem, Hirn- und Rückenmark; das innerste oder untere Keimblatt liefert das Bildungsmaterial für die Schleimhäute, welche den gesammten Verdauungsapparat vom Munde bis zum After auskleiden, mit allen ihren Ausfüllungen oder Anhängen, wie Lunge, Leber, Darmdrüsen u. s. w.; und aus dem zwischen beiden gelegenen mittleren Keimblatt endlich entstehen alle übrigen Organe, namentlich Knochen, Muskeln, Gefäße, Nerven u. s. w. Als die erste sichtbare Anlage des jungen Wesens selbst zeigt sich in der Mitte des Fruchthofes eine langgestreckte, schildförmige, dunklere Erhabenheit, welche von einer lichterem, birnförmig begrenzten Parthie des Fruchthofes umgeben ist, und längs deren die drei geschilderten Keimblätter fest mit einander verkleben. In der Mittellinie oder Längsachse dieser schildförmigen Erhebung erscheint nun wiederum eine grade seichte Furche oder Rinne, die s. g. Primitiv-Rinne (auch Primitivstreifen oder Achsenplatte genannt), welche, wie sich Huxley ausdrückt, „die Grundlinie des zu errichtenden Gebäudes oder die Stellung der Mittellinie des Körpers des künftigen Thieres anzeigt“. Zu beiden Seiten der Rinne erhebt sich alsdann das obere oder äußere Keimblatt in Form zweier länglicher Falten oder Wülste, welche sich oben zusammenfügen und das s. g. Markrohr oder eine längliche Höhlung für die aus den Wandungen jenes Rohrs geschehende Entstehung von Gehirn und Rückenmark bilden. Die Höhlung selbst wird zum Centralkanal des Rückenmarks und zu den Hirnhöhlen. Bei den niedersten Wirbelthieren (Röhrenherzen, Amphioxus) jedoch bleibt dieselbe zeitlebens ein einfaches, oben und

unten zugespitztes Rohr, während bei allen übrigen Wirbelthieren sich das vordere Ende des Markrohres zu einer rundlichen Blase, der ersten Anlage des Gehirns, aufbläht, und nur das untere, den Schwanz bildende Ende spitz bleibt.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen bildet sich auf dem Boden der beschriebenen Primitiv-Rinne oder in dem mittleren Keimblatt ein fester zelliger Faden oder knorpeliger Stab, die s. g. Rücken-*saite* oder der Rückenstrang (*chorda dorsalis*), zu dessen beiden Seiten sich das mittlere Keimblatt in Form vierseitiger, paariger, dunkler Flecken oder der s. g. Urwirbel, beides als erste Anlage der Wirbelsäule, entwickelt. Letztere entsteht, indem von der dem Rücken zugewandten Fläche jenes Wirbelstranges aus bogenförmige Fortsätze nach dem Rücken zu emporkwachsen und sich schließlich zu einem das Rückenmark umschließenden Rohre vereinigen. Manche Fische behalten jene Chorda oder Rückensaite, welche bei allen Säugethieren und bei dem Menschen vollständig aufgezehrt wird, ihr ganzes Leben hindurch, wie sich denn überhaupt alle Entwicklungsstufen, welche der menschliche Embryo nach und nach durchläuft, in der großen Reihe der Wirbelthiere von Unten nach Aufwärts dauernd vertreten finden. Auch die ältesten Wirbelthiere, welche wir in versteinertem Zustande in den Tiefen der Erde begraben finden und welche den großen Reigen des Wirbelthier-Typus in der organischen Erdgeschichte vor Millionen von Jahren eröffnet haben, besaßen statt der Wirbelsäule nur jenen Knorpelstab oder Gallertstrang, welchen wir *Chorda* genannt haben; und erst später trat an dessen Stelle die aus biconcaven Wirbeln gebildete, eigentliche Wirbelsäule.

In diesem Stadium nun sind sich noch die Embryonen aller Wirbelthiere, mit Einschluß des Menschen, vollkommen gleich. „In der frühesten Anlage des Embryo“, sagt Giebel (der Mensch, 1868), „welche nur erst aus der Primitiv-Rinne und Rückensaite besteht, ist es uns nach der schärfsten Beobachtungsmethode durchaus nicht möglich, die menschliche Indivi-

dualität von der irgend eines Wirbelthieres, eines Säugethieres oder Vogels, einer Eidechse oder eines Karpfen zu unterscheiden.“

Aber auch noch weiter hinaus besteht die größte Ähnlichkeit der Entwicklung, und erst nach und nach bilden sich die Unterschiede mit dem stärkeren Wachsthum der einzelnen Theile deutlicher heraus. So sind die vier Extremitäten der Wirbelthiere, welche Anfangs als eine Art kleiner Knospen aus den nach Abwärts gerichteten Fortsetzungen der die Premittiv-Rinne umgebenden Wandungen hervorzuwachsen und von Stufe zu Stufe mehr die eigentliche Bildung der Gliedmaßen annehmen, in den ersten Wochen oder Tagen ihrer Entstehung einander noch so gleich oder ähnlich, daß z. B. die feine Hand des Menschen, die grobe Pfote des Hundes, der zierliche Flügel des Huhns und das plumpe Vorderbein der Schildkröte kaum oder gar nicht von einander zu unterscheiden sind. Ebensovienig wird dieses bezüglich des Beines des Menschen und des Vogels, sowie des Hinterbeins des Hundes und der Schildkröte der Fall sein. Dennoch mag es kaum Körperteile geben, welche im vollendeten Zustande verschiedenartiger ausgebildet sind, als grade die s. g. Gliedmaßen der verschiedenen Wirbelthiere. In einem noch etwas früheren Stadium, wo die s. g. Finger oder Zehen noch nicht angelegt sind und die Gliedmaßen nur einfache rundliche, aus der Seite des Rumpfes hervorgesproßte Fortsätze bilden, ist nicht einmal eine Unterscheidung zwischen vorderen und hinteren Gliedmaßen möglich. Bezüglich der Finger und Zehen selbst ist es ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß die Fünfzahl derselben bei fast allen Säugethieren durchgreifende Regel ist. Es gilt dies sogar für die s. g. Einhufer (Pferd), welche im Embryonalzustande fünf Zehen zeigen, die aber später im s. g. Hufein miteinander verschmelzen, während sie in einzelnen Fällen (Mißbildungen) alle oder theilweis erhalten bleiben*).

*) Es kommen von Zeit zu Zeit Pferdefüllen mit drei hufttragenden Zehen vor, einem Charakter, durch den sich bekanntlich das s. g. Hipparion, ein längst ausgestorbenes pferbeartiges Säugethier aus der Tertiär-Zeit, auszeichnet.

Was nun aber für die Gliedmaassen gilt, gilt ganz in derselben Weise auch für alle übrigen Theile und Organe, welche alle bei Anfangs gleicher Form sich erst nach und nach zu ihrer spezifischen und bleibenden Verschiedenheit hervorbilden. Diese Verschiedenheit beruht übrigens sehr oft nur darauf, daß gewisse Theile oder Organe, welche in niederen Theilen eine bleibende Ausbildung und dem entsprechende Bedeutung erlangen, in höheren Kreisen diese Bedeutung einbüßen, zurücktreten und sich entweder ganz verlieren oder nur in sehr verkümmertem Zustande fort erhalten. Ein solches Organ ist z. B. der Schwanz des Menschen, welchen derselbe in der ersten Zeit seines embryonalen Lebens ebensowohl und in eben solcher Ausbildung besitzt, wie die Leibesfrüchte geschwänzter und ungeschwänzter Säugethiere. Erst gegen die sechste oder siebente Woche des embryonalen Lebens hin beginnt derselbe merklich zurückzutreten und verliert sich zuletzt ganz bis auf ein kleines Rudiment oder bis auf die 3—5 verkümmerten Schwanzwirbel, welche auch bei dem erwachsenen oder ausgebildeten Menschen das untere Ende der Wirbelsäule bilden und unter der Haut versteckt liegen. Sie stehen mit dem s. g. Heiligen- oder Kreuzbein in unmittelbarer Verbindung und führen den Namen des Steiß- oder Schwanzbeins (*Os coccygis*).

Das Thema der „geschwänzten“ Menschen ist schon so oft in burlesker Weise behandelt und dabei die „Schwanzlosigkeit“ des Menschen stets als ein wesentlicher Vorzug desselben vor der Thierwelt und als wichtiges Unterscheidungs mittel betont worden. Man mußte oder bedachte dabei freilich nicht, daß auch der Mensch in den ersten Monaten seines embryonalen Lebens dieses thierischen Anhängsels nicht entbehrt und dasselbe sogar im verkümmerten Zustande während seines ganzen späteren Lebens mit sich herum trägt. Ebenso wenig bedachte man, daß auch die großen, dem Menschen nahestehenden Affen (Orang, Chimpanse, Gorilla) schwanzlos sind, d. h. ganz in demselben Sinne, wie es der Mensch auch ist. Nach Häckel ist das verkümmerte Schwänzchen des Menschen „ein unwiderleglicher Zeuge für die unleugbare Thatsache, daß der-

selbe von geschwänzten Voreltern abstammt.“ Es sind sogar nach ihm am Schwanz des Menschen noch verkümmerte Muskeln vorhanden als Ueberbleibsel derjenigen Muskeln, welche den Schwanz seiner thierischen Vorfahren einstmals bewegten*).

Aber selbst noch viel tiefer stehende Vorfahren des Menschen in der großen organischen Entwicklungsreihe haben dem menschlichen Embryo ihr merkwürdiges und unverkennbares Siegel aufgedrückt. Alle Wirbelthiere besitzen in den ersten Wochen (oder Tagen) ihres embryonalen Lebens eine äußerst wichtige äußere Bildung, welche allen gemeinsam ist, aber später zu den verschiedenartigsten Organen umgebildet wird. Es sind drei oder vier Spalten zu beiden Seiten des Halses mit dazwischenliegenden Fortsätzen oder Bogen, welche als s. g. Kiemenbogen bei den Fischen dazu bestimmt sind, die Athmungsorgane derselben oder die s. g. Kiemen zu tragen. Diese Kiemen oder Visceral-Bogen, auch Bronchialbögen genannt, sind ursprünglich mit den zwischen ihnen verlaufenden Kiemen- oder Visceral-Spalten bei dem Menschen oder bei dem Hunde ebensowohl vorhanden, wie bei allen übrigen Wirbelthieren. Aber nur bei den Fischen bleiben sie so, wie sie der Embryo besitzt, in der ursprünglichen Anlage bestehen und bilden sich, wie gesagt, zu Athmungsorganen aus, während sie bei den übrigen Wirbelthieren eine andere Verwendung finden und als Vorbildungen der einzelnen Theile des Gesichtes und Halses dienen.

Solcher Erbstücke des Menschen aus der Thierwelt, welche sich bald als s. g. rudimentäre oder verkümmerte Organe regelmäßig, bald als durch s. g. Atavismus oder Rückschlag hervorgebrachte Abweichungen nur gelegentlich zeigen, gibt es

*) Eine bisweilen vorkommende stärkere Entwicklung der menschlichen Schwanzwirbel kann sogar in seltenen Fällen Anlaß zur Entstehung eines, wenn auch sehr kurzen, doch frei vorragenden Schwanzes geben. Der Afrikareisende Dr. Koflfs z. B. theilte Herrn Dr. Seidlitz bei seiner Anwesenheit in Dorpat mit, daß er selbst einen mit dieser Anomalie behafteten Araber zum Diener gehabt habe. Weitere Beispiele hat de Quatrefages gesammelt (Revue des Cours scientifi, 1867—68, S. 625).

übrigens noch eine ganze Menge. Man denke z. B. an den f. g. Zwischenkieferknochen, welcher so lange bei dem Menschen vermisst und endlich doch von Goethe aufgefunden wurde (⁶⁷), an die verkümmerten Muskeln, welche das Ohr bewegen und welche von einzelnen Menschen in Folge langdauernder Uebung wirklich noch zur Bewegung des bei den Thieren bekanntlich so beweglichen und den Menschen eigentlich gänzlich unnützen Organ's gebraucht werden können; an die männlichen Milchdrüsen, welche bei manchen Männern sogar in der Vielzahl angetroffen werden (die beiden unteren in sehr verkümmertem Zustande); an das menschliche Milchgebiß und dessen thierähnliche Form; an die Spuren von Rippen an den menschlichen Halswirbeln; an die f. g. Nickhaut oder halbmondförmige Falte des Auges; an den f. g. Wurmfortsatz, einen wurmförmigen Anfang des Blinddarm's, welcher als Ueberbleibsel einer oft kolossalen Entwicklung dieses Darm's bei manchen pflanzenfressenden Säugethieren anzusehen ist; an den männlichen Uterus und den weiblichen Penis — Organe, welche an jene früheste Zeit zurückerinnern, wo der Urtypus unseres Geschlechtes noch die Organe beider Geschlechter in einem Individuum vereinigte; an das f. g. Wollkleid der menschlichen Frucht, welche zu einer gewissen Zeit ihres intrauterinen Lebens sogar im Gesicht, namentlich um den Mund herum, reich mit Haaren versehen ist, während Handflächen und Fußsohlen, wie bei den Thieren, ganz nackt bleiben; an die bei manchen Menschen und Menschenstämmen noch jetzt dem Grade der Thierheit nahe kommende Behaarung unsrer Haut (die Aino's der kurilischen Inseln und Japan's sind nach Vidmore über den ganzen Körper behaart oder mit dichten, schwarzen, zolllangen Haaren bedeckt, weshalb sie auch bei den Chinesen „Haarmenschen“ heißen), einschließlic des weiblichen Bartes; an die den Zustand der Thierheit repräsentirende und bei manchen Menschen, namentlich aber bei den Skeletten niederer oder vorhistorischer Rassen häufig gefundene Durchbohrung des Oberarmknochen's oberhalb des Ellenbogens — und so vieles Andere.

Die rudimentären oder verkümmerten Organe, welche auch durch die ganze Thier- und Pflanzenwelt in großer Ausdehnung nachzuweisen sind, gehören zu den stärksten Stützen der Abstammungslehre, sowie der s. g. monistischen oder einheitlichen Weltanschauung überhaupt. „Wenn die Gegner dieser Anschauung“, sagt Professor Häckel (a. a. D.), „das ungeheure Gewicht dieser Thatfachen begriffen, so müßten sie dadurch zur Verzweiflung gebracht werden!“ — „Kein Gegner hat vermocht, auch nur einen schwachen Schimmer einer annehmbaren Erklärung auf diese äußerst merkwürdigen und bedeutenden Erscheinungen fallen zu lassen. Es gibt beinahe keine irgend höher entwickelte Thier- oder Pflanzenform, die nicht irgend welche rudimentäre Organe hätte u. s. w.“ „Es ist der umgekehrte Bildungsproceß, wie wenn neue Organe durch Angewöhnung an besondere Lebensbedingungen und durch Gebrauch eines noch unentwickelten Theiles entstehen u. s. w.“

Diese merkwürdigen Thatfachen der Erbstücke und der rudimentären Organe, sowie der geschilderten embryologischen und vergleichend anatomischen Ähnlichkeiten überhaupt stehen in unmittelbarer Verbindung mit einer andern, nicht minder merkwürdigen Entdeckung, welche zeigt, daß nicht bloß ein vollständiger Parallelismus der individuellen und der systematischen, sondern auch dieser beiden mit der s. g. paläontologischen Entwicklung besteht, d. h. daß die Gesetze, nach denen die erste Entwicklung des Einzelwesens geschieht, sich nicht bloß in der Jetztwelt, sondern auch in der Geschichte der Vorkwelt wiederfinden. Es ist das bekannte Verhältniß von Nebeneinander, Auseinander und Nacheinander, welches sich uns in unverkennbarer Weise in dieser dreifachen Entwicklungs-Reihe darstellt und welches mit einer nicht mißzuverstehenden Deutlichkeit auf die große Verwandtschaft aller organischen Wesen untereinander, sowie auf ihre gegenseitige Abstammung hinweist. So finden wir in der großen Reihenfolge der Wirbelthiere alle Entwicklungsstufen, welche der menschliche Keim oder Embryo nacheinander durchläuft, dauernd oder bleibend vertreten; und umgekehrt macht dieser selbst eine Stufenfolge von Ver-

änderungen durch, welche ihn in dem jedesmaligen, entsprechenden Stadium seiner Entwicklung den unter ihm stehenden Stufen der Entwicklung des Wirbelthiertypus ganz nahe bringen; d. h. der Mensch (nachdem er im Zustande des Eies die niederste Stufe des Lebens überhaupt, die s. g. Zelle oder das Urthier repräsentirt hat) ähneln in dem frühesten Stadium seiner embryologischen Entwicklung einem Fisch, alsdann einem Amphibium und alsdann erst einem Säugethiere. Auch die einzelnen Stufen, welche er in diesem letzteren oder Säugethier-Stadium durchläuft, entsprechen den verschiedenen Entwicklungsstadien, durch welche der Säugethier-Typus sich allmählig und stufenweise von den niederen zu den höheren Ordnungen und Familien emporhebt.*) Aber — nicht genug hiermit — alle diese Stadien oder Entwicklungsstufen gleichen wiederum genau den Stufen, durch welche hindurch sich der Wirbelthier-Typus im Laufe der Vorzeit und während vieler Millionen Jahre allmählig bis zu seiner heutigen Ausbildung oder Vollenbung erhoben hat, und deren Ueberreste und Abbilder wir in den Tiefen der Erde begraben finden. Nicht besser kann diese große Wahrheit ausgedrückt werden, als mit den trefflichen Worten eines der bedeutendsten jetzt lebenden Naturforscher, Prof. Agassiz nämlich.

„Es ist eine Thatsache“, sagt Agassiz, „welche ich jetzt als eine ganz allgemeine aussprechen kann, daß die Embryonen und die Jungen aller gegenwärtig existirenden Thiere, zu welcher Klasse sie auch gehören mögen, das lebendige Miniaturbild der fossilen (d. h. der versteinerten oder in der Erde begrabenen)

*) „Die verschiedenen Thiere“, sagt Prof. Schaaffhausen, „sind die auf verschiedenen Stufen festgehaltenen Formen des thierischen Lebens, und das höhere Thier schreitet bei seiner Entwicklung durch die niederen Formen hindurch, nie ganz sie darstellend, indem der nicht rastende Bildungstrieb die Aehnlichkeit sogleich wieder aufzuheben bestrebt ist. Man hat vergeblich an dieser Thatsache zu deuten versucht, u. s. w.“ So ist z. B. das Herz des menschlichen Embryo oder Keimlings zuerst nichts weiter als ein einfaches, pulstrendes Gefäß, wie bei den niedersten Anfängen der Wirbelthiere; die Ausführungsgänge verschiedener Ausscheidungs-Organen vereinigen sich in einer s. g. Kloake, wie bei niederen Thieren, die s. g. Wolff'schen Körper des Embryonallebens entsprechen den Nieren erwachsener Fische, u. s. w. u. s. w.

Repräsentanten derselben Familien sind.“ Ganz denselben Gedanken drückt Prof. Häckel (Vorträge 2c.) mit den Worten aus: „Die Reihenfolge von verschiedenartigen Formen, welche jedes Individuum irgend einer Thierart von Beginn seiner Existenz an vom Ei bis zum Grabe durchläuft, ist eine kurze und gedrängte Wiederholung derjenigen Reihe von verschiedenen Arten-Formen, durch welche die Voreltern und Urahnen dieser Thier-Art während der ungeheuer langen geologischen Geschichtsperioden hindurchgegangen sind.“ —

Somit ist die Entwicklung des Individuum's während seines embryonalen und selbst noch späteren Lebens nichts weiter, als eine kurze und schnelle Wiederholung des Entwicklung's-Ganges jenes thierischen Stammes selbst, dem es angehört, oder, mit andern Worten, ein in engen Rahmen gefaßtes Miniaturbild der Aufeinanderfolge jener Vorfahren, welche die gesammte Ahnentafel des betreffenden Individuum's bilden und welche in ihren wesentlichsten Grundzügen auch heute noch durch die systematische Aufeinanderfolge der lebenden thierischen Stämme repräsentirt wird. Einen schlagenderen Beweis für die enge Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit des Menschen mit der gesammten organischen Natur und im Besonderen mit der unter ihm stehenden Thierwelt kann es nicht geben. Zugleich wirft diese Thatsache ein ebenso helles, wie überraschendes Licht auf die so hochwichtige Frage nach der Entstehung und Abstammung des Menschengeschlecht's selbst — eine Frage, welche natürlich mit unserm Thema oder der Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur auf das Innigste und Nothwendigste zusammenhängt. Seitdem durch die berühmte Darwin'sche Theorie die organische Abstammungs- oder Umwandlungslehre wieder mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist und damit die allgemeine Aufmerksamkeit auch ganz unmittelbar auf das Verhältnis des Menschen zu dieser Lehre hingelenkt wurde, hat jene ebenso wichtige, als interessante Frage die Gemüther in einer ganz besonderen Weise erregt, und hat ihre Beantwortung im Darwin'schen Sinne eine selbst bis in die weitesten Kreise sich erstreckende

Aufregung hervorgerufen. Nebenbei bemerkt, ist diese Aufregung, welche oft von den komischsten Ausbrüchen tugendhafter Entrüstung begleitet oder gefolgt ist, ein schlagender Beweis dafür, wie wenig noch die großen Erwerbungen der Naturwissenschaft trotz zahlloser Popularisirungs-Versuche Gemeingut geworden sind, und wie grade die wichtigsten Ergebnisse jener Forschung und die darauf gebauten Schlußfolgerungen für die Mehrzahl der Menschen noch vollkommene Räthsel sind.

Allerdings liegt jener Aufregung das sehr richtige und für so viele Gemüther beängstigende Bewußtsein zu Grunde, daß alle Untersuchungen über die Stellung des Menschen in der Natur und sein Verhältniß zur übrigen Organismen-Welt in letzter Linie auf jene Frage von der Entstehung und Abstammung des Menschengeschlecht's hinauslaufen; und gewiß würden alle diese Untersuchungen, welche ja zum Theil sehr schwieriger und subtiler Art sind und an und für sich vorzugsweise das Interesse der Fachmänner in Anspruch nehmen, eine so große Theilnahme des Publikum's kaum gefunden haben, wenn nicht im Hintergrunde derselben stets die nothwendige und unvermeidliche Beziehung zu der Frage nach unsrer eignen Herkunft und Abstammung stände. Die ganze Sache ist, wie ich mich in der dritten meiner Vorlesungen über Darwin ausgedrückt habe, gewissermaßen Herzens-Angelegenheit für uns und bedarf ohne Zweifel der gründlichsten Prüfung und Untersuchung. In diesem Sinne spricht sich auch Prof. Huxley aus, welcher eigentlich der Erste war, der an der Hand gründlicher anatomischer Erörterungen mit feinen Ansichten über die natürliche Herkunft des Menschen und dessen thierische Abstammung offen vor das Publikum getreten ist. Es wären zwar auch früher und vor Huxley ähnliche Anschauungen öfters geäußert oder ausgesprochen worden; aber sie stützten sich weniger auf spezielle Thatfachen, als mehr auf allgemeine philosophische oder aus einer Gesamtübersicht natürlicher Erscheinungen gezogene Reflexionen. Seit Huxley's Auftreten haben sich übrigens auch in andern Ländern ähnliche Stimmen in nicht geringer Anzahl vernehmen lassen, in Deutschland insbesondere

diejenigen der Professoren Ernst Hädel in Jena und Herrmann Schaaffhausen in Bonn, welcher letztere, wie ich sogleich zeigen werde, eigentlich die Priorität vor Huxley insoweit zu beanspruchen hat, als der Gedanke der thierischen Abstammung des Menschen schon zehn Jahre vorher sehr bestimmt von ihm ausgesprochen wurde. Sehr verbreitet ist die Ansicht, als ob Prof. Karl Vogt, der berühmte Gelehrte und Schriftsteller, der eigentliche Urheber der Theorie von der natürlichen, in specie der Affen-Abstammung des Menschen sei. Diese wahrscheinlich durch Vogt's Vorträge in allen größeren Städten Deutschlands hervorgerufene Meinung ist in der That ganz falsch. Vogt war sogar lange Zeit hindurch ein sehr entschiedener und heftig kämpfender Anhänger der jene Theorie geradezu ausschließenden Lehre von der f. g. Unveränderlichkeit der Art und ist erst seit und durch Darwin anderer Meinung geworden. Aber auch nach dieser Umwandlung hat er sich meines Wissens über den berregten Punkt nie so deutlich und entschieden in öffentlicher Weise ausgesprochen, wie die soeben genannten Forscher. In seinen bekannten „Vorlesungen über den Menschen“ (Gießen, 1863) wird wohl die innige Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier anerkannt und durch Thatfachen belegt, auch die systematisch-zoologische Stellung des Menschen ganz in derselben Weise, wie bei Huxley, besprochen, und wird endlich am Schlusse des Werkes und in der letzten Vorlesung mit einigen Worten die thierische und speciell die Affen-Abstammung*) des Menschen als nothwendige Consequenz der ganzen Lehre vom Menschen hingestellt. Auch hat seitdem Vogt eine Reihe von, allerdings nicht für das große Publikum bestimmten Untersuchungen über die f. g. Mikrocephalen oder Kleinköpfe veröffentlicht,

*) Wenn das Wort „Affen-Abstammung“ gebraucht wird, so soll damit jedesmal im Darwin'schen Sinne die Abstammung von einem vorweltlichen, ausgestorbenen, die Mitte zwischen dem menschlichen und dem äffischen Typus haltenden, bis jetzt unbekanntem Stammvater gemeint sein. Eine Abstammung des Menschen von einem der heute lebenden Affen oder Anthropoiden ist meines Wissens noch niemals ernstlich von Jemandem behauptet worden.

worin er diese menschliche Mißbildung als eine durch f. g. Atavismus oder Rückschlag veranlaßte Art von Zwischenform zwischen Mensch und Thier behandelt und ihnen die charakteristische Bezeichnung „Affenmenschen“ beilegt (⁶⁸). Wie weit endlich Karl Vogt in seinen öffentlichen Vorträgen über die Urgeschichte des Menschen bezüglich jenes Punktes gegangen ist, oder wie er sich des Genaueren über denselben ausgelassen hat, kann nicht genau beurtheilt werden, da jene Vorträge bis jetzt nur durch Zeitungsberichte bekannt geworden sind. Aber jedenfalls kann Vogt nicht deßhalb als Urheber der ganzen Lehre angesehen werden, weil er sie zuerst öffentlich mündlich vorgetragen hat. Huxley's öfter citirte epochemachende Schrift erschien in demselben Jahre, wie Vogt's Vorlesungen über den Menschen, und behandelt die Frage in viel eingehenderer und entschiedenerer Weise, hat daher jedenfalls die Priorität vor Vogt. Aber noch weit früher als beide und zu einer Zeit, da dem allgemein herrschenden Vorurtheil gegenüber ein um so größerer wissenschaftlicher Muth hierzu nöthig war, hat Prof. Herrmann Schaaffhausen in Bonn in drei, in den Jahren 1853, 1854 und 1858 gedruckten Abhandlungen: „Ueber die Hauptfarbe des Negers und die Annäherung der menschlichen Gestalt an die Thierform“ (1854) — „Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten“ (1853) — „Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen“ (1858) — die Grundzüge der organischen Entwicklungstheorie darzulegen und als nothwendige Consequenz derselben die Lehre von der thierischen Abstammung des Menschen hinzustellen gewagt. Als Beweis dafür möge hier eine Stelle aus der erstgenannten jener drei Abhandlungen citirt werden, in welcher ihr Herr Verfasser durch schlagende Beispiele nachweist, daß nicht bloß die Farbe der Haut, sondern auch die verschiedene Form des Kopfes, auf welche man die Unterscheidung der einzelnen Menschenrassen hat gründen wollen, mit Klima, Boden, Cultur, Lebensweise u. s. w. auf das Wesentlichste sich abändert, und daß hieraus, in Verbindung mit dem Umstand, daß die abnehmende Intelligenz der Rassen mehr und mehr thierische Formen hervortreten läßt,

die Frage entstehen muß, ob nicht überhaupt die menschliche Form sich aus der thierischen hervorgebildet und die wachsende Intelligenz diese Entwicklung zu Stande gebracht habe? Er fährt alsdann wörtlich so fort: „Es heißt das nicht im Mindesten den Menschen erniedrigen, wenn man seine Erschaffung als eine Entwicklung der Natur betrachtet, und damit ist noch nicht der menschliche Geist mit der thierischen Seele auf eine Stufe gestellt. Man kann die höchsten geistigen und sittlichen Interessen des Menschengeschlechts für eine unbezweifelte Thatsache halten und dennoch die Möglichkeit zugeben, daß sich die menschliche Seele aus dem Zustande thierischer Rohheit zu dem der höchsten Geistesbildung erhoben habe. Man wird freilich entgegen, Mensch und Thier seien wesentlich ganz verschiedene Geschöpfe. Wenn wir aber die Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei nie gesehen hätten, würden wir nicht mit noch mehr Grund beide für wesentlich verschiedene Dinge halten? Warum sollen nicht die Grundlagen der sittlichen Welt des Menschen in den ersten Regungen einer thierischen Seele vorhanden sein können? Wenn die organischen Körper sich zu stets größerer Vollkommenheit fortgebildet haben, warum soll nicht auch eine allmälige Entfaltung der Seelenträfte möglich gewesen sein? Es ist eine erhabener und würdigere Ansicht des Schöpfungsplanes, wenn man die ganze Natur als ein durch Entwicklung zusammenhängendes Ganze betrachtet, als wenn man den Schöpfer zu wiederholten Malen seine Schöpfung zertrümmern läßt, um eine andere an deren Stelle zu setzen.“

Leider sind jene drei trefflichen Abhandlungen zu vereinzelt und unbekannt geblieben, als daß sie um jene Zeit schon einen tieferen oder nachhaltigeren Einfluß zu Gunsten der bald darnach so mächtig gewordenen Entwicklungstheorie hätten üben können. Und doch haben sie diese Theorie nebst ihrer Anwendung auf den Menschen in allen wesentlichen Beziehungen bereits festgestellt! (59)

Sieht man übrigens von tieferer, wissenschaftlicher Begründung ab und faßt bloß die Menschen-Entstehung in's Auge,

so hat Herr Dr. G. B. D. Reichenbach in Altona einen noch größeren Anspruch auf Priorität, als alle bis jetzt genannten Forscher. Denn am 24. September 1851 hielt dieser Herr in der 28sten Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher in Gotha einen Vortrag „Ueber die Entstehung des Menschen“, welchen er im Jahre 1854 in Altona drucken ließ, und worin die Lehre von der thierischen Abstammung des Menschen mit aller nur möglichen Bestimmtheit dargelegt und vertheidigt wurde. „Wo war aber der Boden“, so heißt es auf Seite 7 und 8 des in etwas überschwänglichem Style geschriebenen Schriftchens wörtlich, „auf welchem der erste Mensch sich bildete und ruhte, und wo die Mutterbrust, an welcher er sich ernährte? — Es bleibt uns hier nichts anders über — so sehr der Stolz des Menschen sich auch dagegen sträuben mag — als zu antworten: Der Boden, auf welchem der erste Mensch entstand, war ein Thier, seine erste Mutter ein Thier und die erste Nahrung seines Mundes die Milch eines Thieres.“⁽⁶⁰⁾

Aus Allem diesem geht gewiß zur Genüge hervor, daß die Theorie von der thierischen Abstammung des Menschen nicht, wie so Viele in grenzenloser Unwissenheit oder Beschränktheit meinen, eine Bogt'sche Erfindung, sondern daß sie eine in dem Entwicklungsgange der Wissenschaft selbst gegründete Theorie ist, welche früher oder später auf irgend eine Weise zu Tage kommen mußte. Eigentlich ist sie, wie bereits öfter gesagt wurde, schon vollständig in der Abstammungs- und Umwandlungslehre enthalten und eine nothwendige, gar nicht zu umgehende Consequenz dieser letzteren. Daher auch schon Lamarck, der berühmte Vorgänger Darwin's, zu Anfang dieses Jahrhunderts, sich nicht besann, die von ihm aufgestellte Umwandlungstheorie auch auf den Menschen auszudehnen und dessen allmälige Entstehung aus einer menschenähnlichen Affenart zu behaupten. Auch das Haupt der ähnlichen Ideen huldigenden naturphilosophischen Schule in Deutschland, Lorenz Oken (1809 bis 1819), sprach sich in ähnlicher Weise aus.

Vorsichtiger als Lamarck verfuhr Darwin selbst, der eigentliche Vater der jetzt geltenden Entwicklungstheorie, indem er die Frage, ob und wie weit diese Theorie auch auf den Menschen auszudehnen sei, aus bis jetzt nicht bekannten Gründen nicht berührte.*) Aber Dies verhinderte nicht, einzusehen, daß die thierische Abstammung des Menschen ebenso eine nothwendige Consequenz der Darwin'schen, sowie jeder anderen Abstammungs-Theorie ist; und sie wird auch als solche von allen ernstlichen Anhängern Darwin's unbestritten anerkannt. Wäre dieses aber auch nicht der Fall, so würde dieses doch an der Sache nichts ändern; denn auch ohne Darwin und Darwinianer würde die Anthropologie oder die Lehre vom Menschen mit der Zeit für sich schon zu jenem nothwendigen Ergebniß gelangt sein, und ist bereits vor Darwin dazu gelangt, wenn auch nur in einzelnen Vertretern dieser Wissenschaft. Nimmt man überhaupt nur ein großes organisches Entwicklungsgesetz an, so bleibt — auch ganz abgesehen von Darwin und seiner Theorie, sowie von ihrer Wichtigkeit oder Unrichtigkeit — eine andere Annahme für die Entstehung des Menschen gar nicht übrig. Denn man kann sich ja doch unmöglich vorstellen, daß jenes Entwicklungsgesetz plötzlich an irgend einer Stelle gewissermaassen einen Riß bekommen habe, und daß durch über-

*) Zeitungsnachrichten zufolge ist übrigens Darwin in diesem Augenblicke mit Abfassung eines seine Theorie auch auf den Menschen ausdehnenden Buches beschäftigt. Anm. zur ersten Aufl.

Dieses begreiflicher Weise nicht geringes Aufsehen machende Buch ist inzwischen wirklich erschienen und in einer deutschen Uebersetzung von Carns bei Schweizerbart in Stuttgart (1871) ausgegeben worden. Der berühmte Gelehrte tritt darin nicht bloß mit vollster Entschiedenheit und an der Hand einer Fülle der interessantesten Thatsachen für die Ausdehnung der Entwicklungstheorie auf den Menschen und damit für dessen thierischen Ursprung ein, sondern erkennt auch die, namentlich von deutschen Gelehrten und Schriftstellern aus seiner Theorie gezogenen Consequenzen in Bezug auf die Abstammung des Menschengeschlechts ausdrücklich an. Das bummle Geschimpfe über die Urheber jener Consequenzen, welchen angeblich der Vater der Theorie selbst ganz fern stehen sollte (man vergleiche z. B. die Zeitschrift „Ausland“, Nr. 1 vom Jahre 1869), ist damit einfach lächerlich geworden und auf die Herren Schimpfer selbst zurückgefallen. Anm. zur zweiten Aufl.

natürliche Dazwischenkunft ein neues und gerade so wichtiges Glied, wie der Mensch, in die natürliche Reihe der Wesen hineingeschoben worden sei — und zwar versehen mit allen, ihm in Folge jenes Gesetzes zukommenden thierischen Aehnlichkeiten, Verwandtschafts-Zeichen u. s. w. *) Solche und ähnliche Betrachtungen hatten den Verfasser dieses Buches schon lange, ehe von der Darwin'schen Theorie etwas bekannt geworden war, auf den Gedanken der natürlichen Abstammung des Menschen und speziell seines thierischen Ursprungs gebracht — ein Gedanke, dem derselbe bekanntlich schon im Jahre 1855 in der ersten Auflage seiner Schrift „Kraft und Stoff“ offen und unverhohlen Ausdruck gegeben hat, ohne daß er damals ahnen konnte, wie bald die positive Forschung und die fortschreitende Kenntniß der Natur jenem Gedanken in wirksamer Weise zu Hülfe kommen werde. Gegenwärtig (also erst siebenzehn Jahre später) ist die Lehre von dem thierischen Ursprunge des Menschen bereits eine unabweisbare Forderung nicht bloß der vernünftigen Theorie, sondern auch der positiven Forschung und der Wissenschaft selbst. Für dieselbe spricht vor Allem der gemeinsame Entwicklungsplan in der Organisation der gesammten Lebewelt, der sich, wie bereits ausgeführt wurde, in dreifacher Beziehung (geologischer, systematisch-anatomischer und embryologischer) auf das allerdeutlichste geltend macht. Alsdann aber sprechen dafür alle die positiven Gründe, welche aus unmittelbarer Vergleichung folgen, und welche zuerst Prof. Huxley in seinen berühmten drei Abhandlungen über die Stellung des Menschen in der Natur im Zusammenhang und mit deutlichem Bewußtsein des Zieles dargelegt hat. Nachdem derselbe in dem ersten jener drei Aufsätze eine eingehende Beschreibung der vier menschenähnlichen Affen, Gibbon, Chimpanse, Orang und Gorilla, geliefert

*) „Wenn die Abstammungslehre“, sagt Prof. Häckel (Zwei Vorträge über Entstehung und Stammbaum des Menschengeschlechts, 1868) „ein notwendiges und allgemeines Inductionsgesetz ist, so ist die Anwendung derselben auf den Menschen nur ein ebenso notwendiges, besonderes Deductionsgesetz, eine Theorie, welche mit unvermeidlicher Nothwendigkeit aus der ersteren folgt.“

(eine auszügliche Mittheilung dieser Beschreibung enthält die Note 47 unseres Buches), geht er in dem zweiten zu seiner bekannten, anatomischen Vergleichung des Körperbaues des Menschen mit dem jener großen Affenarten, namentlich des Gorilla, über und kommt zu dem wichtigen, schon erwähnten und inzwischen auch von vielen anderen Gelehrten bestätigten Schluß, daß die anatomischen Unterschiede zwischen dem Menschen und den höchstorganisirten Affen nicht so groß oder so bedeutend seien, wie die Unterschiede der einzelnen Affenfamilien untereinander. An dieses Resultat reiht sich natürlich für ihn und für jeden Denkenden überhaupt neben der Frage nach der systematischen Stellung des Menschen die weitere Frage, ob, wenn eine Abstammung der Thiere unter und von einander angenommen wird, dieses auch auf den Menschen und die so interessante und wichtige Frage von seiner ersten Entstehung angewendet werden müsse? Huxley beantwortet die Frage selbst natürlich mit einem ganz entschiedenen Ja! und fügt hinzu, daß in einem solchen Falle die Entstehung des Menschen entweder durch die allmähliche Abänderung eines menschenähnlichen Affen erklärt, oder aber daß der Mensch als eine einzelne Verzweigung aus demselben thierischen Grundstock, wie die Affen, angesehen werden müsse. Dieses führt Herrn Huxley weiter mit eben solcher Nothwendigkeit auf die Lamarck-Darwin'sche Theorie von der Umwandlung der Arten, als deren Anhänger er sich, wenigstens im Allgemeinen, bekennt. Damit ist er denn auch consequenter Weise entschiedener Verfechter der thierischen Abstammung des Menschen geworden. „Aber selbst“, so fügt Huxley diesem Bekenntniß noch weiter hinzu, „wenn wir Herrn Darwin's Ansichten bei Seite lassen, so liefert die ganze Analogie natürlicher Vorgänge überhaupt einen so vollständigen und zermalmen- den Beweis gegen die Dazwischentunft von irgend etwas Anderem, als von s. g. sekundären Ursachen, bei der Hervorbringung aller Erscheinungen des Weltalls, daß, mit Rücksicht auf die innigen Beziehungen zwischen den in dieser Welt wirksamen und allen sonstigen Kräften, ich keine Entschuldigung für Diejenigen

finden kann, welche daran zweifeln, daß alle diese Erscheinungen nur nebeneinander geordnete Ausdrücke eines großen Naturfortschrittes sind, vom Ungeformten bis zum Geformten — vom Unorganischen bis zum Organischen — von der blinden Kraft bis zum selbstbewußten Verstand und Willen.“

Deutlicher und entschiedener konnte der Grundgedanke der materialistischen Welt- und Naturanschauung und der mit ihr in nothwendigem Zusammenhang stehenden Entwicklungstheorie gewiß nicht ausgesprochen werden. ⁽⁶¹⁾

Außerdem spricht Huxley noch am Schlusse dieser Abhandlung vortreffliche und gar nicht genug zu beherzigende Worte über die lächerlichen Befürchtungen des Publikum's, und dessen grundlosen Abscheu vor einer solchen Theorie, welche Worte ich in dem Schriftchen selbst nachzulesen bitte.

Die dritte und letzte von Huxley's Abhandlungen bezieht sich auf einige neuerdings gefundene fossile menschliche Ueberreste, welche dazu angethan scheinen, die Zwischenräume der Bildung, welche den Menschen von dem Thiere trennen, auch von paläontologischer Seite her einigermaßen auszufüllen oder wenigstens zu verkleinern und so die bis jetzt von systematischer, anatomischer und embryologischer Seite her gewonnene Ansicht über die Stellung des Menschen in der Natur und seine thierische Herkunft zu unterstützen. Der wichtigste dieser Ueberreste ist der berühmte, schon im ersten Hauptabschnitt dieses Buches (Seite 79 u. fgd.) erwähnte und beschriebene Neanderthal-Schädel, welchen Huxley als den affenähnlichsten aller menschlichen Schädel beschreibt, den er noch gesehen, und von dem er sagt, daß man bei seiner Betrachtung nach allen Seiten hin affenähnlichen Charakteren begegne, sowie daß er am meisten Verwandtschaft mit den heutigen australischen, sowie mit den ehemaligen Borreby-Schädeln zeige. Auch gibt Huxley ausdrücklich zu, daß der Schädel nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung sei, sondern daß er nur den äußersten Ausdruck einer langen, zu ihm hinführenden Reihe thierähnlicher oder wenigstens

sehr niedrig entwickelter Menschenschädel aus Vor- und Mitwelt bilde. (Ueber die hierhergehörigen Funde ist schon in dem ersten Abschnitt dieses Buches „Woher kommen wir?“ ausführlich Rechenschaft abgelegt worden.)

Seitdem übrigens Huxley Obiges geschrieben, sind noch eine ganze Anzahl ähnlicher und den Satz von der Verwandtschaft des Menschen mit der Thierwelt bestätigender Funde hinzugekommen, unter denen wohl als der auffallendste der Fund der berühmten menschlichen *Kinnlade von La Nalette* bezeichnet werden muß.

Ehe ich übrigens zur näheren Beschreibung dieses Fundes übergehe, will ich bemerken, daß die Kinnlade oder der s. g. Unterkiefer unter allen Knochen des Körpers derjenige ist, der sich erstens am leichtesten erhält, und der zweitens am häufigsten für sich und abge sondert von sonstigen Skeletttheilen im fossilen Zustande angetroffen wird. Letzteres, weil er zufolge seiner lockeren Verbindung mit dem Oberkiefer, welche nur durch ein kleines, nicht allzufestes Gelenk und im Uebrigen nur durch der Fäulniß unterworfenen Muskeln vermittelt wird, sich leichter und rascher als andere Knochen von dem übrigen Skelett ablöst; ersteres, weil er vermöge seiner besonders festen und zerstörenden Einflüssen widerstehenden Beschaffenheit sich länger und leichter im Erdboden zu erhalten im Stande ist, als andere Knochen. Dazu kommt, daß der einmal abgelöste Knochen bei seiner verhältnißmäßigen Kleinheit und dem entsprechenden geringen Gewicht leichter als andere Skeletttheile durch äußere Einflüsse weitergeführt und da oder dort abgelagert werden kann. Gilt dieses schon für die Unterkiefer der Thiere, welche ja wegen ihrer Festigkeit und sonstigen Beschaffenheit von dem Urmenschen mit besonderer Vorliebe zu Waffen, Geräthschaften u. s. w. verarbeitet wurden, so gilt es in noch höherem Grade von dem sehr festen und eine sehr charakteristische Form darbietenden Unterkiefer des Menschen, welcher in der That bei den Nachforschungen nach den fossilen Ueberresten unserer frühesten Vorfahren verhältnißmäßig häufiger, als alle anderen Körpertheile, gefunden worden ist.

So fand denn auch der unermüdlche belgische Höhlendurchforscher Dr. Eduard Dupont im Jahre 1866 im f. g. Trou de la Naulette oder in einer an dem Ufer des Flüsschens Lesse (Belgien), nicht weit von dem Dörfchen Chaleux gelegenen Knochenhöhle in einer ungestörten, mit f. g. Stalagmiten-Decken untermischten Ablagerung von Flußlehm und in einer Tiefe von ungefähr vier Metern ein Stück einer menschlichen Kinnlade von sehr merkwürdigen und thierähnlichen Charakteren. Der auffallendste dieser Charaktere ist neben der verhältnißmäßigen Dicke und runden Beschaffenheit des Knochens, sowie neben seinem elliptischen Zahnbogen das beinahe gänzlich fehlende Kinn. Das vorragende oder vortretende Kinn ist bekanntlich ein so ausgezeichnetes Charakteristikum der Menschlichkeit, daß schon Linné, der große Gesetzgeber der systematischen Zoologie, keine besseren körperlichen Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier namhaft zu machen wußte, als den aufrechten Gang und das vorspringende Kinn. Bei den Thieren tritt dasselbe, statt vor, nach hinten zurück, während der Kiefer von la Naulette die Mitte zwischen beiden Bildungen hält und da, wo der Kinnvorsprung sich befinden sollte, eine vertikal oder senkrecht und gerade nach abwärts verlaufende Linie zeigt.

Ferner sind die zur Aufnahme der f. g. Eckzähne bestimmten Höhlungen der Kinnlade, wie bei dem Thiere, ungewöhnlich weit und groß, obgleich die Eckzähne selbst ganz eng mit den Back- und Schneidezähnen zusammenstoßen, und sich die Kinnlade hierdurch als eine unzweifelhaft menschliche Charakterisirt. Aber noch viel bemerkenswerther als dieses Verhältniß ist der Umstand, daß die drei hinteren oder bleibenden Backzähne bezüglich ihrer verhältnißmäßigen Größe gerade so auf einander folgen, wie sie dieses bei den menschenähnlichen Affen zu thun pflegen. Während nämlich bei den höheren menschlichen Rassen die drei ächten Backzähne der Größe nach so aufeinander folgen, daß der erste der größte, und der letzte oder hinterste der kleinste ist, finden sich schon in dem Gebiß niederer Rassen, z. B. der Malayen oder Neger, alle drei

Backzähne gleich an Größe und überhaupt größer als gewöhnlich. Bei den menschenähnlichen Affen aber ist der erste ächte Backzahn der kleinste und der letzte der größte, und ebenso ist es bei diesem fossilen menschlichen Unterkiefer, dessen letzter oder hinterster Backzahn sogar fünf Wurzeln besessen zu haben scheint. (Die Größe des letzten Backzahnes deutet überhaupt auf eine tieferstehende Organisation.) Zu alledem kommt noch hinzu, daß die innere Oberfläche des Kiefer's an der Stelle der s. g. Symphyse oder Nahtverbindung oder hinter den Schneidezähnen eine schief nach aufwärts gerichtete Linie bildet und damit den s. g. Prognathismus oder die Schiefzähigkeit (ein sehr charakteristisches Merkmal des Thieres und niederer Menschenaffen) seines ehemaligen Besitzers außer Zweifel stellt.

Alle diese Kennzeichen in Verbindung mit dem ganzen Habitus des Knochens charakterisiren denselben als einen der Thierbildung nahe verwandten und im Besonderen als den affenähnlichsten oder der Affenbildung an nächsten kommenden menschlichen Unterkiefer, der bis jetzt gefunden worden ist. Angetroffen wurde derselbe in Gesellschaft mit Knochen ausgestorbener oder vorweltlicher Thiere, namentlich Mammuth und wolligem Rhinoceros, so daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß jener Mensch ein Zeitgenosse dieser Thiere war und in der s. g. Mammuth-Zeit gelebt haben muß. Auch die dabei gefundenen menschlichen Werkzeuge oder Feuersteine entsprechen jener Zeit und tragen den Typus derjenigen von St. Acheul (Sommethal) (62).

Uebrigens ist der Unterkiefer von la Raulette ebensowenig der einzige menschliche Knochen in seiner Art, wie es der Neanderthal-Schädel in der seinigen ist, sondern wird vielmehr in seiner Beweiskraft von einer ganzen Reihe ähnlicher oder verwandter Knochen unterstützt. So die berühmte menschliche Kinnlade von Moulin Duignon, welche schon auf Seite 40 und in Anm. 8 beschrieben wurde, und welche durch Kürze und Breite des aufsteigenden Astes, durch die gleiche Höhe der beiden Fortsätze, durch die den Prognathismus andeutende Stellung des mit sehr stumpfem

Winkel aufsteigenden Astes u. s. w. eine nach dem Thierischen neigende Bildung beurkundet; sowie der (nach Bruner-Dey) fast ganz demselben Typus angehörende menschliche Unterkiefer, welcher bei Syères gefunden wurde. Vor Allem aber die in der Grotte von Arcis-sur-Aube (Burgund) in Gemeinschaft mit Knochen vorweltlicher Thiere gefundene Kinnlade, welche alle wesentlichen Charaktere der Kinnlade von la Naulette, wenn auch in etwas geringem Grade an sich trägt; ferner der in einer Spalte des tertiären Kalkgebirges bei Grevenbrück gefundene und von Schaaffhausen (Sitzungsberichte der Niederrhein. Gesellschaft, Bonn 1864, pag. 30) beschriebene Unterkiefer, der durch seinen elliptischen Zahnbogen und die nach innen liegende Zahnlade eine niedere Bildung anzeigt, während der in der Höhle von Frontal in Gemeinschaft mit Reuthierknochen angetroffene menschliche Unterkiefer sich durch Größe der Backzähne und ungewöhnliche Dicke des Knochen's in dieser Gegend auszeichnet. Endlich die ebenfalls schon (Ann. 11) erwähnte fossile menschliche Kinnlade aus den Riesgruben von Ipswich in Suffol (England), welche im April 1863 der Londoner Ethnologischen Gesellschaft vorgezeigt wurde und welche neben allen Zeichen eines sehr hohen Alter's die Charaktere einer niedrig stehenden Bildung an sich trägt.

Weitere Funde ähnlicher Art sind gewiß von der Zukunft noch in Menge zu erwarten, obgleich die Umstände für Erhaltung menschlicher Knochen aus einer der Reuthierzeit und der Zeit der Höhlenbewohner vorhergehenden Epoche leider die allerungünstigsten sind, und obgleich diese Erhaltung in der Regel nur in einzelnen Fällen und bei einem Zusammentreffen besonders günstiger Umstände zu erwarten steht. Sind doch auch die Spuren jener unzähligen Thiergeschlechter, welche in der jüngsten Vorzeit die Oberfläche der Erde bevölkerten, und deren Knochen im Allgemeinen eine viel größere Widerstandskraft gegen zerstörende Einflüsse besaßen, als die menschlichen, fast alle verschwunden bis auf jene verhältnißmäßig wenig zahlreichen Ueberreste, welche ein glücklicher Zufall im Innern geschützter Höhlen oder in der Tiefe der Torfmoore oder im Sand

und Kies ehemaliger Flußbetten begraben und auf diese Weise erhalten hat!

Um so bedeutungsvoller ist aber auch dieser Schwierigkeit der Erhaltung gegenüber und bei der geringen Anzahl ältester menschlicher Ueberreste die Thatsache, daß diese Ueberreste fast ohne Ausnahme die sprechenden Zeichen einer niederen oder tiefliegenden Bildung an sich tragen, und daß sich unter ihnen sogar einige befinden, welche an f. g. Thierähnlichkeit die thierähnlichsten heute lebenden Menschenrassen noch übertreffen! Dazu kommt, daß diese Funde bis jetzt fast nur in Gegenden gemacht wurden, welche von civilisirten Nationen bewohnt sind, und in denen jedenfalls nicht die f. g. Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben kann. Unter allen Umständen deuten die bis jetzt gemachten Funde allesammt nicht, wie es nach der alten Paradieses-Theorie sein müßte, auf, sondern abwärts und auf ein roheres, mehr thierisches, niedriger entwickeltes menschliches Geschlecht, welches gewissermaßen eine Art Zwischenstufe zwischen den heutigen Menschen und den höchsten bekannten Thierformen bildet, und dessen Ueberreste noch in den Tiefen der Erde begraben liegen. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß der gemeinschaftliche Charakter aller jener niederen Bildungen in einer Hinneigung nach jener fötalen Bildung oder nach jenem früheren Entwicklungszustand des menschlichen Leibes besteht, welcher in seinen Hauptumrissen schon geschildert wurde, und daß auch hierin wieder jene allgemeine, durch das Entwicklungsgesetz bedingte Harmonie der organischen Natur, welche wir als ihr Grundgesetz kennen gelernt haben, auf das Deutlichste hervortritt. Warum — so muß man fragen — ist noch nicht ein einziger Fund oder eine einzige Thatsache bekannt geworden, welche jenem Grundgesetz zuwiderlaufen, oder welche das Dasein einer ehemaligen, vollkommeneren, höher organisirten oder mehr entwickelten Menschenart beweisen würde??

Uebrigens ist es — so bedeutungsvoll auch alle jene Funde an sich sein mögen — im Sinne der Entwicklungstheorie nicht einmal nöthig, nach unmittelbaren Zwischenstufen zwischen den heute und in der Gegenwart lebenden Formen von Mensch und Thier

zu suchen, da es jetzt fast allgemein von allen Anhängern Darwin's oder der Abstammungslehre überhaupt angenommen ist, daß der Mensch nicht unmittelbar von den uns bekannten Anthropoiden oder menschenähnlichen Affen, sondern von einer unbekanntem und längst verloren gegangenen oder ausgestorbenen Zwischen- oder Stammform oder auch von mehreren solcher Formen abstammt — ganz in ähnlicher Weise, wie für beinahe alle heute lebenden thierischen Formen im Sinne der Darwin'schen Theorie solche vorweltliche und ausgestorbene Stammväter als ehemals existirend angenommen werden. Ein solcher Stammvater oder mehrere derselben würden denn auch im Sinne dieser Ansicht für Mensch und Thier anzunehmen und vorauszusetzen sein, daß die heute lebenden Formen des Menschen und der höheren Affen nur die letzten Ausläufer gesonderter und frühzeitig aus gemeinsamen Grundstämmen abgezwigter Entwicklungsreihen seien.

Diese Meinung findet auch eine wesentliche Unterstützung in dem bereits früher mitgetheilten Umstand, daß die eigentlichen menschenartigen Charaktere oder Aehnlichkeiten nicht in einer einzigen Gattung der uns bekannten Anthropoiden vereinigt, sondern auf mehrere derselben in verschiedener Weise vertheilt sind, ja daß sogar einzelne Menschenähnlichkeiten, wie die Bildung des Schädels und des Gesichtes, bei der dem Menschen viel ferner stehenden Gruppe der s. g. Platyrrhinen oder Plattnasen noch mehr entwickelt sind, als bei den Schmalnasen und bei den eigentlichen Anthropoiden selbst. Dieses eigenthümliche Verhältniß läßt kaum einen Zweifel darüber, daß eine ähnliche Spaltung ursprünglich vereinigter Charaktere oder Anlagen und eine Verzweigung nebst Weiterentwicklung derselben nach verschiedenen Richtungen, wie sie uns die Abstammungstheorie für die meisten heute lebenden höheren Thierformen anzunehmen nöthigt, auch bei der Entstehung des Menschen und bei seiner Abzweigung aus dem gemeinschaftlichen Grundstock der Primaten oder Oberherrn mitgewirkt haben muß; und es würden nach dieser Theorie die heute lebenden Formen der Anthropoiden zwar nicht als Vorfahren oder gar Stammeltern des Menschen,

wohl aber als seine ziemlich nahen Verwandten oder Vettern anzusehen sein.

Eine weitere thatsächliche Unterstützung findet diese Art der Anschauung auch in dem bekannten Umstand, daß man in der letzten Zeit einige fossile oder vorweltliche Affenreste entdeckt hat, welche auf das wirkliche ehemalige Vorhandensein solcher Ur- oder Stammformen hinzudeuten scheinen, und über welche bereits in des Verfassers Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie (dritte Vorl.) kurze Rechenschaft abgelegt wurde. Diese Funde sind bis jetzt nur in Europa (Frankreich und Schweiz) gemacht worden. Wie viel mehr aber müssen wir solche Funde von einer späteren Zeit und aus jenen tropischen oder aequatorialen Gegenden erwarten, welche auch heute noch die eigentliche Heimath der großen menschenähnlichen Affen sind — und zwar aus deren Tertiärgeländen, am wahrscheinlichsten aus den Tertiärbildungen des südlichen Asiens!*) Dort oder in Afrika oder auf den Inseln des malayischen Archipel's wird man auch dereinst jenem Menschen-Affen oder Affen-Menschen oder jener unmittelbarsten Zwischenform zwischen Mensch und Thier begegnen, welche bis jetzt allerdings noch nicht gefunden ist, auf deren ehemaliges Dasein jedoch so viele überzeugende Gründe hinweisen!**)

*) Während man früher das Dasein fossiler oder vorweltlicher Affen für ganz unmöglich hielt, kennt man deren jetzt bereits nicht weniger als 14 verschiedene Arten, darunter aus Europa sechs oder mehr — wogegen der große, allerdings sehr wenig durchforschte Welttheil Afrika, welcher die eigentliche Wohnstätte affenähnlicher Menschen und menschenähnlicher Affen bildet, noch kein einziges Beispiel dieser Art geliefert hat.

**) Sollte aber auch jene paläontologische Zwischenform niemals gefunden werden, so darf man bei Würdigung eines solchen Umstandes nie die außerordentlich große Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit des durch versunkene oder hinweggeschwemmte Länder unterbrochenen geologischen Schöpfungsberichtes vergessen! „Die Geologie ist eine großartige, aber für ewig zerrissene Inschrift, jedes Zeitalter wird irgend ein Bruchstück davon enträthseln, aber niemals werden wir sie ganz lesen!“ (G. Pouchet). — Sollte gar, was nicht unwahrscheinlich ist, die f. g. Wiege des Menschengeschlecht's in jenem versunkenen Continent „Remurien“ gestanden haben, welcher sich einst im Süden von Asien und Afrika ausbreitete und jetzt vom Indischen Ocean bedeckt ist, so ist kaum Hoffnung, daß wir jemals die Gebeine des Urvater's oder Urerzeuger's unsres Geschlecht's, die

diese Zwischen- oder Uebergangsform heutzutage nicht mehr vorhanden ist, darf uns nicht erstaunen, da ja bekanntlich alle jene nicht bleibend gewordenen Mittelformen oder Zwischenglieder an dem Fehler des verhältnißmäßig leichteren und schnelleren Aussterben's leiden, und da gerade die Hauptursache der relativ großen Lücken, welche wir heute überall in dem Schöpfungsplan wahrnehmen, durch dieses schnellere Aussterben oder Hinwegfallen der vermittelnden Formen und Zwischenglieder veranlaßt ist.

Wenn uns daher die heutzutage bestehende und allerdings sehr weite Lücke oder Kluft zwischen Mensch und Thier als eine kaum oder gar nicht ausfüllbare erscheint, so bedenken wir dabei nicht, daß ein solches Verhältniß ganz in dem natürlichen Entwicklungsplane begründet ist, und daß jene anscheinend so tiefe Kluft nicht zu allen Zeiten so unausgefüllt war, wie heutzutage. Schon stehen die großen Affenarten auf dem s. g. Aussterbe-Stat der Natur und werden von Jahr zu Jahr durch das Vordringen und die Mitbewerbung des Menschen feltner. Innerhalb einer gewissen Zeit werden sie ganz verschwunden sein. Ebenso sterben auch bekanntlich die niederen und niedersten Menschenrassen, die so viele Annäherung an die thierische Bildung zeigen, von Jahr zu Jahr mehr aus; und die Gelehrten künftiger Jahrhunderte müßten und würden daher jene Kluft für noch viel tiefer und unausfüllbarer halten, als wir selbst, wenn sie nicht in Schriften, Bildwerken und Sammlungen die Zeugnisse der Vergangenheit besäßen und sich dadurch in ihrem Urtheil könnten bestimmen lassen. —

Nachdem so das Resultat im Großen und Ganzen festgestellt und der thierische Ursprung des Menschen zunächst aus naturwissenschaftlichen Gründen so wahrscheinlich als möglich gemacht ist, handelt es sich weiter darum zu wissen, wie ein solcher Vorgang der Menschwerdung aus thierischen oder thierähnlichen Anfängen heraus auch im Einzelnen möglich oder vorstellbar sein mag, oder um das Wann? Wo? und Wie? seiner ersten Ent-

—
 steht tief unter dem Spiegel des Ocean's begraben sind, im fossilen oder versteinerten Zustande zu Gesichte bekommen werden.

stehung — sowie namentlich auch darum, ob eine Einheit oder Vielheit der Abstammung als wahrscheinlich oder gewiß anzunehmen sei?

Diese wichtige Frage fällt zusammen mit der so oft behandelten und bereits in der verschiedensten Weise beantworteten Frage nach der Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts überhaupt — eine Frage, welche bekanntlich von jeher den Anlaß zu zahl- und endlosen Streitigkeiten der Gelehrten gegeben und dieselben in die zwei großen Heerlager der s. g. Monogenisten und der s. g. Polygenisten gespalten hat. Eigentlich spiegelt sich in diesen Streitigkeiten nur die alte; erst seit Darwin beseitigte Unklarheit über Bedeutung und Entstehung des s. g. Arten-Begriffs wieder; daher auch die ganze Frage seit Darwin das Meiste von ihrer ehemaligen Wichtigkeit eingebüßt hat. Denn einmal die Möglichkeit der Umbildung des Affentypus in den menschlichen angenommen — mag dieses nun ganz allmählig oder mehr sprungweise geschehen sein — so ist es für die Sache selbst ziemlich einerlei, ob diese Umbildung ein- oder mehreremal, da oder dort stattgefunden habe, und ob die jetzigen Verschiedenheiten unter den einzelnen Menschenrassen von allmählichen Umbildungen eines ursprünglich einheitlichen Typus oder von ursprünglichen Verschiedenheiten der Abstammung herrühren. Es ist daher auch wissenschaftlich ganz gleichgültig, ob der alte, so vieldeutige Artbegriff auf den Menschen mit allen Ab- und Ausartungen angewendet werde oder nicht; und nur für die Theologen oder theologischen Naturforscher, welche, wenn auch ganz mit Unrecht, die märchenhaften Erzählungen der Bibel als für die Art-Einheit des menschlichen Geschlechts beweisend angesehen wissen wollen, hat der ganze Streit noch eine principielle oder grundsätzliche Bedeutung.

Aber selbst wenn man sich auf den ehemaligen Standpunkt der Wissenschaft stellt und den veralteten Artbegriff auf den Menschen anwendet, so sprechen doch die Thatsachen sehr wenig für die biblische (oder philosophische) Einheit der Menschenart. Denn der

afrikanische Neger, der Chinese, der Arier sind gewiß im Sinne der biologischen Wissenschaft so gut charakterisirte Arten, wie die bestbegründeten Arten, welche die Zoologie jemals unter den Thieren unterschieden hat, obgleich man alle diese Arten bisher nur als f. g. Rassen oder Spielarten einer einzigen und einheitlichen Menschen-Art betrachtet wissen wollte. ⁽⁶³⁾ Und zwischen diese f. g. guten Arten müßte man alsdann noch eine nicht geringe Menge f. g. schlechter oder zweifelhafter Arten einschieben. Dasselbe Resultat, wie die Biologie, liefert in dieser Beziehung die Sprachwissenschaft, welche es kaum als denkbar oder möglich erscheinen läßt, daß alle Völker der Erde (wenigstens in einer nicht allzu entfernten Vergangenheit) von einem einzigen Menschenpaare sollten abstammen können. „Wenn die Planeten“, so sagt ein ausgezeichnete Geschichts- und Sprachforscher, indem er die Sprachen des äußersten Morgenlandes mit denen der arischen Sprachengruppe vergleicht, „wenn die Planeten, deren physikalische Beschaffenheit derjenigen der Erde gleicht, von organischen Wesen bevölkert sind, wie wir selbst, so kann man behaupten, daß Geschichte und Sprache dieser Planeten sich nicht mehr von den unsrigen unterscheiden werden, als die Geschichte und die Sprache der Chinesen sich davon unterscheiden.“ Auch nach dem ausgezeichneten Sprachforscher A. Schleicher (siehe dessen: Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen, 1865) ist es „positiv unmöglich, alle Sprachen auf eine und dieselbe Ursprache zurückzuführen. Vielmehr ergeben sich der vorurtheilsfreien Forschung so viele Ursprachen, als sich Sprachstämme unterscheiden lassen.“ — „Wir müssen demnach eine unbestimmbar große Anzahl von Ursprachen voraussetzen.“ ⁽⁶⁴⁾

Was nun die Sache selbst — und zwar von unserem oder vom Standpunkte der Abstammungslehre oder der f. g. Descendenz-Theorie aus — angeht, so ist es sofort einer Anzahl von Forschern aufgefallen, daß eine merkwürdige Uebereinstimmung der Hautfarbe, sowie der Schädelbildung zwischen den äußersten Extremen der menschlichen Rassenbildung und denjenigen Anthropoi-

den besteht, welche heute noch dieselben Gegenden der Erde gleichzeitig mit jenen bewohnen. Denn gelbroth und brachycephal oder kurzköpfig, wie der Malaye, ist der die asiatische Inselwelt bewohnende Drang oder Drang-Utang, während Chimpanse und Gorilla, beide in Afrika einheimisch, schwarz und dolichocephal oder langköpfig sind, wie der Neger. Dieses eigenthümliche Verhältniß scheint auf einen gemeinschaftlichen Ursprung für Beide hinzudeuten, so daß möglicherweise der gelbe oder kurzköpfige Mensch von einer Drang-ähnlichen, der schwarze oder langköpfige Mensch dagegen von einer Gorilla- oder Chimpanse-ähnlichen Stammform herkommen könnte. Diese Vermuthung wird hauptsächlich von Prof. Schaaffhausen betont, welcher darauf aufmerksam macht, daß Südasien und das aequatoriale Afrika gerade diejenigen Theile der Erdoberfläche sind, welche den beiden äußersten Extremen der Menschenbildung, zwischen denen sich alle übrigen Formen einordnen lassen, das Dasein gegeben haben. Diese zwei rohen und ursprünglichen Typen des langköpfigen und des kurzköpfigen Menschen, des Aethiopier's und des Mongolen, des Afrikaner's und des Asiaten, welche, wie gesagt, auch heute noch gewissermaßen die beiden Endpunkte oder entgegengesetzten Knotenpunkte der langen Menschen-Reihe bilden, lassen sich in ihrer Geschiedenheit schon in den ältesten Spuren oder Ueberbleibseln unsres Geschlechtes auf Erden wiedererkennen und deuten dadurch auch auf eine Verschiedenheit des Ursprungs. Wenn wir allerdings in Europa in der ältesten uns bekannten Menschenzeit bereits beide Formen untereinander gemischt antreffen, so kann dieses nach Schaaffhausen daher kommen, daß möglicherweise eine zeitweise Einwanderung beider Rassen aus Asien und Afrika in der Urzeit stattgefunden hat. Damit stimmt auch der Umstand, daß auch die älteste Cultur zwei verschiedene Ausgangspunkte (Indien und Aegypten) gehabt hat, von denen der eine in Asien, der andere in Afrika liegt.

Allerdings gibt Schaaffhausen zu und muß zugeben, daß es im Sinne der Darwin'schen Theorie, welche eine unbegrenzte

Veränderlichkeit aller organischen Typen voraussetzt, möglich sei oder sein müsse, daß auch das Menschengeschlecht nur von einem einzigen Paare herstamme, spricht aber einer solchen Annahme die Wahrscheinlichkeit ab. Der Gorilla und der Orang, sagt S., sind auch beide anthropoide oder menschenähnliche Affen mit großer Aehnlichkeit der Bildung; aber was könnte oder müßte ihren gemeinsamen Ursprung beweisen? „Auch für den Menschen kann es mehrere Entwicklungsreihen, von räumlich getrennten Urformen ausgehend, gegeben haben.“

Am entschiedensten spricht sich im Sinne der Polygenisten Karl Vogt aus, welcher bekanntlich schon vor seiner Annahme der Darwin'schen Theorie zu den eifrigsten Vertheidigern der Vielheit des Menschengeschlechts, sowie der Vielfachheit seiner Abstammung gehört hatte. Nach ihm führen alle Thatfachen nicht auf einen gemeinsamen Stamm oder auf eine einzige Zwischenform zwischen Mensch und Affen hin, „sondern auf vielfache Parallel-Reihen, welche sich, mehr oder minder lokal begrenzt, aus den verschiedenen Parallelreihen der Affen entwickeln mochten.“ Auch die amerikanische Menschenart mag nach Vogt einen besonderen Ursprung aus amerikanischen Affen genommen haben.

Die weiteste und consequenteste Aus- und Fortbildung hat die Lehre von der thierischen und speciell Affen-Abstammung des Menschen durch Prof. E. Häckel gefunden, und zwar streng im Sinne der Darwin'schen Theorie und von einem zwischen Monogenisten und Polygenisten in der Mitte stehenden Standpunkte aus.*)

Nach ihm ist jene ganze Lehre von solcher Wichtigkeit, „daß man in Zukunft diesen unermesslichen Fortschritt in der Erkenntniß als Beginn einer neuen Entwicklungsperiode der Menschheit feiern wird.“ Aus zoologischen Vergleichen folgert Häckel, daß alle Affen der Alten Welt abstammen müssen von einer und derselben Stammform, welche die Nasenbildung und das Gebiß aller jetzt

*) Siehe dessen „Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts“. Zwei Vorträge. (Berlin 1868) und „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ (Berlin 1868).

lebenden Katarrhinen oder Schmalnasen bejaß, und zieht daraus weiter den Schluß, daß der Mensch sich aus den letzteren entwickelt hat, oder daß das Menschengeschlecht ein Aestchen der Katarrhinengruppe ist und sich aus längst ausgestorbenen Affen dieser Gruppe in der Alten Welt und in grauer Vorzeit hervorgebildet haben muß. Die besondere Abstammung der amerikanischen Menschen aus dortigen Affen hält Hæckel für ganz irrig; vielmehr sind nach ihm die amerikanischen Ureinwohner aus Asien, und vielleicht theilweise auch aus Polynesien, eingewandert, wobei sich alsdann Mongolen und Polynesier mit einander vermischten.

„Für den Stammbaum des Menschen“, sagt Hæckel wörtlich, „ergibt sich unzweifelhaft, daß derselbe seine nächsten thierischen Voreltern unter den Katarrhinen zu suchen hat. Selbstverständlich ist kein einziger von allen jetzt lebenden Affen zu diesen Voreltern zu rechnen. Vielmehr sind dieselben längst ausgestorben, und heutzutage trennt den Menschen vom Gorilla eine fast ebenso tiefe Kluft als diejenige zwischen dem Gorilla und dem Orang ist. Darin liegt aber nicht der geringste Beweis gegen die wohlbegründete Annahme, daß die älteste, aus den Halbaffen entwickelte Schmalnasenform die gemeinsame Stammform aller übrigen Schmalnasen mit Inbegriff des Menschen wurde. Nur ein einzelner, uns jetzt noch unbekannter und jedenfalls längst ausgestorbener Ast der formenreichen Katarrhinengruppe war es, der unter günstigen Verhältnissen durch die natürliche Züchtung zum Stammvater des Menschengeschlechts umgebildet wurde. Jedenfalls war dieser Umbildungsvorgang von sehr langer Dauer, und die versteinerten Affen haben uns bis jetzt weder Zeit noch Ort desselben verrathen. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber fand er in Südasien statt, auf welche Gegend so viele Anzeichen als auf die gemeinsame Urheimath der verschiedenen Menschenarten hindeuten. Vielleicht war nicht Süd-Asien selbst, sondern ein südlich davon gelegener Continent, welcher später unter den Spiegel des indischen Oceans versank, die Wiege des Menschengeschlechts.“*) Die Zeit, in welcher

*) Dieser süd-indische Continent, dessen ehemalige Existenz durch viele

die Umbildung der menschenähnlichsten Affen zu den affenähnlichsten Menschen stattfand, war vermuthlich der letzte Abschnitt der eigentlichen Tertiärzeit, die s. g. Miocen-Zeit, vielleicht schon die vorhergehende Miocen-Zeit.“

Daher werden wir die Auffindung der versteinerten Ueberreste oder Gebeine der affenartigen Stamm-Eltern des Menschengeschlechts (wenn solche noch vorhanden sind) am wahrscheinlichsten aus den Tertiär-Gebilden des südlichen Asiens zu erwarten haben, während es von H ä c k e l für selbstverständlich angesehen wird, daß kein einziger von allen jetzt lebenden Affen, und also auch keiner der Anthropoiden oder s. g. Menschenaffen, der Stamm-Vater des Menschengeschlechts sein kann.

Als früheste Stufe der Menschwerdung und als unmittelbare Uebergangsform vom menschenähnlichsten Affen, zum Menschen, sowie als die gemeinsame Stammform aller übrigen Menschenarten, betrachtet H ä c k e l den von ihm sogenannten (jezo längst ausgestorbenen) Urmenschen oder Affenmenschen (*Homo primigenius*, *Pithecanthropus*, *Alalus*). Derselbe entstand aus den Menschenaffen durch die vollständige Angewöhnung an den aufrechten Gang und die dadurch bedingte stärkere Differenzirung oder Ausbildung der vorderen Extremität zur eigentlichen Hand, sowie der hinteren zum eigentlichen Fuß.*) Ihm fehlte noch das eigentliche charakteristische Merkmal

Thatsachen der Thier- und Pflanzen-Geographie höchst wahrscheinlich gemacht wird, und dessen Ueberreste wir in den zahllosen, durch die Sübsee zerstreuten Inseln und Inselchen erblicken dürfen, ist von dem Engländer Selater wegen der für jene Gegend charakteristischen Lemuren oder Halbaffen, die ja nach H ä c k e l die eigentlichen Urahnen des Menschengeschlechts in der großen Säugethiergruppe der s. g. Discoplacentalien bilden (vergl. Note 46), Lemurien genannt worden.

*) Diese Differenzirung der vorderen und hinteren Gliedmaßen und der beginnende Gebrauch der Hand als solcher ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten Stufen in dem allmäligen Proceß der Menschwerdung gewesen und hat wohl die eigentliche Veranlassung zu der Annahme der aufrechten Haltung gegeben. Man kann sich vorstellen, daß allein diese anscheinend geringe Modificirung in dem Gebrauch eines einzelnen Organ's oder Körpertheils den eigentlichen Anlaß zu der ganzen Kette nachfolgender Veränderungen, welche mit der Geburt des Menschen endeten, geliefert hat.

des ächten Menschen oder die artikulirte (gegliederte) menschliche Wortsprache und die damit verbundene bewußte Begriffsbildung. Viele Gründe berechtigen nach H. zu der Vermuthung, daß derselbe ein wollhaartiger, schiefzahniger Langkopf von dunkel-bräunlicher oder schwärzlicher Hautfarbe gewesen sein muß. Die Behaarung des Körpers mag stärker und dichter, als bei allen übrigen Menschenarten gewesen sein, die Arme waren im Verhältniß zu diesen länger und stärker, die Beine kürzer und dünner, mit unentwickelten Waden. Der Gang war halb aufrecht, mit eingebogenen Knien. Seine Heimath mag Südasien oder Ostafrika oder auch ein versunkener Continent gewesen sein.*)

*) In ganz ähnlicher, oft gleicher Weise wie Hädcl, spricht sich Darwin selbst in seinem angeführten Buche über die Abstammung des Menschen über das Wann? Wo? und Wie? der ersten Menschen-Entstehung aus. Er schildert den Urmenschen oder affenähnlichen Ur-Erzeuger des Menschengeschlechts, indem er sich dabei hauptsächlich auf die rudimentären Organe und die Charaktere des s. g. Rüsselthiers stützt, als ein mit Haaren bedecktes, mit zugespitzten, beweglichen Ohren, einem muskelkräftigen Schwanz und einem s. g. Greiffuß versehenes Baumthier, welches seine vergleichsweise geringere Kraft und den Mangel natürlicher Waffen durch die großen Vortheile der Vergesellschaftung ersetzte, vielleicht aber auch auf einzelnen großen Inseln, wie Australien, Borneo, Neu-guinea, ein ruhiges und vergleichsweise gefahrloses Leben geführt haben mag. Beide Geschlechter hatten Härte, die Männchen große vorstehende Eckzähne. Von diesem Affenmenschen, der auch nach Darwin als eine Abzweigung der Schmalnafen oder altweltlichen Formen der Simiaden anzusehen ist, verfolgt nun derselbe den thierischen Stammbaum des Menschen durch die Zwischenstufen der Lemuriden, Beuteltiere, Monotremen, Amphibien, Fische bis zu jenen niedrigen Wasser- oder See-Thieren, welche auf der untersten Stufe des beginnenden Wirbelthier-Typus standen und den Larven der jetzt noch im Meere lebenden, zu den Würmern oder Weichthieren gerechneten See-Ascidien geglichen haben müssen. In der Rassenfrage neigt sich Darwin ebenso wie Hädcl mehr auf Seite der Monogenisten, indem er einen Urstamm annimmt, von welchem sich die Rassen schon in sehr früher Zeit abgezweigt haben. Uebrigens erklärt auch er die ganze Frage als indifferent für die Evolutionstheorie und ist der Meinung, daß nach allgemeiner Annahme dieser Theorie „der Streit zwischen Monogenisten und Polygenisten still und unbeachtet absterben wird.“

Was die Entstehungs-Zeit anlangt, so hält er es in Uebereinstimmung mit seinem Kollegen und Gesinnungs-Verwandten A. R. Wallace für möglich, daß der Ur- oder Affen-Mensch schon zur Zeit der Cocene oder der frühesten Abtheilung der Tertiär-Periode gelebt haben könne, was freilich das Alter des Menschengeschlechts in unermessliche Fernen hinaustrücken würde. Ueber den Ort der Entstehung stimmen beide Gewährsmänner ebenfalls mit Hädcl überein

Aus dem Urmenschen entwickelten sich, und zwar durch natürliche Züchtung im Kampfe um das Dasein, als letzte und oberste Stufe die ächten oder sprechenden Menschen (Homines), welche sich von ihren Vorgängern neben anderen Vorzügen hauptsächlich durch die größere Ausbildung der Gliedmaßen, des Kehlkopfs und des großen Gehirns unterscheiden und im Besitze einer gegliederten menschlichen Wortsprache sind. Wahrscheinlich jedoch vollzogen sich jene körperlichen Umbildungen schon lange vor Entstehung der gegliederten Sprache, „und es existirte das Menschengeschlecht schon geraume Zeit mit seinem aufrechten Gange und der dadurch herbeigeführten charakteristischen menschlichen Körperform, ehe sich die eigentliche Ausbildung der menschlichen Sprache und damit der zweite und wichtigere Theil der Menschwerdung vollzog.“

Dieser letztere Vorgang oder die Entstehung der gegliederten Wortsprache in Verbindung mit der höheren Ausbildung oder vervollkommnung des Kehlkopfes, welche ihrerseits wieder von einer entsprechenden Vervollkommnung des Gehirns begleitet sein mußte, geschah übrigens wahrscheinlich erst in einem Zeitpunkte, wo der sprachlose Urmensch bereits wieder in eine Anzahl von Arten oder Unterarten auseinandergegangen war. Denn da die verschiedenen Sprachen nach H. untereinander eine so hochgradige Verschiedenheit

und sind der Meinung, daß nur ein warmes oder tropisches Klima die s. g. Wiege des Menschengeschlechts gebildet haben könne. Dem entgegen hat sich neuerdings Moriz Wagner (Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus) mehr für Europa und Nord-Asien aussprechen zu müssen geglaubt, indem er annimmt, daß der Eintritt der Eis-Periode die dafelbst gelebt habenden Anthropoiden zu einer durchgreifenden Aenderung ihrer Lebensweise, ihrer Nahrung u. s. w. und damit gewissermaßen zum Fortschritt gezwungen habe, während das warme, gleichbleibende Klima Afrika's oder der Tropen den Umwandlungs-Proceß nicht begünstigen, sondern zurückhalten mußte. Hätten die Eis-Periode und gewisse geographische Zustände und Wechsel gefehlt, so würde nach Wagner's Meinung der Mensch wahrscheinlich nie entstanden sein; und wie unser Planet erwiesenermaßen so viele Millionen Jahre ohne den Menschen existirt hat, so hätte er recht wohl nochmals viele Millionen Jahre ohne den Menschen und ohne jede Cultur sich begnügen können. Ja, er hätte vielleicht seinen ganzen planetarischen Entwicklungs-Gang durchgemacht, ohne jemals intelligente Wesen zu beherbergen!

und Trennung wahrnehmen lassen, daß an einen gemeinschaftlichen Ursprung derselben gar nicht gedacht werden kann, und da ebenso viele Ursprachen, als Sprachstämme angenommen werden müssen, so muß jene Trennung des Urmenschen in die verschiedenen Menschenarten zur Zeit der Sprach-Entstehung schon vor sich gegangen gewesen sein. „Immerhin würden natürlich auch diese an ihrer Wurzel entweder weiter oben oder tiefer unten wieder zusammenhängen und also doch schließlich alle von einem gemeinsamen Urstamme herzu-leiten sein.“*)

Wahrscheinlich ging dieser Prozeß der Menschenarten-Bildung aus dem Urstamm nach S. in der Weise vor sich, daß sich zunächst aus der sprachlosen Urmenschen-Art durch natürliche Züchtung eine Anzahl verschiedener, uns unbekannter und längst ausgestorbener Menschenarten entwickelten, von denen die zwei am meisten auseinandergehenden im Kampf ums Dasein den Sieg über die übrigen davon trugen und ihrerseits die Stammformen für alle übrigen Menschenarten wurden. Diese beiden waren eine wollhaarige und eine schlichthaarige Art. Der wollhaarige Zweig breitete sich zunächst südlich des Aequators aus, während der schlichthaarige Zweig sich nach Norden wandte und zunächst Asien bevölkerte. Ein Theil desselben mag nach Australien verschlagen worden sein. Vielleicht sind die heutigen Papuaner und Hottentotten noch Ueberbleibsel des ersten, die Afurus und ein Theil der Malayen noch Ueberbleibsel des zweiten Stammes.

Uebrigens sind die Abkömmlinge des wollhaarigen Stammes (die Papua's oder Negritos, die Hottentotten, die Neger, die Tasmanier u. s. w.) auf einer viel tieferen Stufe der Ausbildung stehen

*) Nach dem Sprachforscher L. Geiger soll übrigens die menschliche Sprache älter sein, als jedes von dem Menschen zu seinem Gebrauche erfundene Werkzeug, weil nämlich die diese Werkzeuge benennenden Worte ursprünglich solche Handlungen oder Thätigkeiten bezeichnen, die der Mensch auch ohne Werkzeuge mit den bloßen Händen verrichten kann. Darnach müßte der Mensch schon Sprache besessen haben, ehe er sich nur die einfachsten Werkzeuge gefertigt hatte. — Wenn nun aber die Rassen-Trennung noch älter ist, als die Sprach-Entstehung, so deutet dieses Alles auf das große Alter und außerordentliche Langsamkeit des ganzen Processes der Menschen-Entstehung.

geblieben, als die meisten Abkömmlinge des schlichthaarigen Stammes, zu welchen nach H. die Neuholländer, die Malayen, die Mongolen, die Amerikaner u. s. w., vor Allem aber die weißen oder kaukasischen Menschen zu rechnen sind. „Diese Art hat sich höher und schöner, als alle andern, entwickelt, größtentheils durch Anpassung an die günstigen Existenzbedingungen, welche Europa mit seinem gemäßigten Klima und seiner überaus vortheilhaften geographischen Gestaltung bot.“ Entstanden ist diese Art nach H. aus einem Zweige der malayischen und polynesischen Art in Süd-asien oder vielleicht auch aus einem Zweige der mongolischen Art. Von Süd-asien aus hat sich der weiße Mensch nach Westen hin verbreitet und sich über West-Asien, Nordafrika und ganz Europa ausgebreitet. Seine Schädelbildung ist zumeist eine ovale oder eiförmige und hält die Mitte zwischen den Lang- und Kurzköpfen — den beiden Extremen und rohesten Formen der menschlichen Schädelbildung. Uebrigens hat sich auch diese Menschenart schon sehr frühzeitig in zwei auseinandergehende Zweige gespalten; in den semitischen Stamm nämlich, welcher sich im Süden ausbreitete und aus welchem Juden, Araber, Phönizier, Abyssinier u. s. w. hervorgingen — und in den indo-germanischen Stamm, welcher mehr nach Westen und Norden wanderte und den höchst entwickelten Kulturvölkern, den Juden, Persern, Griechen, Römern, Germanen, Slaven u. s. w. den Ursprung gab.*)

Die weiße oder kaukasische Menschenart ist zur Herrschaft über die Erde bestimmt, während die niedersten Menschenrassen, wie Amerikaner, Australier, Afrikaner, Hottentotten u. s. w., mit Riesenschritten ihrer Vernichtung entgegengehen. Dagegen werden voraussichtlich die drei übrigen Menschenarten, der äthiopische Mensch nämlich in Mittelafraka, der s. g. arktische oder Polar-Mensch in

*) Auch die semitische Sprache ist von der arischen oder indo-germanischen so wesentlich verschieden, daß man an einen gemeinschaftlichen Ursprung beider nicht glauben kann, obgleich sich anthropologisch beide Stämme so nahe stehen. Man muß daraus schließen, daß die Abkömmlinge derselben Eltern, wenn geographisch getrennt, auch ganz verschiedene Sprachen bei sich entwickelten, oder aber, daß sie getrennt wurden, ehe sie überhaupt eine Sprache besaßen!

den Polargegenden und der mongolische Mensch in Asien, noch auf lange Zeit hinaus den Kampf um das Dasein mit der kaukasischen Menschenart glücklich bestehen, weil sie besser als die letztere den besonderen Verhältnissen ihrer Heimath, insbesondere dem Klima, angepaßt sind

Somit vereinigt die hier in ihren Hauptumrissen wiedergegebene Theorie von Häckel die Standpunkte der Polygenisten und Monogenisten in der Art, daß sie zwar eine Anzahl schon sehr frühzeitig getrennter und (namentlich vom linguistischen Standpunkte aus) scharf geschiedener Menschenarten oder Menschenstämme annimmt, aber diese alle nur als Zweige oder Ausläufer einer ursprünglichen, in grauer Vorzeit ausgestorbenen Ur- oder Stammform angesehen wissen will. Einen dem ganz ähnlichen Standpunkt nimmt Georges Bouquet, obgleich im Uebrigen einer der entschiedensten Anhänger und Vertheidiger des Polygenismus oder der Vielheit des Menschengeschlechts, in seinem schon erwähnten, geistvollen Buche über die Mehrheit der menschlichen Rassen (Paris, 2. Aufl. 1864) ein. „In der Nacht der Zeiten“, so sagt derselbe wörtlich, „lebte eine gewisse Art, weniger vollkommen als der unvollkommenste Mensch, welche in letzter Linie ihre Abstammung von jenem uranfänglichen Wirbelthier herleitet, dessen Existenz wir angenommen haben. Diese Art, ein grober Versuch dessen, was der Mensch jetzt ist, erzeugte innerhalb eines beliebig großen Zeitraum's mehrere andere Arten, deren neben einander herlaufende, aber ungleichmäßige Entwicklung diejenigen verschiedenen Menschenarten hervorgebracht hat, welche wir heute als Rassen bezeichnen. In dieser Weise würde die ganze Menschheit unter einander verwandt sein, aber nicht in einem s. g. serialen Sinne, wie die Monogenisten meinen, sondern in einem s. g. collateralen Sinne und bis zu einem Grade, den wir zu bestimmen außer Stande sind, da die s. g. prognathen (schiefzahnigen) Rassen wahrscheinlich weniger weit von diesem Typus entfernt sind, während die übrigen sich weiter davon entfernt und zu größerer Vollkommenheit entwickelt haben.“

Diese hier wiedergegebene Verschiedenheit der Ansichten bei in

der Hauptsache selbst vollständig einigen Forschern, und namentlich der soeben citirte Meinungsaußdruck eines entschiedenen Polygenisten selbst, zeigt jedenfalls, daß, wie schon erwähnt, die Frage von der Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts und seiner Abstammung ihre frühere Wichtigkeit größtentheils eingebüßt und ihre Auflösung in der höheren Einheit der Abstammungslehre überhaupt gefunden hat. Mag die Menschwerdung des Thieres in der Vorzeit ein- oder mehreremale, mag sie an einer einzigen bestimmten Vertlichkeit oder an mehreren Orten, mag sie da oder dort, mag sie gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten, mag sie in der Pliocen-, Miocen- oder Eocen-Zeit vor sich gegangen sein — für die Sache selbst haben diese Nebenfragen nur eine untergeordnete Bedeutung. Vielleicht wird die Wissenschaft niemals im Stande sein, uns darüber genügende Auskunft zu ertheilen. Aber sie wird sich deshalb den Fragern gegenüber in keinem größeren Nachtheile befinden, als die Anhänger der biblischen Schöpfungsgeschichte, wenn sie gefragt werden, ob Adam und Eva mit einem Nabel begabt gewesen sind oder nicht? ⁽⁶⁵⁾ Auch über das eigentliche Wie? der Hervorbildung eines mehr menschenartigen Wesens aus einem affenartigen Säugethier sind uns bis jetzt selbstverständlich nur allgemeine Vermuthungen oder Hypothesen gestattet, denen hoffentlich die Forschungen und Entdeckungen einer späteren Zeit mehr thatsächliche Begründung verleihen werden. • „Zu rechtfertigen“, sagt in dieser Beziehung Kollé (Der Mensch u., Frankfurt a/M. 1866), „ist die Hypothese, daß Lebensbedingungen den Eintritt der zur Bestienform zurückführenden Umbildung von Körper und Geist, welche die heutigen großen Affenarten zur Zeit des zweiten Zahnwechsels befiel, in irgend einer Weise milderten und vorweltlichen Anthropoiden ein Gepräge ertheilten, dessen menschenähnlicher Ausdruck in den kleinen rundköpfigen Affen von Südamerika uns entgegentritt.“

Diese Andeutung stützt sich offenbar auf die bekannte Erfahrung, daß die Jungen der meisten Thiere, namentlich aber der großen Affen, eine verhältnißmäßig günstigere und weniger

thierische Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, namentlich aber eine bessere Schädelbildung aufzuweisen haben, als die erwachsenen Thiere, und daß dieser Vorzug, dessen Wirkungen man auch an Negerkindern beobachtet hat, erst mit Eintritt der vollen Altersreife, in welcher die rohe Natur des eigentlichen Thieres (oder des wilden Menschen) zu ihrem vollen Rechte gelangt, wieder verloren geht. — Diese Beobachtung stimmt merkwürdig zusammen mit der von Welcker, Vogt u. A. neuerdings aufgedeckten Thatsache, daß der junge Affe mit einer Gehirngröße zur Welt kommt, welche im Verhältniß zu dem später von ihm zu erreichenden Ziel weit bedeutender ist, als diejenige des Menschen — während das menschliche Kind sich durch einen mächtigen Aufschwung innerhalb der ersten Lebensjahre schnell dem Ziele nähert, das es später zu erreichen bestimmt ist. Also bringt das Affenkind schon mit seiner Geburt eine Anlage zu höherer Entwicklung mit auf die Welt, welche Anlage ihm allerdings im weiteren Verlaufe seines äffischen Lebens alsbald wieder verkümmert wird, welche aber im Stande gewesen sein mag, sich da oder dort unter besonderen, begünstigenden Umständen bei einem oder einigen Anthropoiden der Vorwelt zu menschenartigen Charakteren fortzubilden. Diese Fortbildung kann nun ebensowohl (im Darwin'schen Sinne) ganz allmählig durch die Einflüsse der natürlichen Zuchtwahl und die damit verwandten Vorgänge geschehen sein, als auch mehr plötzlich oder sprungweise durch die hier oder da geschehene Geburt einer individuellen Varietät oder Spielart, welche sich durch besonders günstige Entwicklung wichtiger Theile oder Charaktere, z. B. Größe und Entwicklungsfähigkeit des Gehirn's, auszeichnete und mit Hülfe dieser Eigenschaft im Kampfe um's Dasein den Sieg über ihre Mitbewerber davontrug. Ähnliche Vorgänge, welche nach Owen eigentlich unter die Rubrik der Bildung der s. g. Monstra (Mißgeburten mit monströser oder übermäßiger Entwicklung einzelner Theile) zählen, sind in der Thier- und Pflanzenwelt genugsam beobachtet worden. Daß ein solcher Vorgang, soweit er den Menschen betrifft, heutzutage nicht mehr beobachtet wird, darf uns nicht Wunder nehmen, da ja, wie schon

öfter bemerkt, die heute lebenden Affenarten nur in einem mehr oder weniger nahen Verwandtschafts-Verhältniß, aber nicht in einem unmittelbaren genealogischen Zusammenhang mit dem Menschen stehen, und da namentlich die heutigen Anthropoiden nur als die letzten Endglieder eines abgeordneten Lebenszweiges angesehen werden dürfen, der bereits im Absterben begriffen ist und daher seine ehemalige Lebens- und Wiedererzeugungskraft größtentheils eingebüßt hat.*) Schon die nahe und mächtige, seit vielen Jahrtausenden thätige Wettbewerbung des Menschen mußte diesen Seitenzweig des großen Stammbaumes der Disco-Placentalien zum schließlichen Untergange zwingen. Somit bricht der Mensch selbst mit jedem Schritte, den

*) Wenn daher Herr Prof. Rudolf Virchow in einem 1870 erschienenen Vortrag über „Menschen- und Affenschädel“ unter Anführung der Oben beschriebenen Thatsachen über die Verschiedenheit in der Entwicklung von Schädel und Hirn bei Mensch und Affe bezüglich der Entwicklungstheorie zu dem etwas sonderbaren Schlusse gelangt, „daß durch eine fortschreitende Entwicklung des Affen nie ein Mensch entstehen kann“, so verkennt er ganz den eigentlichen Kern der Frage und verwechselt die individuelle Altersreise der heute lebenden Anthropoiden mit der genealogischen Entwicklung des äffischen Typus in der Vergangenheit. Kein Anhänger der Entwicklungstheorie wird es auch nur entfernt für möglich halten, daß aus der individuellen Entwicklung eines heute lebenden Affen ein Mensch werden könne, oder daß die heute lebenden Menschenrassen, welche nur die letzten Endprodukte uralter Entwicklungs-Reihen sind, an ihren Endpunkten in einander übergehen könnten. Wenn daher derselbe Herr Autor, dessen sonstige wissenschaftliche Verdienste nicht genug anzuerkennen sind, der aber in der vorliegenden Frage einen schwer zu verstehenden Standpunkt einnimmt, ein Jahr später bei Gelegenheit der Verhandlungen der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Schwerin im Jahre 1871 die merkwürdige Aeußerung that, daß er sehr zufrieden sein würde, wenn es gelingen sollte, einen schwarzen Stamm mit allen charakteristischen Attributen der arischen Rasse zu versehen und ihn zu veranlassen, weiß zu werden, oder umgekehrt — oder wenn er die fast noch merkwürdigere Bemerkung macht, daß der biblische Adam noch nicht gefunden worden sei, so sieht sich der Verfasser genöthigt, den berühmten Gelehrten an dieser Stelle zu fragen, ob er eine solche Auffindung im Ernste auch nur entfernt für möglich hält, oder ob er wirklich an die Möglichkeit der Umwandlung einer fertigen Menschen-Rasse in eine andre glaubt? Wer die faktische Aufzeigung solcher Möglichkeiten als Beweise verlangt, thut dieses offenbar nur, um seine individuelle Abneigung gegen eine neue und nicht zu bestreitende Wahrheit unter anscheinend wissenschaftlichen Formen zu verbergen; oder er gleicht einem partheyischen Richter, welcher durch Zuschiebung unmöglicher Beweismittel die eine Parthey der andern gegenüber in Nachtheil zu bringen sucht.

er auf der großen Stufenleiter des Fortschritts und der Civilisation vorwärts thut, hinter sich ein Stück jener Brücke ab, welche ihn ehemals mit der Thierwelt verband, bis er zuletzt auf scheinbar einsamer Höhe und weit getrennt von allen übrigen Creaturen sich als Herrscher der Welt fühlt und in seinem Uebermuth ver-
 gift, daß seine erste Wiege, ähnlich derjenigen des Stifter's der christlichen Religion, einstmals in einem Stalle oder an einem noch niedrigeren Orte gestanden hat. Nichtsdestoweniger oder gerade deshalb aber kann es zur Erkennung unsres eignen Selbst oder der wirklichen Stellung des Menschen in der Natur kaum ein besseres Mittel geben, als das möglichst genaue Studium jener unsrer thierischen Vettern oder Verwandten, welche das Unglück (oder Glück) hatten, auf der Stufenleiter des Fortschritts einen Weg einzuschlagen, der ihre Gattung nach verhältnißmäßig kurzem Dasein zum Untergange führt. Und Nichts überrascht uns bei jenem Studium mehr, als die wahrhaft wunderbaren Züge weitgehender Intelligenz und außerordentlicher Gewöhnung an menschliche Zustände und Bedürfnisse, welche wir bei jenen Thieren, namentlich aber bei deren Jungen oder Kindern, antreffen. Mit diesem Studium schwindet daher auch, wenigstens theilweise, jenes (wissenschaftlich gewiß sehr ungerechtfertigte) Gefühl von Ekel oder Abscheu, mit welchem wir bisher jene Thiere zu betrachten und gewissermaßen als Fragen oder Zerrbilder unsres eignen Selbst von uns zu stoßen uns gewöhnt haben. Dieses Gefühl (entstanden in einer Zeit der Unwissenheit und genährt durch falsche und einer wirklichen Kenntniß der Natur entbehrende philosophische Theorien) gleicht jenem Gefühl, welches z. B. wilde Völker dazu treibt, ihre eignen Verwandten oder ihnen nahestehende Stämme mehr zu verabscheuen und mit größerem Haß zu verfolgen, als ihre weißen Feinde oder Unterdrückter, oder welches überhaupt unter den nächsten Blutsverwandten oft eine grimmigere Feindschaft erzeugt, als zwischen ganz Fremden. Wir betrachten einen Löwen mit Bewunderung, ja mit einem gewissen Gefühl von Ehrfurcht und sehen ihn als den König der Thiere an, obgleich er als solches weit

unter dem Affen steht, der, wenn er auch nicht unser nächster thierischer Verwandter wäre, schon wegen seiner Intelligenz, seiner Gelehrigkeit, seiner Schlaueit, seiner rührenden Anhänglichkeit, seiner Annäherung an die menschliche Gestalt und an menschliches Betragen u. s. w. einen viel größeren Anspruch auf unsere Sympathie oder Theilnahme zu machen hätte, als jedes andere Thier. Die Berichte und Erzählungen zuverlässiger Reisenden und Beobachter, welche dieses beweisen, sind zahllos; und erst kürzlich wieder hat der berühmte englische Reisende und Naturforscher A. R. Wallace einen äußerst interessanten und belehrenden Bericht dieser Art über einen jungen Drang abgestattet, den er Gelegenheit hatte, sehr genau zu beobachten (*). Ueberhaupt ist ja, wie genugsam bekannt, das geistige oder Seelenleben der Thiere bisher viel zu sehr unterschätzt oder falsch gedeutet worden, weil unsre Schreiberlich-Philosophen nicht von einer unbefangenen, vorurtheilsfreien Beobachtung und Würdigung der Natur, sondern von philosophischen Theorien ausgingen, welche die wirkliche und wahre Stellung des Menschen, wie des Thieres in der Natur, gänzlich verkannten. Seitdem man aber angefangen hat, einen andern Weg einzuschlagen, hat man alsbald erkannt, daß das Thier in geistiger, wie in moralischer und künstlerischer Beziehung weit höher zu stellen ist, als man bisher annahm, und daß die Keime und ersten Anfänge aller, auch der erhabensten Seelenfähigkeiten des Menschen, in niederen Regionen bereits vorhanden und unschwer nachzuweisen sind. *) Der Vorzug des Men-

*) Es würde dem Verfasser sehr leicht fallen, diese Behauptung auch thatsächlich und durch zahllose Beweisstücke zu erhärten, wenn der Raum des Buches dieses erlauben würde. Da dieses nicht der Fall ist, so erlaubt er sich, den Leser auf die vielen, neuerdings veröffentlichten Schriften und Beobachtungen über diesen Gegenstand, sowie auf seine eignen, darüber in früheren Schriften gegebenen Ausführungen, endlich aber auch auf einen noch zu veröffentlichenden Aufsatz über Thierseelen in dem II. Bande seiner „Physiologischen Bilder“ zu verweisen. In diesem Aufsatz wird durch zahlreiche und gut verbürgte Beispiele und Thatfachen gezeigt werden, daß die geistigen Thätigkeiten, Fähigkeiten, Gefühle und Neigungen des Menschen bis zu einem fast unglaublichen Grade in der Thierseele bereits vorgebildet und vorhanden sind. Liebe, Treue, Dankbarkeit, Pflichtgefühl, Religiosität, Gewissenhaftigkeit, Freundschaft und höchste Aufopferung, Mitleid, Gefühl von Recht oder Unrecht, aber auch Eolz,

schen vor dem Thier ist daher mehr ein relativer, als ein absoluter, d. h. er besteht hauptsächlich in der größeren Vervollkommnung und vortheilhafteren Ausbildung der mit den Thieren gemeinsamen Züge, indem alle Fähigkeiten des Menschen in der Thierwelt gewissermaßen prophetisch vorgebaut und in ihm selbst durch natürliche Auswahl weiter entwickelt sind. Alle s. g. spezifischen Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier werden bei genauerer Betrachtung hinfällig, und selbst die für die charakteristischsten gehaltenen Attribute der Menschlichkeit, wie geistige und moralische Eigenschaften, aufrechter Gang und freier Gebrauch der Hand, menschliche Physiognomie und artikulierte Wortsprache, gesellschaftliches Wesen und Sinn für Religiosität u. s. w. u. s. w., verlieren ihren Werth oder werden relativ, sobald man sich zu eingehenden und auf Thatfachen gestützten Vergleichen herbeiläßt und dabei nicht bloß, wie gewöhnlich, den höchstgebildeten Europäer, sondern auch jene dem Thiere näher stehenden Menschen und Menschenarten in das Auge faßt, welche keine Gelegenheit hatten, sich aus dem rohen Ur- und Naturzustande zu der Stufe des civilisirten Menschen emporzuarbeiten. Bei solchem Studium wird man denn alsbald, ganz so wie bei dem Studium der Thierseele, ganz andere Dinge erfahren, als diejenigen, welche die Schreibstuden-Gelehrten in ihrer hohen und hohlen Weisheit uns bisher glauben zu machen bemüht waren, und wird sich bald überzeugen, daß das menschliche Wesen in seiner tiefsten Erniedrigung oder auch in seinem rohesten Urzustande so

Eifersucht, Haß, Heimtücke, Hinterlist, Rachegefühl, Reueerde u. s. w. kennt das Thier ebensowohl, wie berechnende Ueberlegung, Klugheit, höchste Schlaubeit, Voraussicht, Sorge für die Zukunft u. s. w.; ja selbst die dem Menschen gewöhnlich allein zugeschriebene Gourmanderie ist ihm eigen. Es kennt und betreibt auch die Grundsätze und Einrichtungen von Staat und Gesellschaft, von Sklaverei und Rangordnung, von Hauswirtschaft, Erziehung und Krankenpflege; es macht die wunderbarsten Bauten von Häusern, Höhlen, Nestern, Wegen und Flußbau; es hält Versammlungen, gemeinschaftliche Berathungen und selbst Gerichte über Schuldige ab; es trifft die genauesten Verabredungen mit Hilfe einer ausgebildeten Laut-, Zeichen- und Geberdensprache und ist mit einem Worte ein ganz anderes Wesen, als die Mehrzahl der Menschen weiß oder auch nur ahnt.

nahe an die Thierwelt streift, daß man sich unwillkürlich fragt, wo denn eigentlich die Grenze zu ziehen sei? Wer sich daher ein Urtheil über das wahre Wesen des Menschen oder über dessen wirkliche Stellung in der Natur bilden will, darf nicht, wie unsere Herren Philosophen und angeblichen „großen Denker“ zu thun pflegen, *) nur sein eignes, kleines Selbst im Spiegel eitler Selbstüberschätzung und ohne jede Rücksicht auf dessen uralte Entstehungs- und Entwicklungs-geschichte betrachten und daraus ein klägliches Conterfei eines philosophischen Mustersmenschen abstrahiren; sondern er muß mit voller Hand in das Leben und in die Natur selbst hineingreifen und aus den zahllosen, dort in reichlichster Fülle strömenden Quellen der Erkenntniß schöpfen. Nirgendwo fließen diese Quellen reicher und üppiger, als in den zahllosen Berichten der Reisenden nach fremden Ländern über die dort angetroffenen wilden Menschen und Völker und in jenen schmucklosen Erzählungen, welche uns oft mit wenigen Worten einen tieferen Blick in die menschliche Natur und deren nahe Verwandtschaft mit der großen Gesamtnatur thun lassen, als das Studium der dickeleibigsten Bände unserer Stubengelehrten. Alle Definitionen der gelehrten Herren, alle ihre Sätze und Aufstellungen, alle ihre Ableitungen aus dem angeblich von ihnen gefundenen und s. g. „obersten Grundsatz des Wissens“ zerschellen an der Macht dieser einfachen Thatsachen, wie schillernde Seifenblasen an den Gegenständen, auf die sie treffen. Gibt es doch Menschen und Völker und menschliche Zustände auf dieser Erdoberfläche, welche sich durch eine solche Abwesenheit Alles dessen auszeichnen, was der gebildete Europäer als ewiges und unentbehrliches Attribut des Menschen anzusehen sich gewöhnt hat, daß man bei Mittheilung der darauf bezüglichen Berichte mehr Fabeln, als Wirklichkeit zu hören glaubt. Diejenigen, welche in der s. g. Moralität oder

*) Sie beziehen den Namen „Denker“, wie *lucus a non lucendo*, nicht vom Denken, sondern sehr häufig vom Nichtdenken, sind aber nichtsdestoweniger anmaasend genug, Diejenigen, welche ihre sadenscheinige Blöße aufdecken und sich an ihrem leeren Wortschwall nicht genügen lassen, dem Publikum als „denkfaule Materialisten“ zu denunciren.

in der höheren Vernunftthätigkeit die auszeichnende Eigenschaft des Menschen und menschlichen Wesens zu erblicken glauben, werden bei genauerer Kenntnisaufnahme jener Menschen und menschlichen Zustände ihre Meinung ebensowenig durch die Thatfachen bestätigt finden ⁽⁶⁷⁾, wie jene, welche den absoluten Vorzug des Menschen vor dem Thier in seinem Familienleben und in der Einrichtung der f. g. Ehe ⁽⁶⁸⁾ oder in seinem gesellschaftlichen Wesen ⁽⁶⁹⁾ oder in seiner Schaamhaftigkeit ⁽⁷⁰⁾ oder in seinem Gottesglauben ⁽⁷¹⁾ oder in der Kunst des Zählens ⁽⁷²⁾, oder aber darin zu finden meinen, daß er allein Werkzeuge gebrauche ⁽⁷³⁾, oder daß er allein den Gebrauch des Feuers kenne und sich desselben zum Kochen der Speisen bediene ⁽⁷⁴⁾, oder daß er allein Kleider trage ⁽⁷⁵⁾, oder daß er allein den Selbstmord ausübe ⁽⁷⁶⁾, oder daß er allein den Grund und Boden bebaue ⁽⁷⁷⁾ u. s. w. u. s. w.

Selbst die artikulierte oder gegliederte Wortsprache, welche gewiß als die auszeichnendste Eigenschaft des Menschen geltend gemacht werden kann und welche ihn in Anlehnung an die bessere Entwicklung des Kehlkopfs, der Sprachorgane und des Gehirns und in Gemeinschaft mit dem aufrechten Gang und dem verbesserten oder veränderten Gebrauch der Hände eigentlich erst zum Menschen gemacht hat*), ist nur das Resultat aus einer ganzen Reihe langer und mühseliger Entwicklungsstufen und findet sich bei manchen wilden Völkern in einem Zustande der Rohheit und

*) Daß die Sprache eines der gewaltigsten Mittel der Menschwerdung gewesen ist und ebenso sehr zur Ausbildung des Geistes beigetragen hat, wie dieser zur Ausbildung der Sprache, kann keinem Zweifel unterliegen. Sprechen und Denken ergänzen und vervollkommen sich gegenseitig; daher auch das griechische „λόγος“ ebensowohl „Rede“ wie „Vernunft“ bedeutet, und das Wort „dumm“ im Gothischen gleichbedeutend mit „stumm“ ist. — Daß die höheren Affen trotz des Bestehens ähnlich gebauter Stimm-Organen, wie der Mensch, nicht reden, erklärt sich aus der mit geringerer Gehirn-Entwicklung parallel gehenden geringeren Entwicklung der Intelligenz. Auch viele Vögel singen nicht, obgleich sie Singorgane besitzen; und besitzen z. B. (nach Darwin) Krähe und Nachtigall ganz ähnlich gebaute Stimm-Organen. Uebrigens gehört zum artikulirten Sprechen physiologischerseits auch ein sehr entwickeltes Taftgefühl und große Beweglichkeit der Zunge, welches die Thiere in der Regel nicht besitzen.

Unvollkommenheit, daß sie kaum Sprache im menschlichen Sinne genannt werden kann (78). Hielt man ehemals die Sprache des Menschen für etwas demselben Angeborenes und Anerschaffenes und schon bei seiner ersten Entstehung in einem gewissen Grade der Ausbildung Vorhandenes, so haben die neueren Untersuchungen der Sprachforscher von dem Allem das Gegentheil gelehrt und gezeigt, daß die Sprachen, ebenso wie die Arten, etwas langsam und ganz allmählig im Laufe der Jahrtausende aus einfachen Anfängen Gewordenes und Entstandenes sind (79). Und gewiß ist der Eifer, mit dem sich gegenwärtig die Gelehrten aller Orten dem wichtigen Problem von der Entstehung der Sprache zuwenden und ihre Theorien über diese schwierige Frage aufstellen, der beste Beweis dafür, daß man von jenem Vorurtheil zurückgekommen ist und sich in dem instinktiven Bewußtsein, daß die Sprache im Menschen allmählig aus rohesten Anfängen sich entwickelt haben muß, nach Aufklärung über die Art und Weise eines solchen Vorganges und über die ersten Versuche des sprechenden Menschen, seinen Gedanken und Empfindungen einen geordneten Ausdruck in zusammengesetzter Rede zu geben, sehnt. Denn gewiß war der früheste Mensch einer solchen geordneten Rede ebenso unfähig, wie es auch heute noch das Thier und zum Theil der wilde Mensch ist. Kann doch nach Westropp (Ueber den Ursprung der Sprache) der früheste Urmensch nicht anders, denn als ein stummes oder sprachloses Wesen angesehen werden, das erst nach und nach, grade so wie auch heute noch das Kind, lernte, seinen Gefühlen und Bedürfnissen bestimmte Ausdrücke zu verleihen; und die Zeit muß sehr lange gedauert haben, in welcher der Mensch nur durch Geberden und unartikulierte Laute seine Bedürfnisse auszudrücken im Stande war. Es liegt darin nichts mehr Entwürdigendes, als in dem Umstand, daß wir selbst einst Kinder waren, „quäend und schreiend auf der Amme Arm“. (Shakespeare.) Die artikulirte Sprache ist nur eine langsame und stufenweise Erwerbung, welche von den rohesten Anfängen zu ihrer jetzigen Vollendung stufenweise emporsteigt und, wie jedes andre Ding, seinen Anfang, sein Wach-

thum, seine Entwicklung, seinen Fortschritt, seine Reife und schließlich auch seinen Verfall hat. Sie hat sich ebenso nothwendig und nach ebenso bestimmten Gesetzen entwickelt, wie Körper und Geist des Menschen selbst, und ist zuerst entstanden aus jenen unartikulirten Lauten oder Schreien von Freude, Schmerz, Kummer, Vergnügen, Bedürfnis u. s. w., wie sie auch das Thier kennt (⁸⁰). Alles Weitere gehört bereits der Stufe der Entwicklung an.

Was nun diese Entwicklung selbst anbelangt, so mögen Anfangs nur s. g. Empfindungs- oder Gefühlslaute gebildet worden sein, während sehr bald darnach auch s. g. Nachahmungslaute oder Ahmlaute (Onomatopöe), wobei Töne der äußeren Natur, s. g. Naturlaute, nachgeahmt wurden, hinzukamen und dazu beitrugen, den dürftigen Wortschatz zu vermehren. Daher gibt es auch in allen Sprachen, so viele und verschiedene deren sein mögen (man zählt über die ganze Erde ungefähr dreitausend Sprachen) eine nicht geringe Anzahl gleichbedeutender und auch mehr oder weniger gleichlautender Worte. So ist nach William Bell (Ueber den Ursprung der Sprache) z. B. das Wort loh eine einsylbige Wurzel für die Bezeichnung von Licht, Flamme u. s. w., welche sich in einer Menge von Sprachen gleicherweise vorfindet und entstanden ist aus dem einfachen Ausruf: Oh!, dem ein L oder eine Lippenbewegung vorangesetzt wurde. Lange Zeit hindurch bestand die Sprache nur aus solchen einsylbigen Worten, während nach und nach die mehrsylbigen entweder durch Verdoppelung des einfachen Lautes, wie in den Worten Marmor, Papa, Purpur u. s. w., oder durch s. g. Agglutination, d. h. Anklebung, entstanden.

Beispiele für Ahm- oder Nachahmungslaute sind die Worte „Baa“ für Schaaf oder „Muh“ für Kuh u. dgl., oder Worte, wie „Wind“, „Blitz“, „Wisch“, „rasch“, „quaden“, „miauen“, „gadern“, „kreischen“ u. s. w.

Auch der einfache Empfindungslaut wurde von den Genossen nachgeahmt und so allmählig zu einem festgesetzten Verständigungszeichen für die Empfindung selbst. Während daher der Empfin-

dungslaut anfangs nur ein unwillkürlicher Begleiter der Empfindung war, trat er später als unabhängig von dem ihn tragenden Gefühle auf und wurde aus einer Empfindungsausäußerung ein Empfindungszeichen, welches, statt von der Empfindung hervorgezungen zu sein, vielmehr selbst dieselbe hervorzurufen bestimmt war. „Die Entstehung des Bewußtwerdens von dem Unterschiede des Lautes und der Empfindung“, sagt J. Bleek (Ueber den Ursprung der Sprache, Weimar 1868), „dies sich Festsetzen des Lautes als eignes Wesen, das von der ihn ergreifenden Willens-thätigkeit so zu ihrem Werkzeuge umgestempelt wird — das ist der erste Ansatz zur Menschwerdung.“

Da nun in den meisten Fällen das Empfindungsleben lautlos ist und in der Regel nur der kleinste Theil desselben lautlich sich geltend macht, so ist leicht einzusehen, wie schwierig und langsam die Wechselwirkung zwischen Wort und Empfindung zum allmäligen Entstehen der Sprache und des an sie geknüpften Bewußtseins Anlaß geben mußte. Die erste Stufe eines gegenseitigen Verkehrs durch Wort oder Rede bestand daher (nach Bleek) darin, daß Einer, der von einer gewissen Stimmung ergriffen war, für die man ein Wort kannte, dieses Wort ausstieß; und die erste Phase der Existenz des Wortes als solches fand statt, als der Empfindungslaut nicht als solcher hervorgebracht, sondern willkürlich angewendet wurde, um die ihn begleitende Empfindung oder die bei dem Genossen gemuthmaßte entsprechende hervorzurufen. In der zweiten Phase setzte sich durch den öfteren Gebrauch der einzelne Laut fest als conventionelle Vermittlung der durch ihn angedeuteten Empfindung und wich nach und nach von der ursprünglichen Bedeutung immer mehr ab. Zugleich entstanden durch das Bedürfniß, gemischte Empfindungen auszudrücken, auch gemischte oder zusammengesetzte Laute oder Worte und Mischungen ganzer Laut-Complexe.

Im dritten und letzten Stadium der ersten oder Anfangsperiode der Sprachbildung hatten sich auf diese Weise durch die Verbindung bekannter Wörter schon Ausdrücke für eine ganze An-

zahl von Stimmungen des Gemüthes gebildet, die früher von keinen Empfindungslauten begleitet und daher auch in den früheren Stadien nicht durch Worte ausdrückbar waren. Gegenseitige Verschmelzung einzelner, vorher getrennter Laute oder Worte that dann das Weitere zur Entstehung neuer Worte, welche sich nach und nach in Form sowohl wie Bedeutung immer mehr von den ursprünglichen Aeußerungen des bloßen Gefühlslebens entfernten und Anlaß zur Weiterentwicklung der eigentlichen Sprache gaben. Diese Weiterentwicklung gehört (nach Bleek) nicht mehr der Frage nach dem Ursprung der Sprache, sondern bereits der Sprachgeschichte selbst an, indem mit der Entstehung des Wortes und seiner lautlichen wie begrifflichen Scheidung von dem ursprünglichen Empfindungslaut jene Frage bereits erledigt ist.

Dieser Art der Erklärung schließt sich im Wesentlichen auch der bekannte Zoolog Dr. Gustav Jäger an, der die Sache hauptsächlich vom thierkundigen Standpunkte aus auffaßt und den engen Zusammenhang zwischen thierischer und menschlicher Lautäußerung nachzuweisen sucht. Dieser Zusammenhang ist nach ihm ein so inniger, daß eine Aufhellung der Frage von der Sprachentstehung ohne genaues Studium der Thiersprache nicht möglich ist. Die Sprache im allgemeinsten Sinne war nach Jäger schon lange erfunden, ehe es Menschen gab; denn der in der Thierwelt so weit verbreitete Paarungsruf ist schon Sprache. Noch höher als der Paarungsruf steht der aus dem letzteren durch Nachahmung entstandene Lockruf oder Lockton, der bereits verschiedener Modificationen fähig ist und sowohl Angst, wie Freude, Befriedigung oder Warnung auszudrücken vermag. Tiefer als beide steht der einfache Empfindungslaut, der gewöhnlich bei Thieren nur bei starken Affecten, wie Todesangst, Zorn, Schmerz u. s. w., aufzutreten pflegt. Manche Thiere verfügen überhaupt nur über diese zwei oder drei Laute, während wieder andere einen verhältnißmäßig sehr reichen Sprachschatz besitzen. Am complicirtesten ist die Sprache der Vögel, welche dem Menschen höchst wahrscheinlich als Lehrmeister gedient haben.

Somit war nach Jäger die Ursprache des Menschengeschlechts nur eine s. g. Natursprache, ähnlich derjenigen der Thiere und ähnlich der Geberdensprache der Wilden, der Taubstummen, der Ballet-Mimit, während unsere heutigen s. g. conventionellen oder Umgangssprachen nur auf einer Fortentwicklung der Ur-Natursprache beruhen. Dem Entstehen der eigentlichen Menschensprache ging übrigens nach demselben Autor eine aphonische oder stumme, mehr der Reception oder Aufnahme gewidmete Periode voran, so wie auch die dem Menschen so nahe stehenden Affen auffallend aphonisch, aber sehr receptiv oder neugierig sind — und lange Zeitläufte mögen verstrichen sein, bevor beim Gebrauch bloßer Geberdensprache der sprachlose Urmensch der Vorzeit (der Alalus Häckels) seine Vorstellung von den Dingen der Außenwelt so weit verarbeitet hatte, um endlich mit Hilfe der mittlerweile allseitig differenzirten Organe der Stimm- und Sprachbildung und mit Hilfe des geselligen Fortschritts der Geberde die Lautäußerung, das Wort hinzuzufügen. Durch Gewohnheit, Vererbung, u. s. w. bildete sich dann endlich ein Sprachbau, der mit dem wachsenden Vorstellungsvermögen und dem daraus entspringenden Begriffs-Reichthum sich bei einigen bevorzugten Rassen stetig erweiterte, während er bei andern wieder stehen blieb oder selbst einen Weg zur Rückbildung antrat.

Wie wenig aber eine absolute Trennung zwischen Thier- und Menschensprache möglich ist, beweist schon der Umstand, daß so viele jener allgemeinen Ideen, die gebildeten Völkern durch den Reichthum und die Fortentwicklung ihrer Sprache ganz geläufig geworden sind, wilden Völkern so fremd erscheinen, daß sie nicht einmal Ausdrücke dafür besitzen. Wie kann man daher dem Thiere zum Vorwurf machen wollen, daß es anderer, noch einfachere Beziehungen ausdrückender Ideen entbehre, während doch unter den Menschen selbst schon so große Unterschiede der Ideen- und Sprachbildung angetroffen werden! —

Ganz allmählig wie die Sprache und geleitet von äußerer Anschauung entstand auch die Schrift. So repräsentirte (nach

D'Assier: Naturgeschichte der Sprache, Paris, 1868) das erste chinesische Alphabet alle Begriffe durch bestimmte Bilder. Ein großer Kreis bedeutete die Sonne; ein kleiner den Begriff „Sterne“; ein Kreuz stellte den Mond dar. Auch stimmen die frühesten chinesischen Hieroglyphen fast ganz mit den ägyptischen überein, weil die erste sinnliche Anschauung der äußeren Natur überall die gleiche war. Die Peruaner stellten die Ankunft der Spanier in Amerika durch einen gegen das Ufer schwimmenden, feuerspeienden Schwan dar, wobei die Farbe des Thieres die Farbe der Fremden, sein schwimmender Leib das Schiff und sein Feuer das Feuegewehr der Spanier bedeuten sollte. Der Uebergang von diesem s. g. Rebus oder der Hieroglyphik (in welcher z. B. der Begriff der „Nacht“ durch eine Eule oder ein verfinstertes Kreuz ausgedrückt wird) zum eigentlichen Alphabet geschah sehr langsam und hat sich bei manchen Völkern (Chinesen, Mexikanern) gar nicht vollständig vollendet. Zwischen beiden liegt noch die Zwischenstufe des s. g. Syllabismus, so daß Hieroglyphik, Syllabismus und Buchstaben die drei aufeinanderfolgenden Phasen der Schrift bilden, deren Uebergänge und Vermischungen in den Schriftwerken der Aegypter z. B. sehr leicht zu erkennen sind.*) —

*) H. Brugsch bezeichnet in einem Vortrag „Ueber Bildung und Entwicklung der Schrift“ (Berlin 1868) als erstes und frühestes Stadium der Schrift die Malerei oder das Eintragen, Einritzgen der Umrisse gesehener Gegenstände, wie es uns die mit solchen Umrisen versehenen Knochen- und Schieferstücke der ältesten Höhlenbewohner zeigen; daher in unserem heutigem Wort „schreiben“ noch der Begriff des Schrabens, Schraffirens u. s. w. ausgedrückt ist. Die zweite Stufe bezeichnet die s. g. Bilderschrift, wobei mehrere solcher Gegenstände oder Bilder zusammengestellt wurden, um einen bestimmten Zusammenhang auszudrücken, während die dritte Stufe oder die Lautschrift eine Anzahl conventioneller Zeichen und Bilder erfindet, von denen jedes eine besondere Bedeutung hat, welche erlernt werden muß, z. B. Weinflasche für Wein, Auge für Aug' u. s. w. Endlich entstanden aus diesen Lautwerthen oder Syllbenzeichen die eigentlichen Buchstaben und damit das Alphabet, welches die Höhe vollkommenster Schrift repräsentirt und dem Vorschreiten der Cultur unberechenbare Dienste geleistet hat. Erfunden wurde dasselbe von den Aegyptern, weiter ausgeführt und verwendet von den Phöniziern,

Nachdem so im Vorstehenden mit Hilfe unterrichteter Gewährsmänner und gewissermaassen an der Hand der Forschung selbst sogar die menschliche Sprache — dieses wichtigste Attribut des Menschen und seiner Menschlichkeit, dieses vornehmste Hilfsmittel seines geistigen Fortschritts und das hervorragendste Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Thier — als Produkt allmältiger, langsamer Entwicklung erkannt und eingesehen wurde, daß auch sie nur als eine Fort- und Herausbildung, als eine höhere Entwicklungsstufe der in der Thierwelt bereits vorhandenen Anlagen und Fähigkeiten angesehen werden kann; nachdem dieses geschehen ist, scheint dem Verfasser auch die letzte Schwierigkeit beseitigt, welche der Anwendung des großen organischen Entwicklungs- und Fortschritts-gesetzes auf den Menschen und der Annahme seiner thierischen Abstammung noch im Wege stand. Damit ist denn auch das Licht wissenschaftlicher Erkenntniß über eine Frage verbreitet, welche bisher aller Anstrengungen der Forscher zu spotten schien, und der Anfang zu einer weltbewegenden Umwandlung der Geister im Sinne des philosophischen Realismus gemacht — in Folge deren die Stellung des Menschen in der Natur und sein Verhältniß zu der ihn umgebenden Welt oder die Beantwortung der Frage „Wer sind wir?“ ganz anders und unendlich mehr der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechend aufgefaßt werden muß und wird, als dieses bisher der Fall war. Diejenigen, welche einem solchen Resultate gegenüber sich immer noch nicht von den Vorurtheilen der Vergangenheit frei zu machen im Stande sind und sich lieber als Abkömmlinge eines Lehmklumpens erblicken möchten, dem Gott

und verbreitete sich von da zu allen Völkern des Mittelmeeres und bis auf die heutige Zeit. Und heute noch sind wir im Stande, den Ursprung unserer Buchstaben, die keine willkürlich erfundenen Zeichen sind, bis auf die frühesten Anfänge menschlicher Gesittung zurückzuführen und nachzuweisen, wie z. B. unser A aus dem Bilde des Adlers, unser L aus dem Bilde des Löwen, unser G oder S aus dem Bilde eines gehenkeltten Gefäßes, unser F aus dem Bilde der Hornschlange, unser D aus dem Bilde einer ausgestreckten Hand mit darüber ragendem Daumen u. s. w. u. s. w. entstanden sind.

vor Zeiten Leben und Odem eingeblasen, denn als letzte Endprodukte eines natürlichen organischen Entwicklungs- und Fortschrittsprocesses, mögen sich mit den Worten Laparède's trösten, welcher sagt: „Il vaut mieux, d'être un singe perfectionné, qu'un Adam dégénéré“*), oder mit den Worten B. Cotta's, welcher in seiner „Geologie der Gegenwart“ äußert: Unsere Vorfahren können uns sehr zur Ehre gereichen. Viel besser aber noch ist es, wenn wir ihnen zur Ehre gereichen!“ Sie mögen endlich bedenken, daß der menschliche Fortschritt, den wir ja Alle wünschen, im Sinne der Entwicklungstheorie ein naturgesetzlicher und daher ein ewiger und unaufhaltbarer ist — vorausgesetzt natürlich, daß der Mensch die ihm von der Natur verliehenen Kräfte und Fähigkeiten nicht brach liegen oder verkümmern läßt, sondern zur stetigen Verbesserung seiner Lage und seiner Stellung gegenüber der Natur — in materieller, wie in geistiger, in physischer, wie in politischer, socialer und moralischer Hinsicht — benutzt, oder verwerthet. Diesen Fortschritt und Entwicklungsgang der Zukunft in natürlicher, wie in künstlicher Beziehung nach Maaßgabe der Vergangenheit und natürlicher Wahrscheinlichkeit, wenigstens in seinen größten Umrissen, zu beleuchten und festzustellen, soll, soweit dieses die schwachen Kräfte des Verfassers erlauben, Aufgabe des dritten und letzten Abschnittes dieses Buches sein; dieser Abschnitt soll und wird, soweit dieses überhaupt als möglich erscheint, der Zukunft des Menschen und des Menschengeschlechts physiologisch und moralisch gewissermaßen ihr Prognostikon stellen! „Denn“, sagt J. Bleek (a. a. O.), „der Weg, den wir schon zurückgelegt, und die Vergleichung dessen, was wir erreicht haben, mit dem, was wir verlassen und wovon wir ausgingen, berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen in Bezug auf das, was unser Geschlecht möglicherweise noch erreichen kann.“

*) „Besser ein veredelter Affe, als ein entarteter Adam!“

Wohin gehen wir?

(Zukunft des Menschen und des Menschengeschlechts.)

„Das Oberrecht des Menschen liegt in seiner Uebergerzeugung, daß es keine höheren Zwecke geben könne, als diejenigen der Menschheit, in denen die Fortbildung der Erde aufsteht.“

Rabenhausen:
318.

„So lange die thierische Natur im Menschen vorwaltet, werden Klima und Dertlichkeit unbeschränkt ihren Einfluß üben und wie in der Pflanzen- und Thierwelt die größte Mannichfaltigkeit der Bildungen hervorbringen. Mit dem Erwachen der Intelligenz jedoch beginnt eine Thätigkeit, die auf gleiche Weise in den verschiedensten Ländern den Menschen von dem Zwange der Natur zu befreien strebt, bis endlich auf den höchsten Stufen der Kultur die edlere menschliche Gesellschaft nicht nur in Nahrung, Kleidung und Wohnung übereinstimmende Gewohnheiten angenommen hat, sondern auch durch ein gleiches Denken, Fühlen und Streben jene höhere Einheit der menschlichen Natur beweist, die, wenn sie auch nicht im ersten Ursprunge unsres Geschlechtes schon vorhanden war, uns doch, was viel wichtiger ist, als das glänzende Ziel der menschlichen Entwicklung entgegenleuchtet.“

Chaaffhausen:
Die Lehre Darwin's und die Anthropologie.

„Denn sobald wir es einmal recht begriffen haben, daß das individuelle Leben und Wirken in Wirklichkeit nur ein kleiner Bruchtheil des großen, ewigen Lebens der Menschheit ist, und daß nur in und durch die Theilnahme an dem letzteren der einzelne Mensch wirklich lebt und, wie wir hoffen dürfen, ewig lebt — dann erscheint die Anstrengung des allgemeinen Besten nicht mehr als eine schwer zu erfüllende Pflicht, sondern als eine Nothwendigkeit unsrer Natur, der wir um so weniger widerstehen können, je mehr wir das wahre Wesen der Dinge erschaut haben. Und in Wahrheit ist es das Gefühl eines solchen Verhältnisses, was die große Lebensquelle aller edlen und guten Bestrebungen ist. Nicht die Furcht ewiger Verdammniß, noch die Hoffnung einer individuellen Seligkeit sind wirklich vermögend, als wahrhaft rettende Ideen den Menschen zu höherem Dasein zu heben; selbst wenn wir davon absehen, daß jeder dieser beiden Grundlehresätze des vulgären Dogmatismus doch eigentlich nur die raffinierte Selbstsucht zum Hebel ihrer Ethik macht.“

J. Meel:
Ueber den Ursprung der Sprache.

Das große Geheimniß des Menschen-Daseins, wie der Menschen-Entstehung, an dem so viele Generationen ihre Kräfte vergeblich erschöpft haben, ist, wie es dem Verfasser scheint, durch die in den beiden ersten Abtheilungen dieses Buches gegebenen Aufklärungen über die Stellung des Menschen in der Natur, sowie über seine natürlichen Beziehungen zur Gesamtheit der Dinge, gelöst!! Oder welche weiteren Aufklärungen wollte oder könnte man in dieser Beziehung noch verlangen? Eine Einsicht in den Proceß der Menschwerdung, in das natürliche Wie? der Entstehung und Fortentwicklung des Menschen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart ist Alles, was man vernünftigerweise von der menschlichen Wissenschaft erwarten darf. Denn das Wie? oder Wo- durch? ist die einzige Frage, welche uns überhaupt nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung an die Natur und an die Wesenheit der Dinge zu stellen erlaubt ist, während das Warum? eine thörichte Frage ist, welche über uns selbst hinausgeht und daher niemals von uns beantwortet werden kann. Wollten wir fragen, warum der Mensch da sei, so wäre dieses gleichbedeutend mit der Frage, warum alle übrigen Dinge, warum das Universum, warum das Dasein überhaupt da sei? Daß wir auf solche Fragen eine genügende Antwort nicht erwarten dürfen, liegt auf der Hand. Das Dasein, sowohl das individuelle, wie das allgemeine, ist einfach eine Thatsache, die wir als solche hinnehmen und uns gestehen müssen, daß, da dasselbe nach den Gesetzen der Logik wie nach der Erfahrung als in Raum und Zeit end- und anfanglos

angesehen werden muß, von einer bestimmten Ursache oder Verursachung desselben, von einem Warum? überhaupt nicht die Rede sein kann. — Etwas ganz anderes ist es dagegen, sobald wir das Wie? in das Auge fassen und uns die Frage vorlegen, in welcher Weise die einzelnen aufeinanderfolgenden Erscheinungen der Natur und des Daseins untereinander nach dem unverbrüchlichen Gesetze von Ursache und Wirkung verknüpft oder zusammengehalten sind. Hier hat uns nun, wie gesagt, die Wissenschaft unsrer Tage die großartigsten und unerwartetsten Aufschlüsse geliefert und gezeigt, daß das ganze große Geheimniß des Dasein's, vor Allem aber des f. g. organischen Dasein's, in allmäliger und stufenweiser Entwicklung beruht. In dem an sich so einfachen Vorgange der Entwicklung ruht die einfache Lösung aller jener verwickelten Geheimnisse, welche die bisherige Menschheit nicht ohne die Zuhülfenahme außer- oder übernatürlicher Mächte glaubte lösen zu können. Diesem Vorgange in seinen Einzelheiten und seinen zeitlichen, wie räumlichen Phasen nachzuspüren und damit jenen unzerreißbaren Faden immer genauer kennen zu lernen, welcher den Menschen mit der Natur und dem gesammten außermenschlichen Dasein verknüpft, ist die Aufgabe der heutigen Wissenschaft. Jede Zuhülfenahme außer- oder unnatürlicher oder auch nur gezwungener Erklärungsweisen muß dabei auf das Strengste zurückgewiesen werden; nur einfache, natürliche und mit den uns bekannten Gesetzen der Natur übereinstimmende oder wenigstens ihnen nicht widersprechende Annahmen können und dürfen so lange Geltung beanspruchen, bis sie durch bessere, der Wahrheit und dem wirklichen Sachverhalt noch näherkommende ersetzt sind. Wo eine Erklärung mit den gegenwärtigen Hilfsmitteln der Wissenschaft überhaupt noch nicht möglich ist, da soll der Fall als ein offener, der Aufklärung bedürftiger stehen bleiben; nicht aber soll er nach der bekannten, bequemen Manier der Spekulations-Philosophen mit eingebildeten Theorien oder mit dunklen Worten, die selbst einer Erklärung bedürftig oder unfähig sind, zugebedekt oder für das Auge des Laien unsichtbar gemacht werden. Da nun aber solche Erklärungen sich immer nur auf das Wie? oder auf

die einfache Folge eines Späteren aus einem Früheren und deren ursächlichen Zusammenhang beziehen können; da wir uns weiter mit unsrer ganzen Erkenntniß in einem Kreise bewegen, in welchem Anfang und Ende nirgends oder an jedem Punkte sind, so ist es klar, warum wir uns an jenen Erklärungen des natürlichen Zusammenhang's müssen genügen lassen, und warum die Frage nach einer ersten oder obersten Ursache aller Entstehung oder nach dem Warum? des Daseins eine im philosophischen Sinne gar nicht aufzuwerfende ist. ⁽⁸¹⁾

„Was absolut unvergleichbar ist, sagt Buffon, ist auch absolut unbegreifbar; wir kennen nur gegenseitige Beziehungen.“

Im Zusammenhange mit dieser allgemeinen Erkenntniß nun kann auch die dritte oder letzte der drei großen von uns aufgestellten Fragen oder die Frage: „Wohin gehen wir?“ nur im Sinne dieses Erdenlebens oder nur im Gedanken an irdische Zukunft und Vervollkommnung aufgefaßt werden. Denn wollte man selbst zugeben, daß es nur an der Beschränktheit unsrer Erkenntniß oder an der Mangelhaftigkeit unsrer Erkenntnißmittel gelegen sei, wenn uns jede über das Erdenleben hinausgreifende Bestimmung des einzelnen Menschen oder der Menschheit als solcher ewig verborgen bleiben müsse, oder wenn wir über die eigentliche Wesenheit der Dinge nie in das Klare kommen könnten ⁽⁸²⁾, so wäre doch selbst mit diesem Zugeständniß jener Forderung nicht der mindeste Abbruch gethan. Können doch unsre (theoretischen wie praktischen) Anstrengungen nur auf dasjenige gerichtet sein, was wir mit unsrer Erkenntniß und mit unsrem Urtheil zu umfassen im Stande sind! und hat uns doch eine lange und mehr als tausendjährige Erfahrung gelehrt, daß unsere wissenschaftliche Erkenntniß uns andauernd um so enger mit der Natur und dem Erdenleben verknüpft, je mehr sie an Tiefe und Umfang voranschreitet, während sie uns auf der andern Seite in demselben Maasse von den spiritualistischen Annahmen und Träumereien der Vergangenheit entfernt. Grade die in den beiden ersten Abschnitten dieses Buches niedergelegten Forschungen über Alter und Entstehung des Menschen und Menschengeschlechtes und deren gesetzmäßigen Zu-

sammenhang mit dem gesammten organischen Dasein sind der beste Beweis für diese Behauptung. Nicht unvermittelt kam der Mensch auf die Erde, sondern vermittelt durch dieselben natürlichen Kräfte und Ursachen, welche allem Leben und Dasein ihren Ursprung gegeben haben. Nicht von Oben oder aus dem Aether ist er herabgestiegen, sondern von Unten herauf hat er sich langsam emporgebildet durch dieselben Vorgänge, welche aller irdischen Entwicklung zu Grunde liegen; und er kann und darf nach dem heutigen Stande unsrer Kenntnisse als nichts Andres betrachtet werden, denn als das letzte und oberste Endprodukt jenes langsamen Entwicklungs- und Ausbildungs-Processes, durch welchen unser Planet, die Erde, im Laufe ungeheurer Zeiträume seinen natürlichen, nur eine einzelne Phase der Ewigkeit bildenden Lebens-Cyclus vollendet. Welche höheren oder vollkommeneren Bildungen, als wir selbst, noch im Schooße der Zeit schlummern und aus jenem Prozesse schließlich hervorgehen mögen, wissen wir nicht. Darüber aber läßt unsre Wissenschaft keinen Zweifel, daß bis jetzt ein Höheres oder Vollkommeneres von der Natur nicht erzeugt wurde, als der Mensch, und daß der letztere daher nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht hat, sich als Herrscher über das gesammte, ihm zugängliche Dasein anzusehen und dasselbe nach seinen Bedürfnissen und Zwecken so viel als möglich zu leiten und umzugestalten. Es ist leicht einzusehen, daß damit ein ganz neues, vorher nicht gekanntes Princip in die Natur und die Welt überhaupt hineingetragen worden ist — ein Princip, welches sich auf das Wesentlichste von allem bisher Dagewesenen unterscheidet. Denn erst im Menschen wird sich die Welt bis zu einem solchen Grade ihrer selbst bewußt, daß sie sich aus dem bisherigen traumhaften Naturdasein emporreißt und an die Stelle der beinahe willenlosen Unterwerfung unter die Natur die Herrschaft über dieselbe treten läßt. Allerdings geschieht dieses nicht plötzlich oder auf einmal, sondern sehr allmählig und erst lange Zeit nach der Geburt derjenigen Wesen, welche man als die frühesten Repräsentanten des Menschentypus ansehen darf; denn erst die allmähliche Ausbildung und generationenweise Forterbung der in

jenen Wesen durch ihre vollkommnere Organisation wachgerufenen Fähigkeiten konnte jenen Fortschritt oder jene Fortbildung der Menschheit erzeugen, welche wir heute als das letzte und höchste Ziel alles Erdenlebens ansehen müssen. Aber während in jenen frühesten Perioden der Entwicklung der Mensch ganz demselben Naturgesetze oder Naturverhältniß unterworfen gewesen war, wie die ihm in langer Stufenleiter vorangegangene Pflanzen- und Thierwelt, und während er den nachtheiligen, wie fördernden Einflüssen der Natur nur einen sehr geringen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, hat er sich im Laufe der späteren Zeiten durch die weitere Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten von jenen Einflüssen mehr und mehr emancipirt und ist schließlich auf einem Punkte angelangt, auf dem er sich mit nicht geringem Stolze sagen darf, daß sein gegenwärtiges, wie künftiges Geschick mehr oder weniger von der Natur unabhängig geworden, d. h. in seine eigne Hand gelegt ist. Die Natur hat sich in ihm gewissermaßen selbst erkannt, ist sich selbst mit Bewußtsein gegenübergetreten und hat damit eine selbstständige Aufgabe der Voranbildung übernommen, deren Erfüllung sie und den Menschen immer weiter von den rohen und unvollkommenen Zuständen irdischer Vergangenheit entfernen wird.

Durch Darwin's ausgezeichnete Forschungen haben wir bekanntlich als die Hauptursache der Um- und Fortbildung der organischen Welt im Naturzustande den seitdem so berühmt gewordenen Kampf um das Dasein in Verbindung mit den Momenten der Veränderlichkeit, der natürlichen Auswahl, der Vererbung u. s. w. kennen gelernt. Alle diese Momente mußten — vielleicht mit einziger Ausnahme der Vererbung — um so intensiver wirken, je größer die Naturmacht über die organischen Wesen war. Dasselbe gilt von dem neuerdings geltend gemachten Moment der Migration oder Wanderung und von dem von Darwin bekanntlich zu gering geschätzten Einfluß veränderter äußerer Umstände oder Lebens-Verhältnisse. Denn je weniger das einzelne Wesen durch Einsicht oder Selbstständigkeit oder auch durch die äußerste Einfachheit seiner Lebens-Bedingungen jenen Einflüssen einen Widerstand

entgegenzusetzen im Stande war, um so stärker mußten diese ihre Herrschaft über jenes geltend machen. Daß das gänzlich absichtslose Zusammenwirken aller dieser an sich rein mechanischen Ursachen nicht bloß eine Umänderung, sondern auch ein Voranschreiten der organischen Welt im Großen und Ganzen mit sich brachte und schließlich sogar zur Geburt eines Wesens führte, das bestimmt war, an die Stelle der Mechanik oder der Naturmacht die eigne freie Selbstbestimmung zu setzen, liegt demnach weder in einem vorausbedachten Plan, noch in irgend einem persönlichen Verdienst, sondern ist lediglich die nothwendige Folge bestimmter, grade so und nicht anders zusammentreffender Natur-Verhältnisse. Der Mensch hat daher auch seine Existenz Niemandem zu danken und den Zweck seines Daseins lediglich in sich selbst und in seinem eignen, sowie in dem Wohl seiner Gattung zu suchen (⁸³). Dieses Wohl ist aber gleichbedeutend mit der möglichsten Emancipation von dem Einfluß jener Naturmächte, die ihn und die organische Welt einst in das Leben gerufen haben, und mit der Herrschaft über dieselben. Ist der Kampf um das Dasein diejenige Lebens-Neußerung, welche den Menschen am nächsten mit der Thierheit verbindet, so mußte derselbe auch im Ur- oder Naturzustande am stärksten oder wildesten sein und Anfangs das ganze Leben derart in Anspruch nehmen, daß für eine humane geistige Entwicklung, wie wir sie jetzt als Aufgabe der Menschheit ansehen, kein Raum oder keine Gelegenheit übrig blieb. Andererseits wieder mußte die ungünstige Stellung des Menschen im Naturzustande und seine natürliche Vertheidigungslosigkeit gegenüber der Thierwelt ihn um so mehr auf möglichste Anspannung seiner geistigen und körperlichen Kräfte in dem Kampfe mit der ihn umgebenden, übermächtigen Natur hindrängen und dadurch zu einer Haupt-Beranlassung menschlichen Fortschrittes in Waffen, Wohnung, Bekleidung, Nahrung u. s. w. werden. Auch trieb ihn die Schwierigkeit des Kampfes zur gegenseitigen Unterstützung und geselligen Vereinigung, welche Vereinigung wiederum eine Haupttriebfeder des Fortschritts wurde. Erst als der Thierkampf glücklich und erfolgreich bestanden

war, folgten die Kämpfe der Menschen untereinander und jene ewigen bluttriefenden Befehdungen, welche die Geschichte aller auf rückständigen Stufen befindlicher Stämme oder Völker ohne Ausnahme ausmachen. Was aber dem Menschen mehr als alles Andere in seinem Kampfe um das Dasein im Vergleich mit den Thieren zu Statten kam, das war der Umstand, daß nicht, wie bei den letzteren, die durch den Einzelnen gesammelte Kenntniß oder Erfahrung mit dem Sterben desselben wieder zu Grunde ging, sondern daß durch die Mittel der Erziehung, Ueberlieferung und Uebertragung jedes nachfolgende Geschlecht in den Stand gesetzt wurde, in dem Kampfe um seine Existenz eine größere Widerstandskraft zu entwickeln, als das ihm vorausgegangene. Mag dieses Moment auch in den frühesten Zeiten der Menschheit, wo dieselbe dem Thiere am nächsten stand, nur in sehr unvollkommner Weise gewirkt haben, und mag daher der Fortschritt in jenen Zeiten (wie schon im ersten Abschnitt gezeigt wurde) ein unendlich schwieriger und langsamer gewesen sein, so gestaltete sich doch das Verhältniß um so günstiger, je weiter sich der Mensch von seinem thierischen Ursprunge entfernte und die zahllosen Hülfsmittel voranschreitender Cultur in Anwendung brachte. Kann es schon nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse keinem Zweifel unterliegen, daß körperliche Eigenthümlichkeiten oder Vorzüge der organischen Wesen (einerlei ob angeboren oder während des Lebens erworben) sich auf die Nachkommen forterben und diesen, wenn sie ihnen im Kampfe um das Dasein nützlich sind, einen Anstoß zur Weiterbildung, zur Vervollkommnung ertheilen, so muß es nach den nunmehr vorliegenden Erfahrungen als gewiß erscheinen, daß dieses bezüglich geistiger Eigenthümlichkeiten, Vorzüge, Anlagen u. s. w. ebenso und wohl in einem noch höheren Grade der Fall ist. Der materielle Grund hierfür mag in der außerordentlichen Feinheit und Bildsamkeit des den Geistesthätigkeiten dienenden Organ's oder des Gehirn's zu suchen sein, über dessen stufenweise Vervollkommnung sowohl in der Thier-, als in der Menschen-Reihe ja ein ernstlicher Zweifel nicht bestehen kann. Vermittelt dieses Organ's und mit Hülfe von dessen

Thätigkeit hat der Mensch mit Leichtigkeit alle Nachtheile seiner sonstigen körperlichen Organisation gegenüber den Thieren ausgeglichen und sich allmählig zum unbestrittenen Herrn der Schöpfung emporgeschwungen. Sogar die Naturmächte hat er derart befiegt und in seinen Dienst gezwungen, daß das ursprüngliche Verhältniß der Natur zu den organischen Wesen hier gradezu umgekehrt und zum Vortheil des Menschen in sein Gegenteil verwandelt erscheint. Auch der Kampf um das Dasein selbst, der ja Anfangs fast nur, wie bei den Thieren, ein Kampf um die äußeren Existenzbedingungen war, hat sich durch den Fortschritt des Menschengesistes in seinem ganzen Wesen verändert und von dem Gebiete des materiellen Lebens mehr auf das geistige, auf das politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Gebiet übertragen. Wenigstens ist dieses bei den s. g. Cultur-Nationen der Fall, während allerdings bei wilden Völkern und an den am ungünstigsten situirten Stellen der Erdoberfläche der Kampf um das Dasein zum Theil noch in seinen rohesten Formen fortwüthet. Es ist klar, daß die Unabhängigkeit des Menschen von den bestimmenden Einflüssen der äußeren Natur in demselben Maße zunimmt, in welchem die Cultur steigt, und daß daher auch die umändernden Einwirkungen des Klima's, des Bodens, der Nahrung, der Fertlichkeit u. s. w., welche sich auf die Thier- und Pflanzenwelt in so ungehindertem Maße geltend machen, dem civilisirten Menschen gegenüber mehr, oder weniger wirkungslos bleiben müssen. In der That sehen wir, wie jetzt schon der gebildete Europäer oder Amerikaner mit Hilfe seiner gesteigerten Einrichtungen und Kenntnisse im Stande ist seine Existenz unter allen Himmelsstrichen und Verhältnissen mehr oder weniger gut zu behaupten und selbst den eingebornen, dem Klima und der Fertlichkeit am besten angepaßten Völkern an ihren eignen Wohnorten eine erfolgreiche Concurrenz zu machen. Alle auf rückständigen Stufen befindlichen Zweige der großen Menschenfamilie werden, mit wenigen Ausnahmen, nach und nach unter dem Andrang des Cultur-Menschen verschwinden, und wir können jetzt schon mit Leichtigkeit die Zeit voraussehen, in der sich eine gewisse

Gleichmäßigkeit der Bildung und der materiellen Verhältnisse oder ein wirklicher Kosmopolitismus des civilisirten Menschen über den größten Theil der bewohnten und bewohnbaren Theile unferer Planeten ausbreiten wird. Sogar diejenigen Natur-Einflüsse, welche am bestimmendsten auf unser Geschlecht im Naturzustande einwirken, wie Klima, Bodenbeschaffenheit, Vertheilung von Wasser und Land u. s. w., sind dem Cultur-Menschen bis zu einem gewissen, nicht unbedeutenden Grade dienstbar geworden, während er jenen Natur-Einwirkungen gegenüber, welche er nicht direkt zu beherrschen vermag, wenigstens so wirksame Hülfsmittel des Schutzes erfunden hat, daß sie ihn nicht oder nur in sehr gemindertem Grade zu belästigen vermögen⁽⁸⁴⁾. Es braucht kaum hinzuflügt zu werden, daß die Herrschaft des Menschen über die ihm verwandte organische Welt oder über Thiere und Pflanzen jetzt schon derart groß und dauernd ist, daß wir, wie dieses der Studien- und Gesinnungs-Genosse Darwin's, A. Wallace, bereits sehr gut auseinander-gesetzt hat*), die Zeit voraussehen können, in der es nur noch kultivirte, d. h. von dem Menschen geduldete oder gezüchtete Pflanzen und Thiere geben, und wo die Zuchtwahl des Menschen die der Natur (außer im Meere) ersetzt haben wird.

Von diesen so klar vorliegenden Gesichtspunkten aus muß auch die seit dem Auftreten der Darwin'schen Theorie öfters aufgetauchte Frage beantwortet werden, ob sich möglicherweise im Laufe der zukünftigen Zeiten noch andere und höhere Rassen oder Zweige der großen Menschenfamilie nach Maassgabe der Vergangenheit aus den jetzt vorhandenen entwickeln werden? In den verschiedenen Beantwortungen dieser interessanten und für die Zukunft des Menschengeschlechts so wichtigen Frage haben Phantasie und Hypothesen-Wuth reichlich Gelegenheit gehabt, sich geltend zu machen⁽⁸⁵⁾, ohne doch bis jetzt etwas Haltbares vorbringen zu können. Fast man die Frage bloß von dem Standpunkte der Entwicklungs-

*) Man vergleiche hierüber meine „Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie etc.“ (Leipzig, Thomas, 1868—1872), sowie die 1870 deutsch erschienenen Essai's von Wallace selbst.

theorie auf und nimmt diese in dem Sinne eines einmal vorhandenen und unumstößlichen Naturgesetzes, so wird man allerdings kaum eine andere, als eine bejahende Antwort darauf zu finden im Stande sein. Hat man dagegen begriffen, daß die Thätigkeit des Menschen eine ganz neue Ordnung in die Welt des Lebendigen gebracht und an die Stelle der blinden Naturmacht zum Theil die vernünftige Selbstbestimmung gesetzt hat, so wird man auch zweifelhaft darüber werden, ob der Mensch in seinem gegenwärtigen Zustande als durch jenes Gesetz oder Verhältniß unbedingt bestimmt angesehen werden darf. Die Ursachen, welche in den früheren Zeiten des Menschengeschlechts einzelne Stämme oder Völkerzweige zwangen, ihre Wohnsitze zu verlassen, in entfernte Gegenden zu ziehen und dort fremde Völker theils zu unterjochen, theils sich mit ihnen zu vermischen, mögen in Verbindung mit der größeren Rohheit und den stärkeren Einflüssen der Naturmacht überhaupt damals vielfache Gelegenheit zur Abzweigung neuer Rassen oder Abarten des Menschenstammes gegeben haben, wenn auch kaum (wie dieses Wallace im Sinne der Darwin'schen Theorie thut) an eine ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts geglaubt und angenommen werden darf, die vielen und großen Verschiedenheiten des Menschentypus seien alle nur durch den Kampf um das Dasein veranlaßte Abzweigungen aus einem einzigen Grundstock. Vielmehr wurde schon in der zweiten Abtheilung dieses Buches gezeigt, wie viele und gewichtige Gründe dafür sprechen, daß der Mensch schon bei seiner ersten Entwicklung aus der Thierheit in einer Anzahl verschiedener Arten aufgetreten sei. Diese Arten mögen sich allerdings später außerordentlich vervielfacht, vermehrt, verzweigt und theilweise auch vermischt haben; aber es ist trotz alle dem nicht anzunehmen, daß sich dieser Vorgang den mächtigen und gleichmachenden Einflüssen der Cultur gegenüber in das Unbegrenzte fortsetzen werde. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß sich unter dem Einflusse jenes Momentes der differenzirenden Bewegung eine reducirende entgegenstellen und dahin streben werde, eine immer größere Gleichheit oder Aehnlichkeit unseres

Geschlechtes über die ganze Erde herbeizuführen, und zwar durch Vernichtung der schwächeren und durch stets zunehmende Vermehrung der stärkeren oder intelligenteren Rassen. Die Möglichkeit der Bildung einer neuen und höheren Rasse an einer besonders begünstigten Vertlichkeit und aus einem durch besondere Befähigung ausgezeichneten Stamme heraus ist damit allerdings nicht ausgeschlossen; aber eine solche Möglichkeit ist gegenüber den gleichmachenden Tendenzen der Gegenwart, namentlich gegenüber der schnellen Communication und der dadurch veranlaßten Ausbreitung jeglichen Cultur-Fortschrittes nicht wahrscheinlich. Körperliche oder überhaupt äußerliche Momente kommen ja bei der gegenwärtigen Gestaltung des Kampfes um das Dasein kaum oder wenig mehr in Betracht; derselbe kämpft sich, wie bereits ausgeführt, hauptsächlich auf geistigem und moralischem Gebiete aus, und dieses Gebiet gleicht sich gegenwärtig über den ganzen civilisirten Erdboden nach allen Seiten leicht und schnell aus.

Ist somit, wenn das Gesagte richtig ist, die Aussicht auf Bildung neuer und höher befähigter Menschenrassen in der Zukunft keine große, so darf doch darunter die Aussicht auf eine fortschreitende Entwicklung der Menschheit und des Menschengeschlechts selbst nicht Noth leiden. Der Fortschritt bleibt derselbe oder wird noch bedeutender; nur der Weg oder die Mittel desselben werden andere. Kämpften die Völker früher untereinander durch Waffen, Wohnsitze, Stärke, Muth, Grausamkeit u. s. w., so kämpfen sie jetzt durch gegenseitigen Wettkampf in guten und nützlichen Künsten, Erfindungen, Einrichtungen und Wissenschaften. Die Zeit ist vorüber, wo ein Volk das andere unterjocht oder austilgt und sich an seine Stelle setzt; nicht durch Vernichtung, sondern nur durch Ueberbietung kann das eine den Vorrang vor dem andern erringen. Dadurch aber wird jene Gleichmäßigkeit der Bildung, jene Vermischung der Rassen hervorgebracht, welche ja gerade bewiesen werden sollte, und welche der Abzweigung neuer Arten mächtig entgegenwirkt. Die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts wird daher künftig nicht, wie früher, allein

oder hauptsächlich innerhalb einzelner Rassen vor sich gehen, welche dazu bestimmt wären, später die anderen zu unterdrücken und zu verdrängen, sondern sie wird eine gleichmäßige Erwerbung des ganzen Geschlechtes bilden. Wie weit dieses selbst dabei sich fortentwickeln wird, möchte schwer im Voraus zu bestimmen sein; doch wird im Einklang mit den Aenderungen des Kampfes um das Dasein selbst diese Entwicklung wohl, wie bereits angedeutet, mehr eine geistige, als eine körperliche sein; d. h. mit andern Worten, sie wird vor Allem mit einer größeren Ausbildung und Entwicklung der im Gehirn des Menschen schlummernden Anlagen und Fähigkeiten Hand in Hand gehen. Denn da der Mensch heutzutage seinen Kampf um das Dasein hauptsächlich mit diesem Organe besteht und in der Zukunft immer mehr bestehen wird, so werden auch die wohlthätigen und vorwärts treibenden Folgen jenes Kampfes diesem Organ und seiner Thätigkeit am meisten zu Gute kommen — wie sie ja auch erfahrungsgemäß demselben schon in der Vergangenheit zu Gute gekommen sind (⁸⁶). Selbst rückständige oder zurückgebliebene Völker oder Rassen werden dort, wo sie mit dem Culturmenschen in eine durch ihre größere persönliche Bedürfnislosigkeit unterstützte Concurrrenz treten (z. B. die Chinesen oder Afrikaner in Amerika), diese Concurrrenz auf die Dauer doch nur dann bestehen können, wenn sie sich gleichzeitig alle vorhandenen Hilfsmittel der Cultur zu eigen machen und dem allgemeinen Wege folgen, auf dem die gegenwärtige Menschheit ihrem Cultur-Ideal entgegenstrebt. Dadurch werden sie aber auch, vielleicht wider ihren Willen oder wenigstens ohne ihre Absicht, in die allgemeine Cultur-Bewegung, welche das entwickelte Gehirn des Europäer's geschaffen hat, mit hineingerissen werden und als besonders charakterisirte Rassen mehr oder weniger darin untergehen.

Soweit scheint es, daß alle Momente, welche mit der Fortbildung der Cultur und der Ausbreitung derselben über den Erdboden verbunden sind, weniger einer Neubildung menschlicher Rassen, als vielmehr der Verbreitung eines mehr oder weniger

gleichmäßigen Typus hervorragender menschlicher Bildung günstig sind. Dieses dürfte denn auch derjenige Ausgang der Menschheits-Entwicklung sein, welcher nach den allgemeinen Principien der Humanität und Gerechtigkeit als der wünschenswertheste erscheinen muß. Unterdrückungen niedrigstehender Rassen oder Völker durch höherstehende oder kraftvollere haben jedesmal eine solche Masse von Elend und Ungerechtigkeit im Gefolge gehabt, daß die Wiederholung ähnlicher Vorgänge dem Menschenfreund nur die unangenehmsten Empfindungen bereiten könnte. Auch würde eine solche Unterdrückung bei dem Bewußtsein, daß die gegenwärtige Menschheit in sich trägt, doppelt grausam und beklagenswerth erscheinen, wenn auch die Verdrängung des Niedrigeren durch Höheres oder Besseres an sich als berechtigt anerkannt werden muß. Weil aber diese Verdrängung oder Ersetzung unter den heutigen Verhältnissen innerhalb der lebenden Menschheit ohne Gewaltthaten und bloß durch die siegende Macht der Ueberzeugung vor sich gehen kann, ist auch die gemeinsame und gleichmäßige Fortentwicklung wahrscheinlicher geworden, als diejenige durch Rassen-Unterdrückung. Reicht doch gegenwärtig schon das bloße Beispiel in der Regel hin, um unter den gebildeten Nationen der Erde jeden Fortschritt, jede Verbesserung, jede vermehrte Erkenntniß u. s. w. schnell zum Gemein- gut zu machen!

Somit ist im Laufe der Zeiten und durch den Fortschritt der Bildung aus dem Kampfe um das Dasein, wie ihn uns die Thierheit und die rückständigen Stufen der Menschheits-Entwicklung in ungemildeter Stärke zeigen, mehr ein Kampf für das Dasein und ein Wettbewerb der Einzelnen, wie der Völker in Erreichung der höheren und höchsten Güter der Erde geworden, wobei es weniger auf gegenseitige Unterdrückung, als mehr auf gegenseitige Ueberbietung oder Uebervortheilung abgesehen ist. Man darf indessen daraus nicht folgern, daß der Kampf selbst deshalb schwächer oder leichter geworden sei. Im Gegentheil wüthet derselbe auf dem moralischen Gebiet, auf welches er sich nunmehr übertragen hat, ebenso heftig und unerbittlich, wie früher auf dem physischen.

Auch ist er complicirter und mannichfaltiger geworden, als der rohe Naturkampf, da es sich bei ihm nicht mehr bloß um die einfache Erhaltung des Daseins, sondern um eine große Menge damit verbundener Vorzüge der politischen, gesellschaftlichen oder materiellen Stellung handelt. Dieses hat auf der einen Seite den Vortheil gehabt, daß der Kampf bei dem Menschen eine ganze Reihe besonderer, bei dem Thiere wenig oder gar nicht entwickelter Triebe und Fähigkeiten hervorgerufen hat und damit eine Hauptursache für den allgemeinen, wie individuellen Fortschritt geworden ist, während er auf der andern Seite auf dem moralischen Gebiete ganz dieselben Schrecken und Grausamkeiten ohne Zahl hat hervortreten lassen, welche ehedem in dem physischen Leben bestanden haben (⁸⁷). Gegenüber dem bloßen Naturkampfe hat auch der gesellschaftliche Kampf des Menschen noch den großen Nachtheil, daß die Wirkungen des Naturgesetzes durch den Willen und die Einrichtungen des Menschen mehr oder weniger beeinträchtigt sind, und daß daher hier durchaus nicht immer der Beste, Kräftigste oder den Verhältnissen am meisten Angepaßte die Aussicht hat, den Sieg über seine Mitbewerber davonzutragen. Im Gegentheil dürfte eher die absichtliche Unterdrückung individueller geistiger Größe im Interesse persönlicher Bevorzugung durch Familie, Stellung, Klasse, Reichthum u. s. w. die Regel sein. Nichts destoweniger ist der Trieb der menschlichen Natur nach Bewegung und Fortschritt ein so bedeutender, daß er auch unter den ungünstigsten Umständen sein Ziel erreicht. Wie viel mehr aber würde dieses der Fall sein, wenn jene Hindernisse und Ungleichheiten möglichst hinweggeräumt würden, und wenn dadurch der Wirkung jenes Gesetzes ein möglichst freier, aber gleichzeitig von Ungerechtigkeit und Unterdrückung befreiter Spielraum gegeben würde! Der Kampf des Menschen um das Dasein ist auch insofern weit leidensvoller, als derjenige des Thieres, als der Mensch, sowohl als Klasse, wie als Individuum, die Folgen der Zurücksetzung, der Unterdrückung, der Besiegung in der Regel schwer und schmerzlich empfindet, während das Thier sich nur einem blinden Naturschicksal gegenüber sieht, dem es sich un-

bewußt und ohne Widerstand unterwirft. Besonders schmerzlich wird jene Empfindung des Menschen alsdann und zu solchen Zeiten, wenn das allgemeine Bewußtsein des Guten oder Besseren den wirklich bestehenden Einrichtungen mehr oder weniger weit vorausgeeilt ist. In einem solchen Zeitraume der Krisis befinden wir uns gegenwärtig; und es mag vielleicht kaum je eine Zeit-Periode gegeben haben, in welcher ein so großes Mißverhältniß zwischen Bedürfniß und Erfüllung, zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Denken und Sein bestanden hat, wie gerade heutzutage. Alle Einrichtungen von Staat, Gesellschaft, Kirche, Erziehung, Arbeit u. s. w. sind zufolge eines stark hervortretenden Trägheitsgesetzes weit hinter Dem zurückgeblieben, was das durch Wissenschaft, Ueberlegung und materiellen Fortschritt emporgehobene allgemeine Bewußtsein der Menschheit verlangt. Hätten die dem Fortschritt feindlichen Mächte nicht einen so großen und mächtigen Rückhalt an der Indolenz und Bewegungslosigkeit der großen und unwissenden Massen, so würde längst ein anderer Zustand an die Stelle des bisherigen getreten sein.

In einer solchen Lage nun kann es keine größere, keine erhebenbere Aufgabe für den Menschenfreund geben, als eine Untersuchung über diejenigen Punkte anzustellen, in welchen jenes Mißverhältniß am stärksten hervortritt, und in denen dem Menschen sein Kampf um das Dasein erleichtert und nutzbringender für ihn, wie für die Gesammtheit, gemacht werden kann. Es sind dieses zugleich diejenigen Punkte, in denen der Mensch seine Herrschaft über das rohe Naturgesetz oder, besser gesagt, Natur-Verhältniß am deutlichsten an den Tag zu legen und sich so am weitesten über seine niedrige Vergangenheit zu erheben im Stande ist. Je weiter sich derselbe von dem Punkte seiner thierischen Abkunft und Verwandtschaft entfernt und an die Stelle der Naturmacht, welche ihn ehemals unbeschränkt beherrschte, die eigne freie und vernünftige Selbstbestimmung treten läßt, um so mehr wird er Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes, und um so mehr nähert er sich denjenigen Zielen, welche wir als die Zukunft des Menschen

und des Menschengeschlechts ansehen müssen. Hierzu ist aber vor Allem die Erkenntniß für ihn nothwendig, daß seine natürliche Bestimmung niemals von ihm erreicht werden kann, so lange er sich in ähnlicher Weise, wie das Thier, nur als Einzelwesen fühlt und seinen Kampf um das Dasein nur auf eigne Faust und geleitet von bloß persönlichen oder egoistischen Motiven kämpft. Der Mensch ist ein geselliges oder gesellschaftliches Wesen und kann seine Bestimmung und damit auch sein Glück offenbar nur in Verbindung mit Gleichartigen oder innerhalb der menschlichen Gesellschaft selbst erreichen. Der Einzelne ist Alles, was er ist, nur in und mit der Menschheit oder durch dieselbe, und sein Streben nach persönlichem Glück ist daher nothwendig aufs Innigste verknüpft mit dem Streben nach Wohlsein und Fortbildung der Menschheit überhaupt.

Diese große und offenkundige Wahrheit ist leider bisher viel zu sehr verkannt oder übersehen worden. Allerdings hat der civilisirte Mensch die ursprünglichste und roheste Form des Kampfes um das Dasein durch geordnete Staats- und Gesellschaftszustände längst bei sich überwunden und hat eine Menge von Einrichtungen geschaffen, welche dazu bestimmt oder geeignet sind, den Einzelnen wenigstens vor den verderblichsten Folgen jenes Kampfes zu schützen und auch dem Schwächeren oder Vertheidigungsloseren die Möglichkeit seines Daseins zu sichern. Auch leistet die von den Grundsätzen der allgemeinen Menschenliebe getragene Privat-Wohlthätigkeit gar Vieles, was geeignet ist, die Härten und Schrecknisse des Kampfes abzuschleifen oder doch den Unterliegenden vor dem mitleidslosen Zertretenwerden zu schützen. Aber daß dieses so ist, ist mehr ein Resultat der Zufälligkeit, als der Nothwendigkeit; und wir können nicht leugnen, daß die eigentlichen Grundsätze, auf denen die menschliche Gesellschaft auch gegenwärtig noch aufgebaut ist, noch ganz die alten oder ehemaligen des rohen Naturkampfes sind und nur durch ihre Uebertragung auf das moralische oder geistige Gebiet eine weniger rohe Gestalt oder Form angenommen haben. Wenn diese Grundsätze nicht überall ihre vollste Anwendung finden

so liegt dieses in der Milde, welche durch die Güte der menschlichen Einrichtungen überhaupt und durch größere Verbreitung der Grundsätze der Humanität unter den Menschen selbst herbeigeführt wird. Aber gewöhnlich machen sich diese Grundsätze nur da geltend, wo das Wohl oder Interesse des Einzelnen als solches nicht in Frage kommt, während überall dort, wo dieses der Fall ist, der gesellschaftliche Egoismus keine Grenzen kennt und vor keiner That zurückbebt. Auch heute übt der Stärkere, der Reichere, der gesellschaftlich höher Stehende, der Wissendere u. s. w. eine fast unbestrittene Herrschaft über den Schwachen, Unwissenden, niedrig Stehenden und findet es ganz in der Ordnung, daß er dessen Kräfte bis zur äußersten Anspannung in seinem eignen Interesse thätig sein läßt. Bei einem solchen Zustande kann sich die Gesamtheit als solche nicht wohl fühlen; sie muß einsehen, daß es besser ist, wenn Alle mit vereinten Kräften und gegenseitiger Unterstützung nach demselben Ziele oder nach Befreiung von den Schranken der Naturmacht streben, als wenn sich die besten Kräfte durch gegenseitige Zerfleischung und Ausbeutung unter einander selbst aufreiben. Der an sich so wohlthätige Wettbewerb kann und soll dabei bestehen bleiben; aber er soll aus der alten und rohen Form der gegenseitigen Befehdung und Vernichtung im Kampfe um das Dasein in die veredelte und eigentlich menschliche Form des Wettbewerbs für das allgemeine Beste übergeführt werden. Mit andern Worten: An die Stelle des Kampfes um das Dasein soll der Kampf für dasselbe, an die Stelle des Menschen soll die Menschheit, an die Stelle der gegenseitigen Befehdung soll die allgemeine Eintracht, an die Stelle des persönlichen Unglück's soll das allgemeine Glück, an die Stelle des allgemeinen Hasses die allgemeine Liebe treten! Mit jedem Schritte auf diesem Wege wird sich der Mensch weiter von seiner thierischen Vergangenheit, von seiner Unterordnung unter die Naturmacht und deren unerbittliche Gesetze entfernen und dem Ideale menschlicher Entwicklung näher kommen. Auf diesem Wege wird er auch jenes Paradies wieder finden, dessen ideale Zustände bereits der Phantasie der ältesten Völker vorschwebten, und dessen Besitz die

Sage durch die Sünde der ersten Menschen verloren gehen läßt. Der Unterschied wird nur darin bestehen, daß das Paradies der Zukunft nicht eingebildet, sondern wirklich ist, daß es nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Entwicklung fällt, und daß es nicht das Geschenk eines Gottes, sondern das Resultat der eignen Mühen und Verdienste des Menschen und des Menschengeistes sein wird. —

Nachdem so im Großen und Ganzen die Grundzüge festgestellt sind, nach denen die materialistische oder naturalistische Weltanschauung die zukünftige Entwicklung des Menschen und des Menschengeschlechts in physischer und moralischer Beziehung betrachten und voraussagen muß, handelt es sich darum, diese so gewonnenen Gesichtspunkte auch auf das Einzelne anzuwenden und darnach zu fragen, wie sich die verschiedenen Richtungen menschlichen Denkens und Zusammenseins in der Zukunft nach Maßgabe jener Grundsätze zu gestalten haben werden.

Der Staat.

Zweck des Staates ist Erzielung größtmöglicher Wohlfahrt für Alle. Da solche nur denkbar ist unter gleichzeitigem Vorhandensein größtmöglicher Freiheit für Alle, so müssen die freie Selbstbestimmung der Völker, sowie die Gleichberechtigung aller Staatsbürger oberstes Princip aller und jeder Staatenbildung der Zukunft sein. Daß mit dieser Forderung jedes monarchische oder hierarchische Princip von vornherein ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst. Niemand soll in politischer Hinsicht des Andern Diener, Niemand des Andern Herr sein! Die Einführung einer republikanischen Staatsform kann daher für die gebildeten Staaten Europa's, Amerika's u. s. w. nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden. Die jetzt noch bestehenden Monarchieen oder Einzelherrschaften sind nichts weiter, als Ueberreste des ehemaligen Feudalstaates und der Eroberungskriege der Vergangenheit oder absterbende Ruinen aus einer Zeit, da man in der Politik nur das Verhältniß von Herrn und Knechten, von Siegern und Besiegten kannte. Das ganze Gefühl der Gegenwart empört sich bis

in seine innersten Tiefen bei dem Gedanken, daß Einer der Herr oder gewissermaßen Eigenthümer von Vielen sein, oder daß Viele die Unterthanen eines Einzigen sein sollen; daher auch dieser Zustand längst beseitigt wäre, wenn sich nicht die Träger der alten Systeme in wohlverstandener Berechnung auf die an das Gehorchen seit lange gewohnten trägen und indolenten Massen der Bevölkerung gegenüber dem Bewußtsein der Gebildeten stützen würden, und wenn nicht unter einem Theil der letzteren selbst eine gewisse Furcht vor jeder Veränderung und vor dem Ungewissen der Zukunft mächtiger wäre, als ihre Einsicht in das Bessere. Wenn die Vertheidiger eines solchen Zustandes zu Gunsten desselben anzuführen pflegen, daß das Volk nicht reif für eine republikanische Staatsform oder Staatsverfassung sei, so wenden sie ein an sich gutes Bild zu einer falschen Beweisführung an, da auch die bestangelegte Frucht bei Mangel der ihr nothwendigen Lebens-Bedingungen, wie Luft, Licht, Wärme, Nahrung u. s. w., niemals ihre Reife erlangen wird. Für das Reifwerden zur Freiheit aber ist die Freiheit selbst das beste Nahrungs- oder Erziehungsmittel. Ein Mensch, dem man die Glieder bindet, wird niemals lernen, sich frei zu bewegen, während er bei unbehindertem Gebrauch derselben vielleicht wohl einmal fallen, aber auch wieder aufstehen wird. Ueberdem ist die politische Freiheit ein so einfaches und selbstverständliches Ding, daß schon einige der ältesten Cultur-Völker, und unter ihnen gerade die geistig hervorragendsten, dieselbe in ausgedehntem Maaße besaßen haben; und es müßte doch wahrlich mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn die Menschen auf ihrer heutigen Bildungsstufe unreif für einen Zustand sein sollten, für den ihre gebildeten Vorfahren schon vor tausenden von Jahren reif genug waren. Wollte man freilich warten, bis unter dem Druck einer monarchischen Staatsform selbst alle Menschen ohne Ausnahme dahin kommen würden, aus eigener Einsicht und Ueberzeugung für den Uebergang zu einer republikanischen Staatsform zu stimmen, so könnte man wohl ewig warten. Aber zu allen Zeiten ist die bessere Einsicht Weniger der Einsichtslosigkeit der Vielen vorausgeeilt und hat den Führer der unver-

ständigen Massen zu den größten politischen Umwälzungen gebildet. Dieses Verhältniß wird auch für die Politik der Zukunft maßgebend sein, und zwar um so mehr, als das Beispiel der großartigsten politischen Entwicklung, welche die Geschichte kennt, in der Gegenwart und zwar unter einer republikanischen Staatsform vor sich geht. Ist es doch ganz undenkbar, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, soviel auch an ihrer politischen Leitung zu tadeln sein mag, unter einer monarchischen Verwaltung jemals jenen beispiellosen Aufschwung der politischen und materiellen Entwicklung genommen haben könnten, den sie wirklich genommen haben!

Allerdings werden Manche, und zwar mit Recht, erwidern, daß es in der Politik weniger auf die Form, als auf das Wesen ankomme, und daß man, wie auch die Geschichte beweise, unter einer republikanischen Staatsform viel unfreier leben könne, als unter einer beliebigen anderen. Aber der Mißbrauch einer Sache rechtfertigt bekanntlich nicht den deshalb auf diese selbst gehäuften Tadel; und wenn eine Monarchie die Freiheit unbehelligt läßt, so ist dieses mehr oder weniger Sache des Zufalls oder des guten Willens, während, wenn die Freiheit in einer Republik Noth leidet, daran die Masse der Bürger selbst Schuld, aber auch in der Lage ist, den Fehler wieder gut zu machen. Beständen aber auch alle diese Nützlichkeitsgründe nicht, so müßte schon der Stolz des freigebornen oder freidenkenden Menschen jeden Gedanken an persönliche Unterordnung in politischer Hinsicht mit Entrüstung von sich weisen und das Recht der freien Selbstbestimmung, wie die Wohlthat der Gleichberechtigung für sich in Anspruch nehmen.

Unter den Republikanern der Gegenwart besteht nun eine ziemlich tiefgehende Meinungsverschiedenheit über die Vortheile des s. g. Föderalismus und des s. g. Centralismus oder über die Vorzüge einer verbündeten oder einer Einheitsrepublik. Die letztere als das Einfachere und Natürlichere würde wahrscheinlich nicht so viele Gegner gefunden haben, wenn nicht die unangenehmen Erfahrungen, welche man in Frankreich mit der über alle Gebühr ausgedehnten Centralisation gemacht hat und zu machen fortfährt,

die Gemüther der Politiker gegen das Princip der letzteren mehr als nöthig eingenommen hätten. Dagegen sprechen wieder die in der Schweiz und Nordamerika (welche beide Länder föderalistische Republiken sind) gemachten Erfahrungen keineswegs zu Gunsten des Föderalismus, welcher im ersteren Lande den dort sprichwörtlich gewordenen Kantönlisgeist und den Sonderbundsrieg, im letzteren den großen amerikanischen Bürgerkrieg, der so vieles Elend und Unglück über die große Republik des Westens brachte, im Gefolge gehabt hat. In föderalistischen Republiken hat man das Princip der Zersplitterung und des Eigenwillens der Einzelstaaten zu fürchten, während man in Einheits-Republiken eine Beeinträchtigung der Freiheit durch die Central-Macht und eine unnöthige Unterordnung politischer oder örtlicher Eigenthümlichkeiten unter das Princip des Gesamtwillens fürchtet. Beide Schwierigkeiten lassen sich, wie es dem Verfasser scheint, unschwer beseitigen durch Verbindung des für eine gute Verwaltung durchaus nothwendigen Princips der Einheit mit einer möglichst weit ausgedehnten Autonomie oder Selbstverwaltung der Gemeinden. In der freien Gemeinde-Verwaltung, wie sie ja auch bereits unfre germanischen Altvordern besaßen, ruht der festeste Halt und Boden der individuellen Freiheit der Staatsbürger, und sie ist auch im Stande, allen berechtigten Eigenthümlichkeiten einzelner Stämme oder Gegenden vollen Spielraum zu lassen, ohne daß dadurch die nöthige Einheit des Gesamtstaates und seiner Verwaltung beeinträchtigt würde. Auch im thierischen Organismus, der uns ja als das beste Vorbild des staatlichen Organismus dienen kann, hat jeder einzelne Theil, ja hat sogar jede einzelne Zelle oder jeder Zellencomplex seine Selbstständigkeit für sich und trägt dennoch durch seine Thätigkeit seinen vollen Antheil zum Bestehen des Ganzen bei. Diese wundervolle Verflechtung des Lebens der einzelnen Theile mit dem Leben des Ganzen, wie sie uns der thierische Organismus darbietet, beruht auf demselben Princip, welches auch in unsern gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen immer überwiegender wird, auf dem Princip der Arbeitstheilung nämlich;

und wir gewahren, daß dieses Princip um so deutlicher ausgebildet und die Thätigkeit der einzelnen Theile um so mehr im Interesse des Gesamt-Organismus verwendet ist, je höher wir in der Thierreihe emporsteigen, während dagegen bei den Pflanzen und bei den niedersten Thieren die einzelnen Theile meist eine solche Selbstständigkeit besitzen, daß sehr häufig der ganze Organismus ohne Nachtheil für sein Leben in zwei oder mehrere selbstständig weiter lebende Organismen gespalten werden kann. Dieses Verhältniß kann uns den besten Fingerzeig dafür geben, in welcher Richtung auch unsre staatliche Entwicklung sich emporbilden muß, und dafür, daß wir den Zweck des staatlichen Organismus um so besser erreichen werden, je mehr es uns gelingen wird, bei gesteigerter Arbeitstheilung und möglichster Selbstständigkeit der den Staat bildenden Individuen und Individuen-Complexe (Gemeinden) die Arbeit Aller für die Wohlfahrt und das Bestehen des Ganzen zusammenwirken zu lassen (⁸⁸).

Die Völker.

Ganz dasselbe Princip, welches wir als das im natürlichen Fortschritt begründete für den Verkehr der Einzelwesen untereinander kennen gelernt haben, wird auch in Zukunft für den gegenseitigen Verkehr der Völker und Nationen das maßgebende sein müssen. An die Stelle eines gegenseitigen Aufreibungskampfes wird ein Wettbewerb in allen nützlichen Dingen und ein mehr oder weniger gemeinsames Streben nach Befiegung der dem Glücke der Menschheit entgegenstehenden Hindernisse treten. Dieses Princip ist bereits unter den gegenwärtigen Verhältnissen so mächtig und bedeutend geworden, daß selbst unsre jetzigen Regierungssysteme, welche doch ihrer Natur nach noch ganz auf den alten Grundsätzen gegenseitiger diplomatischer und militärischer Befehdung und Unterdrückung beruhen, sich dem Einflusse derselben nicht ganz entziehen konnten: und das Streben der einzelnen Staaten in der Neuzeit ist unverkennbar dahin gerichtet, Anlässen zu kriegerischen Verwicklungen so viel als möglich aus dem Wege zu gehen und statt dessen die

Werke des Friedens und die Segnungen gegenseitiger Verständigung möglichst zu pflegen. Allerdings ist dieser Zustand nur ein provisorischer und kann jeden Augenblick durch den Ehrgeiz irrefleiteter Mächtigen oder die Kauflust der von ihnen auf den Beinen gehaltenen ungeheuren Armee gestört werden. Sobald jedoch diese Stufe rückständiger Bildung hinter uns liegt, werden Kriege zwischen den einzelnen Völkern kaum mehr möglich sein, da man eingesehen haben wird, daß jeder Krieg, den ein Volk seinem Nachbar bereitet, zugleich ein Krieg gegen sich selbst und gegen sein eigenes Interesse ist. Auch wird jeder genügende Anlaß zu derartigen Betriegungen fehlen, da Niemand mehr daran denken wird, ein Volk oder eine Nation mit berechtigter Selbständigkeit im Interesse einer andern unterjochen oder vernichten zu wollen, und da sonstige allenfalls entstehende Streitigkeiten sehr leicht mit Hilfe eines Schiedsgerichts der Völker oder eines Nationen-Areopags werden ausgeglichen werden. Die Hauptschwierigkeit bei dieser gegenseitigen Einigung der Völker wird die Bestimmung und Abgrenzung der s. g. Nationalitäten sein. Soviel Gewichtiges nun auch gegen die strikte Durchführung des s. g. Nationalitäten-Princips, welches ja in der Gegenwart die leitende Triebfeder aller politischen Völker-Bewegungen bildet, eingewendet werden mag, so ist und bleibt dasselbe doch das einzige Princip, wornach eine gegenseitige Abgrenzung der Nationen auf dauernder und gerechter Grundlage eingerichtet werden kann. Jedes Volk, welches soviel Lebenskraft in sich trägt, um eine eigne Sprache, Geschichte und Litteratur bei sich entwickelt zu haben, und welches nicht geradezu als ein bloßes Anhängsel oder eine für sich nicht lebensfähige Abzweigung aus einem größeren Volksstamme angesehen werden kann, hat das Recht auf eine selbstständige Existenz und muß in dieser geschützt und erhalten werden. Zweifelhafte Fälle, sowie Streitigkeiten über die gegenseitige Abgrenzung der verschiedenen Nationalitäten an denjenigen Stellen, wo sich dieselben theilweise vermischen, werden dem Ausspruch des aus unpartheiischen Sachverständigen zusammengesetzten Völker-Schiedsgerichtes zu unterbreiten sein — vorausgesetzt, daß

es den Betroffenen selbst nicht gelingt, eine gegenseitige Verständigung unter sich herbeizuführen. Eine solche wird übrigens unter Verhältnissen, wie die zu erwartenden, nicht schwierig sein, da es sich ja hierbei nicht mehr um gegenseitige Unterdrückung und gewaltfame Ausrottung nationaler Eigenthümlichkeiten, sondern nur um Herbeiführung friedlichen Zusammenlebens handeln kann. Jener lächerliche Nationalhaß früherer Zeiten, welcher ehemals so vieles Unheil angerichtet hat, ist eigentlich aus den Gemüthern der wirklich Gebildeten großer und mächtiger Nationen bereits verschwunden und hat einer gegenseitigen Anerkennung und dem allgemeinen Wunsche nach friedlichen Beziehungen oder nach friedlichem Wettstreit Platz gemacht, z. B. zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen Franzosen und Engländern, zwischen Deutschen und Italienern u. s. w. Dieses Gefühl wird ohne Zweifel nach und nach auch in die Massen übergehen und große Völkerkriege nicht mehr aufkommen lassen. Welchen ungeheuren und unberechenbaren Gewinn der Nationalwohlstand aus dem Aufhören jener enormen und das Mark der Nationen aufzehrenden Kriegsrüstungen, welche jetzt noch die Staaten Europa's zu ihrer Sicherung für nothwendig erachten, ziehen wird, ist zu bekannt und anerkannt, als daß etwas Weiteres darüber zu sagen nöthig wäre.*)

Die Gesellschaft.

Weit wichtiger, als alle politischen oder nationalen Reformen, ist die Reformirung der Gesellschaft im Sinne des von uns dargelegten civilisatorischen Fortschritts. Denn was nützen dem Einzelnen

*) Leider hat der letzte Krieg zwischen Deutschland und Frankreich die obigen Voraussetzungen einigermaßen Eilgen gestraft. Aber auf der andern Seite haben auch die frivole Veranlassung desselben durch den Imperialismus und das Behalten der übrigen Mächte den vorher ausgesprochenen Ansichten des Verfassers in demselben Maaße Recht gegeben; und der allgemeine Abscheu vor dem Kriege als solchem ist seitdem womöglich noch ärger geworden, als vorher. Uebrigens kann auch dieser Krieg nur noch als eine der letzten Zuckungen des langsam absterbenden Barbarismus angesehen werden; und ein vielleicht bevorstehender großer und letzter europäischer Krieg wird möglicherweise für lange Zeit zum Tontengeläute des Krieges überhaupt werden.

alle politischen Freiheiten oder die Befriedigung seines Nationalstolzes, was helfen ihm alle Völkerbeglückungs-Theorien, wenn ihm der Genuß derselben durch seine gesellschaftliche Unterdrückung verbittert oder unmöglich gemacht wird? Aller staatliche Fortschritt ist und bleibt eine Chimäre, so lange sich die Gesellschaft in ihrem innersten Kerne unwohl und unbehaglich fühlt; und die Völker werden nicht eher zur Ruhe und zum heiteren Genuße ihres Daseins kommen, als bis die politische Befreiung ihre nothwendige Ergänzung durch die sociale gefunden hat. Auf keinem Gebiete menschlichen Seins hat der Kampf um das Dasein, nachdem er sich von dem natürlichen Gebiete mehr auf das moralische und geistige gezogen hat, ärger gewüthet und tiefere Spuren seiner verheerenden Wirkung zurückgelassen, als auf dem socialen oder gesellschaftlichen. Leider sind unsre Nerven durch die tägliche Gewohnheit und den ununterbrochenen Anblick so vielen Elendes bis zu einem solchen Grade abgestumpft, daß wir die grenzenlosen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, welche der gesellschaftliche Kampf um das Dasein im Gefolge gehabt hat, kaum mehr zu bemerken scheinen und die ganze Sache ebenso natürlich finden, wie den grausamen und ohne jede Rücksicht geführten Daseins-Kampf der Natur selbst. Aber wir vergessen dabei den ungeheuren Unterschied zwischen dem keine Ausnahme zulassenden Naturgesetz, welches seine Opfer meist schnell und ohne daß diese zum Bewußtsein ihrer Lage kommen, tödtet, und zwischen dem mit Bewußtsein geführten Daseinskampfe des Menschen, welcher unter dem Drucke menschlicher und daher der Verbesserung fähiger Einrichtungen und Zustände geführt wird. Allerdings verdanken auch diese Einrichtungen und Zustände ihre Entstehung einer geschichtlichen Entwicklung, welche viele Aehnlichkeit mit dem Gange der natürlichen Entwicklung bietet und welche von dem freien Zutheilen des Menschen nur bis zu einem gewissen Grade beeinflusst werden konnte. Aber je mehr sich die Menschheit zu der ihr bestimmten Höhe entwickelt, und je mehr sie sich in die Lage versetzt sieht, das rohe Natur-Verhältniß durch die freie und vernünftige Selbstbestimmung ersetzen zu können, um so mehr wird

und muß sie sich auch die Frage vorlegen, ob der Zustand der Ungleichheit und Ungerechtigkeit der menschlichen Gesellschaft, wie wir ihn in beinahe grenzenloser Ausdehnung vor uns sehen, ein nothwendiger oder mehr oder weniger zufälliger ist, und ob wir im Stande sind, den nachtheiligen Folgen dieses Zustandes für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit, durch die Einrichtungen der Gesellschaft selbst entgegenzuwirken?

Haben wir nun soeben die großen Principien der Gleichheit und der Freiheit als die bestimmenden und beinahe unbestrittenen Principien der Zukunft in politischer Beziehung kennen gelernt, so ist in keiner Weise einzusehen, warum nicht diese nämlichen Grundsätze auch in socialer oder gesellschaftlicher Hinsicht als die bestimmenden anerkannt werden sollen. Zwar gibt es bis jetzt nur sehr wenige Menschen, welche sich diese Forderung der socialen Reform ebenso klar gemacht haben, als die der politischen; und gerade unter den freisinnigsten Politikern findet man sehr häufig die erbittertsten Feinde des gesellschaftlichen Verbesserungsstrebens. Aber dennoch wird kaum Jemand behaupten wollen, daß die gesellschaftliche Unterdrückung und Ausbeutung weniger schlimm sei, als die politische; und Niemand wird auf die Frage, ob nicht jeder einzelne Mensch mit seiner Geburt und im Augenblicke derselben ein gleiches Anrecht auf den gesammten (materiellen und geistigen) Besitzstand der Menschheit, in specie seines Volkes oder seiner Nation, mit zur Welt bringe, mit Nein antworten wollen. Ebenfowenig wird irgend Wer zu leugnen im Stande sein, daß diesem Anrechte in der Wirklichkeit und bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft ein greulicher Hohn gesprochen wird. Denn während der Eine mit der Krone auf dem Kopfe geboren wird oder schon in der Wiege auf Millionen sich wälzt oder bereits mit seinem ersten Athemzuge einen großen Theil jenes Grundes und Bodens sein eigen nennt, auf dem wir Alle geboren sind und der doch rechtlicher Weise das gemeinsame Eigenthum unser Aller sein sollte, oder, noch bevor er zu denken angefangen, zu Rang, Reichthum, Stellung, Wissen und zur Herrschaft über seine Mit-

menschen bestimmt ist, kommt der Andere nackt und bloß, wie das Thier, zur Welt und hat, wie des Menschen Sohn, keine Stätte, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Die Erde selbst, welche ihn geboren hat, betrachtet ihn gewissermaßen als Ausgestoßenen oder als zu spät Gefommenen, welcher das Recht seiner armseligen Existenz erst dadurch beweisen muß, daß er seine ihm von der Natur verliehenen (körperlichen oder geistigen) Kräfte dem Dienste Anderer für Lebenszeit leibeigen gibt. Aber selbst unter dieser Bedingung und selbst da, wo er Leben und Gesundheit diesem Dienste willig opfert, fristet die Gesellschaft sein und der Seinigen Dasein in der Regel nur in der kümmerlichsten Weise und läßt ihn inmitten eines noch nie dagewesenen National-Reichtums die Dualen jenes mythischen Tantalus erdulden, welcher fortwährend alle Genüsse unmittelbar vor sich erblickend sie doch nie erreichen konnte. Grenzenlose Armuth neben grenzenlosem Reichtum, grenzenlose Gewalt neben grenzenloser Ohnmacht, grenzenloses Glück neben grenzenlosem Elend, grenzenloses Sclaventhum neben grenzenloser Willkür, grenzenloser Ueberfluß neben grenzenloser Entbehrung, fabelhaftes Wissen neben fabelhafter Unwissenheit, angestrengteste Arbeit neben mühelosem Genuß, Schönes und Herrliches jeder Art neben der tiefsten Verfunkenheit menschlichen Seins und Wesens — das ist der Charakter unsrer heutigen Gesellschaft, welche in der Größe und dem Widerstreit dieser Gegensätze die schlimmsten Zeiten politischer Unterdrückung und Slaverei noch überbietet. Tagtäglich müssen wir die erschütterndsten, aus jenen Gegensätzen hervorgehenden Tragödien an unserm Auge vorüberziehen lassen, ohne im Stande zu sein, ihre schreckliche Wiederkehr zu verhüten, und müssen uns sagen, daß täglich und stündlich Menschen aus Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse schnell oder langsam zu Grunde gehen, während dicht neben ihnen der besser situirte Theil der Gesellschaft in Ueberfluß und Wohlleben erstirbt und der Nationalwohlstand einen nie gesehenen Aufschwung nimmt. Wenn wir unsre großen Städte oder unsre mächtigen Industriebezirke durchwandern, so haben wir fast bei jedem Schritte Gelegenheit zu

bemerken, wie unmittelbar neben, über und unter den Stätten des Reichthums und Glückes die Höhlen des Lasters und des Elendes sich verbergen, wie neben brechenden Tischen und überfatten Mägen der hohläugige Hunger still seine Qualen duldet, und wie neben Wohlleben und Uebermuth jeder Art die hoffnungslose Entbehrung scheu und ängstlich in schmutzige Winkel sich verkriecht oder in düstrer Verzweiflung schreckliche Thaten ausbrütet. Wie oft könnte der arme Arbeiter mit den Brocken, welche vom Tische des Reichen fallen und welche dessen Hunden zu gering zur Speise sind, seinen hungernden und frierenden Kleinen Rettung vor der äußersten Entbehrung bringen! und was der verwöhnte Gaumen des Gourmands mit Eitel zurückweist, wäre Delikatesse für Den, der nur ißt, um seinen Hunger zu stillen! Auch die geistige Nahrung oder der geistige Genuß ist so ungleich vertheilt, daß oft der kleinste Theil dessen, was dem Hoch- oder Wohlstehenden geboten ist und was derselbe vielleicht Schnöde zurückweist, hinreichen könnte, um den armen, aber verlangenden Geist glücklich zu machen oder einem besseren Ziele entgegenzuführen. Wie viele Talente, wie viele Genies mögen in der Masse schlummern, welche nie den ihnen zuzugenden Wirkungskreis erreichen und den Pflug des Alltagslebens ziehen müssen, während Unfähigkeit oder Beschränktheit sich auf den Sesseln der Macht oder der Gelehrsamkeit breit machen. Wie viel (geistiger oder physischer) Hunger könnte ohne Noth gestillt werden, wenn Besitz und Bildung gleichmäßiger vertheilt wären! Wie satt könnten sich Alle essen oder lernen, wenn Alle thätig sein und nicht so Viele für Einen oder Einige arbeiten müßten ⁽⁸⁹⁾!

Es ist, wie gesagt, der noch nicht durch Principien der Vernunft und Gerechtigkeit geregelte gesellschaftliche Kampf um das Dasein, welcher alle jene Ungleichheiten und Monstrositäten der Gesellschaft nach und nach hervorgerufen hat, wobei er auf das Wesentlichste unterstützt wurde durch jene zahllosen politischen Unterdrückungen, Gewaltthaten, Beraubungen, Eroberungen u. s. w., welche die Geschichte der Völker und der Vergangenheit füllen, und

deren traurige Nachwehen heutzutage der nicht unterrichtete Verstand als notwendige Folgen gesellschaftlicher Bewegung hinnehmen zu müssen glaubt. So ist denn auch der heutige Zustand der Gesellschaft und der Besig-Vertheilung in derselben durchaus nicht, wie so viele meinen, bloß Folge einer naturgemäßen Entwicklung, sondern einer Verkettung von Umständen und Ursachen, unter denen der redliche Erwerb und der persönliche Fleiß des Einzelnen eine, wenn auch große, doch im Ganzen nur sekundäre Rolle spielen. An die Stelle der ehemaligen politischen Gewaltthat ist die gesellschaftliche Unterdrückungs- und Ausbeutungswuth getreten, welche kein andres Ziel kennt, als so schnell als möglich auf Kosten der Anderen reich oder besitzend zu werden, und zur Erreichung dieses Zieles keine Mittel gegenseitiger Ueberbietung oder Uebervortheilung unversucht läßt. Es versteht sich von selbst, daß die Ueberbotenen oder Uebervortheilten Dem mit allen Mitteln der List oder Stärke sich zu widersetzen suchen, obgleich ihnen dieses wegen der Ungleichheit des Kampfes in der Regel nur in sehr geringem Grade gelingt. Schonung oder Mitleid kennt dieser gesellschaftliche Kampf oder dieser Krieg Aller gegen Alle, soweit er zwischen den Einzelnen geführt wird, in der Regel ebenso wenig, wie der von uns geschilderte rohe Daseins-Kampf der Natur. Es ist gewissermaßen eine allgemeine Flucht oder ein allgemeines Wettrennen der Furcht vor der Noth und Entbehrung des Lebens, wobei die Meisten in der Hast ihrer Flucht kaum einen Blick des Mitleids, geschweige denn eine helfende Hand für die neben ihnen zu Boden Sinkenden übrig haben und ohne Bedenken Diejenigen niederstoßen, welche ihnen im Wege sind. Unaufhaltsam tobt der Strom über die Unglücklichen, Gefallenen hinweg, und das allgemeine Selbstgeschrei lautet: Rette sich wer kann! Unterliege wer muß!

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Zustand der Dinge nur von den größten Nachtheilen für die edleren Triebe und Neigungen oder für die moralische Natur des Menschen begleitet sein und einen schrankenlosen Egoismus zur Haupttriebfeder mensch-

licher Handlungen machen muß. Jede Abweichung von den durch den gesellschaftlichen Egoismus auferlegten Vorschriften straft sich sofort an dem Einzelnen auf das Empfindlichste und nöthigt ihn, wenn er nicht dem zwingenden Gebote der Selbsterhaltung untrennbar werden will, sofort wieder zu denselben zurückzukehren. Selbst der aufopferndste Menschenfreund könnte sich diesen Geboten des gesellschaftlichen Egoismus nicht entziehen, wenn er nicht sofort von den größten persönlichen Nachtheilen sich betroffen sehen wollte (⁹⁰).

Es wird nicht viele Menschen geben, welche die Richtigkeit obiger, rein der täglichen Erfahrung entnommener Sätze zu bestreiten oder welche den einfachen (schon erwähnten) naturrechtlichen Grundsatz zu leugnen wagen, daß alle Menschen mit ihrer Geburt ein gleiches Anrecht an den im Augenblicke derselben vorhandenen (materiellen oder geistigen) Besitzstand der Menschheit mit zur Welt bringen. Aber sie werden, nachdem sie diese und ähnliche Wahrheiten anerkannt, sofort mit einem bedauernden Achselzucken hinzufügen, daß es kein vernünftiges oder annehmbares Mittel gäbe, um diesem Zustande abzuhelfen; daß es von jeher Armuth und Reichthum gegeben habe, und daß Ungleichheit der Stellung und des Besitzes, Unterschied der Stände, der Bildung u. s. w. nothwendige und unentbehrliche Attribute der menschlichen Gesellschaft seien, ohne welche dieselbe nicht bestehen könne. Sie werden Dem hinzufügen, daß, wenn man auch heute im Widerspruch mit allen bestehenden und zum größten Theile sehr wohlervordenen Rechten eine allgemeine Vertheilung der Güter unter die Lebenden vornehmen wollte, die alte Ungleichheit doch sehr bald wieder zurückgekehrt sein würde. Sie werden endlich die (theils wirklichen, theils eingebildeten) Gefahren des s. g. Communismus mit den grellsten Farben schildern und darauf hinweisen, daß alle Versuche dieser Art auf das Schmachlichste mißglückt seien und wegen der Schwäche und Unzulänglichkeit der menschlichen Natur immer mißglücken müßten.

Wenn nun auch Letzteres durchaus nicht zugegeben zu werden

Braucht, und wenn Dem erwidert werden kann, daß der jetzt bestehende und die Gesellschaft beherrschende Egoismus der menschlichen Natur hauptsächlich Folge der viele tausend Jahre alten egoistischen und im steten Kampfe um das Dasein verhärteten menschlichen Gefühls- und Gesellschaftszustände sei, sowie daß eine bessere Leitung und Erziehung des menschlichen und namentlich des gesellschaftlichen Geistes im Sinne der Gegenseitigkeit und der Brüderlichkeit ganz andre und erstaunliche Resultate haben würde; wenn ferner entgegnet werden kann, daß durchaus nicht alle communistischen Versuche, welche gemacht wurden, mißglückt sind, und daß sie dort, wo sie zu Grunde gingen, oft mehr an äußeren, als an inneren Schwierigkeiten scheiterten ⁽⁹¹⁾; wenn endlich mit Recht darauf aufmerksam gemacht werden kann, daß die Vortheile einer Gemeinschaft der Güter in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht ganz außerordentlich große seien ⁽⁹²⁾, und daß sich sehr gut ein Gesellschaftszustand denken lasse, in welchem ohne Gefahr für die Zwecke der Gesellschaft selbst oder für die Individualität des Einzelnen* die Arbeit einen ganz zwanglosen, freiwilligen und nur den Zwecken der Gemeinsamkeit dienenden Charakter annehmen würde — wenn, wie gesagt, Alles dieses den Gegnern des Communismus erwidert werden kann, so ist doch vorerst und für lange Zeit hinaus an eine praktische Verwirklichung solcher Ideen oder Vorschläge so wenig zu denken, daß jedes weitere Reden hierüber als überflüssig erscheinen muß. Theils steht Dem die allgemeine und gar nicht zu überwindende Abneigung der Menschen gegen alle

*) „Verwischung der Individualität“, heißt die Parole, welche unsere Philosophen und National-Ökonomen gegen alle Arten communistischer oder socialistischer Systeme ausgegeben haben, obgleich dieselbe ganz unrichtig ist, und obgleich es so viele Individualitäten gibt, an deren Verwischung wahrlich nichts gelegen wäre. Uebrigens sorgt bereits unsere gegenwärtige Gesellschaft, wie ich denke, ausreichend für Verwischung der Individualität und für allgemeine, persönliche Gleichmacherei, während im eigentlichen Socialstaat nur diejenigen „Persönlichkeiten“ zu leiden haben werden, deren individuellste Tugenden oder Thorheiten der allgemeinen Freiheit hindernd in den Weg treten. Die wahre Persönlichkeit und Freiheit hingegen dürfte grade in ihm erst ihre rechte Erfüllung finden.

Arten communistischer Vorschläge oder Systeme entgegen, theils die wirklich jetzt noch bestehende Schwäche und Unzulänglichkeit der menschlichen Natur selbst, welche erst durch langjährige Erziehung im Geiste der Gemeinsamkeit und der allgemeinen Menschenliebe zu Besserem geleitet und fähig gemacht werden müßte.

Es bleibt uns daher nichts Anderes übrig, als uns nach einem andern Mittel umzusehen, welches dazu dienen kann, die schrecklichen Contraste und Monstrositäten des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzuschwächen und somit allmählig zu einem bessern Zustande der Dinge hinüberzuleiten. Auch hier gibt uns wieder die Wissenschaft und im besonderen die Natur-Wissenschaft den richtigen Fingerzeig. Denn wenn, wie gezeigt wurde, die eigentliche Aufgabe des Humanismus oder der menschheitlichen Fortbildung im Gegensatze zu dem rohen Naturzustande in dem Kampfe gegen den Kampf um das Dasein oder in der Ersetzung der Naturmacht durch die Vernunftmacht ruht, so ist es klar, das dieses Ziel vor Allem durch eine möglichste Ausglei chung in den Mitteln und Umständen erreicht werden muß, unter denen und mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um seine Existenz, seinen Wettbewerb um seine Lebenshaltung (standard of life) auszusechten hat. Die Natur kennt eine solche Ausglei chung nicht oder nur in einer höchst unvollkommenen Weise; und der Schwache oder minder Begünstigte hilft sich in ihr mehr durch Ausweichen oder Flucht vor dem Star ten oder vor den ungünstigen Einflüssen der Natur, als durch direkte Bekämpfung. Auch bei dem Menschen ist dieses bisher in der Hauptsache so gewesen, abgesehen von den unmittelbaren Natureinflüssen, welchen derselbe mit Hilfe seiner Ueberlegung und Kenntnisse mehr oder weniger direkt entgegengetreten ist. Aber ebenso wie er diesen Kampf gegen Außen glücklich ausgefochten hat und ihn überall siegreich auszusechten fortführt, ebenso muß er auch den viel schwierigeren Kampf gegen Innen oder gegen seine eigene thierische Natur auskämpfen und, wie gesagt, an die Stelle des Naturgesetzes das Vernunftgesetz treten lassen. Ist man

in politischer Beziehung längst dahin gekommen, an die Stelle des ehemaligen Unterdrückungs- und Beherrschungs-Systems den jetzt allgemein anerkannten Grundsatz treten zu lassen: Gleiche Rechte und gleiche Pflichten — so muß Dem entsprechend auch in socialer oder gesellschaftlicher Beziehung das bisher geübte gegenseitige Ausbeutungssystem durch den Grundsatz: Gleiche Mittel oder gleiche Umstände ersetzt werden. Was wäre das für ein Kampf, wobei der Eine der Kämpfer allenfalls nackt und mit einem hölzernen Schwerte bewaffnet in den Kampf zöge? oder was wäre das für ein Wettlauf, wobei der Eine der Läufer nur der Kraft seiner nackten Füße vertrauen dürfte, während der Andere alle durch die Fortschritte der Kunst und Technik möglichen Mittel der Fortbewegung zur Verfügung hätte? oder was wäre das für ein Wettbewerb um das Dasein, wobei der Eine mit allen jenen zahllosen Vortheilen ausgerüstet erschiene, welche Rang, Reichthum, Bildung, Stellung, Besitz u. s. w. zu verleihen im Stande sind, während der Andere nichts zur Verfügung hätte, als die Kraft seiner nackten Arme oder seines ungebildeten Verstandes — welche Kraft ihm obendrein vielleicht schon in frühesten Jugend durch körperliche und geistige Entbehrung verkümmert worden ist? — Den Namen eines Kampfes oder Wettbewerbs um das Dasein verdient ein solcher Zustand eigentlich schon nicht mehr, da der Ausgang desselben in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle bereits von vornherein entschieden ist und das Ganze nur einen Zustand permanenten, durch Alter geheiligten und von Generation zu Generation sich forterbenden gesellschaftlichen Sclaventhums darstellt. Es ist natürlich, daß ein solcher Zustand bei dem unterdrückten Theile der Gesellschaft die Lust am Kampfe oder das Streben nach persönlicher Verbesserung in hohem Grade lähmt, da Derjenige, welchem von vornherein beinahe jede Aussicht auf Erfolg oder Sieg benommen ist, auch keine besondere Lust am Kampfe finden, sondern nur darauf denken wird, wie er sein zum Dienste Anderer bestimmtes Leben nothdürftig erhalten oder herumbringen soll. „Die Fesseln einer niederen Geburt“, sagt J. C. Fischer

(Die Freiheit des menschlichen Willens, Leipzig 1871), „schleppen wir durch's ganze Leben, und an ihren Klippen zerschellt oft die unerhörteste Anstrengung eines ganzen Menschenalters.“ Glücklicherweise fehlt bei den meisten dieser Variab's der Gesellschaft neben dem klaren Bewußtsein ihrer Lage und der Erkenntniß der dieselbe bedingenden Ursachen auch die Empfindung für das Schreckliche derselben. Hätten sie diese Empfindung und jenes Bewußtsein, so wäre die so oft prophezeite und von den besitzenden Klassen so sehr gefürchtete sociale Revolution wohl längst eine Wirklichkeit geworden (⁹³).

Allerdings muß zugegeben werden, daß eine vollständige Ausgleichung in den Mitteln, mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um das Dasein führt, wohl kaum jemals eine Sache der Möglichkeit oder Ausführbarkeit sein wird; aber auch schon eine theilweise Ausgleichung wird von den wohlthätigsten Folgen für den Zustand der Gesellschaft begleitet sein und den an sich so wünschenswerthen Sporn der Concurrrenz nicht schwächen, sondern schärfen. Denn wenn Jeder darauf angewiesen ist, nur die Früchte seines eignen Fleißes oder seiner eignen Anstrengungen zu genießen und sich nicht, indem ihm die Früchte des Fleißes oder Glückes Anderer in den Schooß geschüttet werden, auf dem Lotterbette der Faulheit zu wälzen, wird er sich schon im Interesse der Selbsterhaltung von Anfang an zu Fleiß und Thätigkeit angetrieben sehen, während gegenwärtig selbst Solche, welche den Trieb der Arbeit in sich fühlen, häufig genug durch ihre gesellschaftliche Stellung zu einem unfreiwilligen Nichtsthun verdammt sind. Auch die natürlichen Ungleichheiten der Gesellschaft und die so nothwendige Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen in ihr werden unter einer solchen Ausgleichung nicht Noth leiden, da Geburt, Familie, Wohnort, Anlagen, inneres Bedürfniß, körperliche Kraft oder Schwäche, geistige Vorzüge u. s. w. eine Menge von durch äußere Mittel überhaupt nicht auszugleichenden Unterschieden der Menschennatur bedingen, welche sich im weiteren Laufe jedes individuellen Lebens mit eben solcher und (bei Ausgleichung der äußeren Mittel der

(Existenz) mit wahrscheinlich noch viel größerer Gewalt geltend machen werden, als bisher.

Um nun freilich die so geforderte Ausgleichung einigermaßen herstellen und den Einzelnen in eine Lage versetzen zu können, in welcher er im Stande ist seine natürlichen Anlagen genügend auszubilden und seinen Fleiß, wie seine Fähigkeiten in dieser oder jener Richtung des gesellschaftlichen Lebens ungehindert geltend zu machen, müssen der Gesamtheit oder dem Staate ungleich größere Mittel und Reichthümer zugeführt werden, als dieses bisher der Fall war. Dieser Zweck kann erreicht werden, theils durch Abschaffung der s. g. Bodenrente (namentlich derjenigen, welche aus einfacher Vermehrung der Bevölkerung entsteht) oder durch Zurückführung des von Rechtswegen Allen gemeinsam gehörigen Eigenthumes an Grund und Boden aus dem Privatbesitz in den Besitz der Gesamtheit⁽⁹⁴⁾, theils durch thunlichste, nach und nach sich steigende Beschränkung des Rechtes der Vererbung des Privatbesitzes auf die Nachkommen, und zwar zu Gunsten der Gesamtheit⁽⁹⁵⁾. — Mit Communismus haben diese Vorschläge, obgleich es Manchem an den ersten Anblick so scheinen könnte, nichts zu thun, da in ihnen gar nichts enthalten ist, was mit dem Grundsatz des Privat-Eigenthums als solchem in Widerspruch stände oder was den Einzelnen verhindern könnte, die Früchte seines eignen Fleißes, seiner eignen Anstrengungen im vollsten Maße zu genießen oder auszunutzen. Auch die Sorge für seine Nachkommen würde ihm, so lange nicht eine vollständige Abschaffung des Erbrechtes in Aussicht steht, nicht unbenommen sein; nur würde diese Sorge mit unendlich geringerem Drucke auf ihm lasten, als bisher, da die Gesamtheit die Sorge für Erziehung und Bildung der Kinder bis zur Erreichung eines erwerbsfähigen Alters unter allen Umständen, die Sorge für erwerbsunfähige Nachkommen aber überall dort übernehmen müßte, wo nicht auf dem Privatwege bereits ausreichend für dieselben gesorgt wäre⁽⁹⁶⁾. Das Bewußtsein aber, daß der Einzelne durch seine Thätigkeit nicht bloß für sich oder für seine (oft sehr unverdienten oder sehr unbedürftigen) Erben, sondern auch für die Gesamtheit wirkt

und sorgt, würde auf das Wohlthätigste jenen egoistischen Trieben oder Neigungen entgegenwirken, welche, wie wir gesehen haben, leider zur Zeit noch die Haupttriebfeder aller gesellschaftlichen Thätigkeit bilden und eine gründliche Verderbniß der gesellschaftlichen Natur des Menschen im Gefolge haben. Auch wird der Einzelne sehr bald begreifen, daß er, indem er für die Gesammtheit arbeitet oder sorgt, das Nämliche für sich und die Seinigen thut, indem ja Alle nur einzelne Bestandtheile des Ganzen sind und sich wohl befinden müssen, sobald sich die Gesammtheit wohl befindet. Die s. g. Manchester-Leute freilich, welche in dem Staate nur eine Polizei-Anstalt zur Sicherung von Leben und Eigenthum erblicken und keine Ahnung davon haben, daß die Aufgabe des modernen Staates in seiner Eigenschaft als sittlicher Organismus eine ganz andere und unendlich höhere ist, werden so etwas nicht begreiflich finden; sie wollen vom Staate so wenig als möglich wissen und verlangen nur, daß das gesellschaftliche Morden und Slavenmachen unter seinem Schutze so ungehindert als möglich vor sich gehe. Sie finden dabei freilich eine mächtige Unterstützung in dem Hinweis auf unsre gegenwärtigen staatlichen Zustände, welche in der That jede staatliche Einmischung in private und gesellschaftliche Verhältnisse so wenig wünschenswerth als möglich erscheinen lassen und nur eine im Großen durchgeführte, politische Ausbeutung des gesammten Volkswesens durch eine herrschende Minderheit darstellen. Aber ein ganz andres Ding, als dieser als ein Ueberbleibsel des Mittelalters anzusehende Gewalt- oder Feudalstaat, ist der wirkliche Volkstaat, in welchem die Gesammtheit nur der Ausdruck Aller ist, und in welchem Alle nur der Ausdruck der Gesammtheit sind. Ein solcher Staat gleicht in Wirklichkeit einem Organismus, in welchem fortwährend und in ununterbrochenem Strome alle Säfte von der Peripherie nach dem Centrum fließen, um von hier sofort und augenblicklich wieder nach den einzelnen Theilen zurückzufließen und denselben Kraft und Gesundheit zu bringen. In diesem ununterbrochenen Ab- und Zufließen, in diesem unaufhörlichen Säfteaustausch zwischen den einzelnen Theilen und den großen Mittelpunkten des Körpers liegt

die beste Garantie der Gesundheit, während jede Unterbrechung dieser Bewegung, jede Stockung oder Anhäufung des Blutes in einzelnen Theilen Krankheit oder Unwohlsein im Gefolge hat. Grade so ist es auch im Staatskörper, welcher sich um so weniger wohl befinden muß, je geringer der Säfteaustausch zwischen dem Ganzen und den einzelnen Theilen ist, und je mehr sich Besitz und Reichthum in naturwidriger Weise an einzelnen Stellen der Peripherie anhäufen und hier ohne freie Circulation mit dem Gesamtkörper festsetzen. Daher die ungeheuren Privatvermögen, welche sich nach und nach, hauptsächlich in Folge von Vererbung oder Heirath, in einzelnen Händen oder Familien aufgehäuft haben, und deren Verwendung lediglich der Willkühr der Einzelnen überlassen bleibt, ganz dieselbe Gefahr für die Gesamtheit oder für den Staat bedingen, wie der alles Maaß übersteigende Grundbesitz der Privaten. Jene Vermögen haben es bei dem ungeheuren Einfluß, den Besitz und Reichthum nach und nach in unsern staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen erlangt haben, gradezu dahin gebracht, einen Staat im Staate zu bilden, und werden es mit der Zukunft, und je mehr die Theorie der Manchester-Männer durchgreift, immer mehr und schließlich bis zu einem Grade thun, daß ein geordneter Staatszustand dabei gar nicht mehr bestehen kann. Das Geld oder Gott Mammon wird am Ende der einzige Herrscher der Staaten bleiben; und mit einem sehr bezeichnenden Ausdrücke nennt man jetzt schon die großen Reichen „Geldfürsten“, um damit anzudeuten, daß in ihrer Hand Besitz und Reichthum zugleich mit übermäßigem politischem Einfluß verbunden sind. Dieser unnatürlichen Aufhäufung großer und der Gesamtheit schädlicher Privatvermögen werden natürlich die von uns vorgeschlagenen Maaßregeln auf das Wirksamste entgegenarbeiten und den Reichthum der Nation aus den Händen der Einzelnen immer wieder dahin zurückführen, wohin er von Natur- und Rechtswegen gehört — in den Schooß der Nation selbst nämlich. Wie ein wohlthätiger Regen wird er sich von da wieder auf die einzelnen Glieder vertheilen und Leben und Gesundheit dort erwecken, wo vorher Dede

und Elend war. Ohne das verhaßte communistische Theilen und ohne jede Verleibigung privater Interessen wird auf diese Weise doch in jedem einzelnen Augenblicke und fortwährend gewissermaßen getheilt werden, und wird eine stete normale und gesetzmäßige Ausgleichung zwischen dem Ganzen und den Theilen, sowie unter diesen Theilen selbst, hergestellt werden. Ein Mittel, welches soviel leistet und doch Niemanden in seinen persönlichen Rechten beeinflusst oder beeinträchtigt, sollte man nicht, wie dieses wahrscheinlich sehr Viele im Angesicht dieser Zeilen thun werden, unbesehen verwerfen, sondern genau prüfen und sich eine unbefangene, von Vorurtheilen freie Meinung darüber bilden. Auch die praktischen Bedenken oder die Bedenken gegen die Möglichkeit der Ausführung, welche, wie bei allem Neuem, mit großen Nachdruck werden geltend gemacht werden, lassen sich alle ohne viele Schwierigkeit beseitigen, wie Jedem bei einigem Nachdenken klar werden wird, sofern er überhaupt die Absicht hat, darüber klar zu werden. Es wird nicht schwer sein, auf legislatorischem Wege unbegrenzte Schenkungen für den Todesfall zu verhüten und überhaupt betrügerische Umgehungen des Gesetzes unmöglich zu machen. Auch wird die Beschränkung der unbegrenzten Testirfähigkeit nicht, wie Viele meinen, den Trieb zum Erwerb bei dem Einzelnen übermäßig beeinträchtigen. Zahllose Beispiele beweisen jetzt schon, daß der Trieb, Vermögen zu erwerben, durch Abwesenheit direkter oder sonst bedürftiger Leibes-Erben nicht im Geringsten alterirt oder beeinträchtigt wird; und wenn hier und da ein Einzelner durch den Mangel einer direkten Beerbung veranlaßt werden sollte, bei Lebzeiten mehr für sich oder für Andere zu verausgaben, als er sonst gethan haben würde, so könnte darin grade kein Schaden für das Gemeinwesen erblickt werden. Im Gegentheil würde ein Gegenwicht gegen jene habgüchtige und unnützliche Aufspeicherungswuth, welche gegenwärtig die Gemüther der meisten Besitzenden beherrscht, von großem Nutzen sein; und jedenfalls würden nützliche und nothwendige Ausgaben des Augenblicks nicht mehr im Hinblick auf die Zukunft und zum Schaden der Gegenwart in

demselben Maasse wie bisher beschränkt werden. Der Durst nach Geld und Reichthum hat das Eigenthümliche, daß er nicht, wie jeder andre Durst, durch Befriedigung gestillt wird, sondern daß er in der Regel in demselben Maasse wächst, in welchem man ihm Nahrung bietet. Jeder Reiche ist von dem Wunsche beseelt, noch reicher zu werden, als er bereits ist — theils in Folge einer absolut unsinnigen Liebe zu dem Gelde an sich, theils damit er es dem über ihm stehenden Reicheren an äußerer Prunk-Entfaltung gleich oder zuvor thun kann; und verhältnismäßig selten sind die Fälle, in denen großer Privat-Reichthum zu Ausführung allgemein nützlicher, das Gemein-Wohl fördernder Plane oder Einrichtungen oder zur Hülfe für emporstrebende Talente u. dgl. verwendet wird. Daß auf diese Weise nur Neigungen und Triebe gepflegt werden, welche dem Gemeinwohl schädlich oder unnütz sind, wie Habsucht, Eifersucht, Neid, Engherzigkeit, Prunksucht, Unredlichkeit u. s. w., ist klar, während Liebe der Mitmenschen, Förderung des Gemeinwohls, Unterstützung Nothleidender oder Bedürftiger, Hingabe an große, das Menschenwohl in materieller und geistiger Beziehung fördernde Zwecke u. s. w. weit hinter jenen egoistischen Motiven oder Neigungen zurückstehen müssen. Dieses ganze Verhältniß aber muß und wird ein umgekehrtes werden, sobald der Einzelne durch die Einrichtungen der Gesellschaft selbst in einen anderen und innigeren Zusammenhang mit derselben und mit dem Gemeinwesen überhaupt gebracht wird. Die Neigung, seine Reichthümer nicht bloß für sich, sondern auch für gemeinnützliche Zwecke zu verwenden, wird in einem ungeahnten Maasse zunehmen; und an die Stelle jener lächerlichen Selbstherausstufungs-Sucht, welche gegenwärtig bei fast allen Besitzenden Regel ist, und welche ohne Zaudern ungezählte Summen an Befriedigung der kleinsten und kleinlichsten persönlichen Gelüste oder Eitelkeiten verschwendet, während allen nicht egoistischen Zwecken gegenüber ein ebenso kleinlicher Geiz obwaltet, werden Liebe des Gemeinwesens, Hülfe für Andere, Förderung großer und allgemeiner Zwecke u. s. w. treten. Sollte aber auch wider Erwarten diese Wirkung auf die Gemüther der Einzelnen

und die Besserung der menschlichen Natur ausbleiben, so wird der Staat oder die Gemeinschaft jene Sorge übernehmen und die ihm stetig aus zurückgelassenem Privatbesitz zufließenden Reichthümer nicht bloß für die Hebung des Gemeinwohls, sondern auch für Förderung aller allgemeinen, der Menschheit als solcher und ihrem Voranschreiten nützlichen Zwecke verwenden. Während daher jetzt noch die Reichthümer der Nation in Privathänden gewissermaassen gefangen liegen und in der Regel in einer der Gesamtheit unnützen oder gar schädlichen Weise verwandt werden, wird alsdann zum Segen Aller der umgekehrte Fall eintreten müssen. Dieses Alles führt nothwendig auf die in unsren Tagen so wichtig gewordene und so viel besprochene Kapital- Frage, über welche leider noch endlose Unklarheit in den meisten Köpfen herrscht.

Das Kapital.

Kapital ist im allgemeinsten Sinne eine andre Bezeichnung für vorgethane, verrichtete Arbeit, oder, genauer ausgedrückt, es ist die angesammelte oder aufgespeicherte, in Besizthümer oder nutzbares Eigenthum aller Art (wie Geld, culturfähiger Boden, Häuser, Waaren, Transportmittel, Werkzeuge, Kenntnisse u. s. w. u. s. w.) umgewandelte körperliche und geistige Arbeit unsrer Vorfahren und Zeitgenossen.*) Schon aus dieser Begriffsbestimmung geht hervor, wie hirn- und sinnlos das gegenwärtig in den Arbeiterkreisen Mode gewordene Geschrei gegen das Kapital als solches ist. Das Feldgeschrei der Arbeiter sollte nicht lauten: Fort

*) Manche definiren Kapital als den Ueberschuß des Arbeitsertrags über den Arbeitslohn oder als den Mehrwerth der durch die kapitalistische Produktionsweise ausgebeuteten Arbeit, welchen der Kapitalist oder Unternehmer in die Tasche steckt. Es ist klar, daß dieses keine Definition, ja nicht einmal eine Erklärung der Entstehungsweise des Kapitals, sondern nur ein Ausdruck für einen jener vielfachen Vorgänge ist, durch welche sich Kapital in einzelnen Händen aufhäuft. Mit solchen Definitionen erklärt man Nichts, man regt damit nur unnützlich Weise auf. Auch F. A. Lange (die Arbeiterfrage u. s. w.) gibt keine Erklärung der Entstehungsweise des Kapitals, sondern erklärt nur die Ursachen oder eine der Ursachen seiner ungerechten Vertheilung, wenn er sagt, daß Kapital im großen Ganzen theils direkt, theils indirekt dem herrschaftlichen Besiz und den Privilegien der Feudalzeit entsamme.

mit dem Kapital! sondern: Her mit dem Kapital! Wären wir im Stande, heute mit einem Schlage alles Kapital aus der Welt verschwinden zu machen, so würden wir uns freiwillig in jenen rohen und elenden Zustand zurückversetzen, in welchem unfre ältesten Vorfahren ihr halb thierisches Leben in der unvollkommensten Weise fristeten, da ja der Culturfortschritt hauptsächlich in der allmähigen Anhäufung jener zahllosen Hülfsmittel und Kenntnisse besteht, durch die allein ein civilisirtes und von den rohen Banden der Natur-Macht befreites Leben möglich ist. Je größer, umfangreicher und werthvoller jener ungeheure Schatz an physischen und geistigen Gütern wird, welchen die Menschheit auf ihrem allmähigen Entwicklungsgange bei sich aufhäuft und von Generation zu Generation weiter vererbt, um so mehr nähert sie sich der Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung; und um so größer wird auch das allgemeine Maaß ihres Glückes werden. Der Uebelstand, über den man sich zu beklagen hat, beruht daher nicht darin, daß dieser Schatz oder das Kapital (im allgemeinsten Sinne) überhaupt vorhanden ist, sondern darin, daß es nicht jedem Einzelnen in gleichem Maaße oder gleicher Weise zur Verfügung steht. Hätten Alle Kapital, so würde sich Niemand über dasselbe zu beklagen haben, sondern Jeder würde wahrscheinlich von dessen nutzbringenden Wirkungen zu erzählen wissen. Erst die s. g. Kapital-Rente oder der Zins macht das Kapital zu jenem verhaßten Werkzeug des Reichen gegen den Armen, womit Ersterer jederzeit sicher ist, daß ohne jede eigne Anstrengung die Arbeit Anderer für ihn und seine Erhaltung gethan oder geleistet werde.

Sehen wir also der Sache auf den Grund, so ist es klar, daß der ganze Mißbegriff, der sich an die s. g. Kapital-Herrschaft anheftet, nicht in dem Vorhandensein des Kapitals als solchem, sondern lediglich in seiner ungleichen und nicht bloß den Grundfäden des Rechtes, sondern auch denen einer gesunden National-Oekonomie widersprechenden Vertheilung seinen Grund hat. Alle Vorwürfe und Vermüthungen gegen das Kapital erscheinen ungerecht, solange man nur dieses an und für sich in das Auge faßt, und

werden wahrscheinlich mehr oder weniger gerecht, sobald man dafür den Ausdruck „Privatkapital“ substituirt. In der That ist in keiner Weise einzusehen, warum die Arbeit der Vergangenheit und der Gesamtheit in der Gegenwart nicht wieder der Gesamtheit, sondern nur Einzelnen zu Gute kommen soll, und warum das, was der Menschheit gehört, dieser durch das Interesse Einzelner vorenthalten wird? Namentlich ist, auch ohne Rücksicht auf die Hinterlassenschaft unsrer Voreltern und auf das allgemeine Anrecht Aller an Grund und Boden, die ungeheure Werthsteigerung, welche alle vorhandenen Güter durch den einfachen Zuwachs der Bevölkerung, durch die Steigerung des Vertrauens und durch die Hebung aller industriellen, merkantilen und sonstigen Verhältnisse erfahren, so sehr unmittelbare Folge der Gesamthätigkeit Aller, daß es als die größte Ungerechtigkeit erscheinen muß, wenn der Haupt-Nutzen dieser Werth-Steigerung fast nur einzelnen, zufällig in diesem oder jenem Besitz befindlichen Personen zufällt, welche vielleicht durch ihre eigne Thätigkeit am allerwenigsten zur Herbeiführung jenes Resultates beigetragen haben. Niemand wird behaupten wollen, daß Diejenigen, in deren Händen sich gegenwärtig hauptsächlich das Kapital oder die Erträgnisse des Fleißes, der Geschicklichkeit, des Nachdenkens, der Anstrengungen der vor uns gelebt habenden und der noch mit uns lebenden Generationen befinden, dieselben nur durch eigne Thätigkeit, durch eignen Fleiß verdient haben, oder daß die Armuth und Besitzlosigkeit der niederen und arbeitenden Klassen Folge selbstverschuldeten Unglücks sei. Es gibt daher kein anderes Mittel, um diese Ungleichheiten wieder auszugleichen und der Gerechtigkeit, wie dem nationalökonomischen Bedürfniß, Genüge zu thun, als die theils bleibende, theils zeitweise Zurückführung des Kapitals, des Volksreichthums, der Menschheitsgüter in den Schooß Desjenigen, dem sie von Natur und Rechtswegen gehören, in den Besitz der Gesamtheit oder der Menschheit als solcher nämlich. Indem diese Güter von hier aus dem Einzelnen wieder zur Verfügung stehen, soweit er sie zur Ausbildung und Nugbarmachung seiner Kräfte bedarf, machen sie

denselben unabhängig von der Herrschaft des Privat-Kapitals und fähig, ohne Aufopferung seiner Kräfte im Dienste Anderer, durch seine Thätigkeit sowohl sich selbst wie der Gesamtheit und der Menschheit zu dienen. Die bisherige Macht des Privat-Kapitals selbst aber wird der ungeheuren Concentration der Volks-Reichthümer in der Hand des Staates oder der Gesamtheit gegenüber fast alle Bedeutung verlieren; und die aus ihm entspringende, durch die Concurrenz des Staatskapitals erniedrigte oder auch ganz aufgehobene Rente wird es faulen Väuchen nicht mehr möglich machen, ohne eigne Anstrengung oder eignes Verdienst nur auf Kosten der Gesamtheit oder der Uebrigen zu leben und zu verdauen. Der Hauptnutzen wird aber darin bestehen, daß der Reichthum der Nation dem willkürlichen Belieben, der Dummheit, dem bösen Willen oder der Habucht der Privaten aus der Hand genommen und nicht mehr zu unproduktiven oder gar verderblichen Zwecken, sondern einzig und allein zum Nutzen und zur Wohlfahrt Aller verwendet wird. Der grenzenlose und verderbliche Geld- und Papier-Schwindel wird ein Ende nehmen, und an die Stelle unzählbarer Staatsschulden wird ein unerschöpflicher National-Reichthum treten. Auch der Private selbst, der lange oder erfolgreich genug gearbeitet hat, um sich, wie man zu sagen pflegt, „zur Ruhe setzen“ zu können, wird es wohl in den meisten Fällen vorziehen, die von ihm erworbenen Reichthümer ganz oder theilweise der Gesamtheit zu überlassen und sich dagegen nur einen entsprechenden Unterhalt auf Lebenszeit auszubedingen. Schließlich wird der Staat einen Theil Dessen, was wir heute Kapital nennen und welchem hauptsächlich der häßliche Nebenbegriff desselben anklebt, oder das Geld kaum mehr nöthig haben, da es ihm wahrscheinlich in den meisten Fällen gelingen wird, alle Zwecke der Gesellschaft durch Organisation und gegenseitige Ausgleichung der Arbeit zu erreichen.

Die Arbeit und die Arbeiter.

Eine der größten Thorheiten, welche die Gegenwart begangen hat und noch begeht, ist die Schaffung einer besonderen Arbeiter-

frage und die Trennung derselben von der großen oder allgemeinen socialen Frage. Auch hier liegt, grade wie bei der Kapitalfrage, der Grund der Sache nicht in der Arbeit selbst, sondern nur in der ungerechten Vertheilung derselben. Im Grunde sind ja alle Menschen Arbeiter, mit Ausnahme der verhältnißmäßig Wenigen, welche von dem aufgespeicherten Fett ihrer Vorfahren oder von der Arbeit Anderer leben; und wenn die Arbeit allerdings sehr verschieden bezahlt wird, so steht dieses doch meistens in einem nicht ungerechten Verhältniß zur Art und Schwierigkeit dieser Arbeit und zu der Größe der mit ihrer Erlernung oder Ausübung verbundenen Gefahren und Nebenausgaben. Es ist daher nur eine unnatürliche Wiederbelebung des alten Grundsatzes der Neuzeit widersprechenden Klassen-Gegensatzes, wenn man, wie dieses z. B. Lassalle gethan hat, den Arbeiter par excellence (also den industriellen oder Fabrikarbeiter) allen andern Klassen der Gesellschaft gegenüberstellt und besondere Vorrechte für denselben innerhalb einer Gesellschaft verlangt, welche politische Gleichheit zu ihrem Grundsatz erhoben hat oder zu erheben wünscht. Die Arbeit ist gedrückt, nicht der Arbeiter als solcher. Erkennt man die Grundlagen, auf welchen die gegenwärtige Gesellschaft aufgebaut ist, als richtige an, so muß man auch alle Consequenzen derselben hinnehmen und sich nicht darüber beschweren, daß der unerbittliche Kampf um das Dasein bei der Ungleichheit der Mittel, mit denen er gekämpft wird, auch ungleiche Resultate ergibt. Wenn der unwissende und durch Demonstrationen aller Art aufgeregte Arbeiter heutzutage sich gewöhnt hat, seinen Meister oder Fabrikherrn als die eigentliche Ursache seines Elendes oder seiner Benachtheiligung anzusehen, so ist dieses grade so unverständlich oder thöricht, wie wenn er das Kapital als solches für seinen Feind versteht. Ohne Kapital und ohne Fabrikherrn könnte er jeden Augenblick Hungers sterben, und er befindet sich als f. g. Arbeitnehmer sehr oft in einer relativ viel günstigeren Lage, als sein Arbeitgeber, welcher wieder seinerseits, wenn er nicht selbst Kapitalist ist, von andern Kapitalisten abhängt und in der Regel mit einer Menge von

Schwierigkeiten und aufreibenden Sorgen oder Gefahren zu kämpfen hat, von denen seine Arbeiter keine Ahnung haben. Der Arbeiter, dessen ganzes Trachten sich nur auf Erhöhung des ihm gezahlten Lohnes richtet, bedenkt nicht, daß ihn der Arbeitgeber, mag er auch an sich noch so reich oder wohlstehend sein, nicht aus seiner eignen Tasche, sondern nur aus der Tasche des Publikums bezahlt, und daß ihm dieses, sowie die ihn von allen Seiten einengende Concurrenz gewisse Schranken auferlegen, die er nicht überschreiten kann, ohne sich selbst zu Grunde zu richten. Das jetzt bestehende Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern oder die s. g. kapitalistische Produktionsweise ist nur ein nothwendiges und unvermeidliches Resultat unsrer gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse; und Diejenigen, welche unter Anerkennung dieser Verhältnisse gegen jene Produktionsweise und ihre allerdings oft sehr traurigen Folgen (⁹⁷) eifern, handeln grade so verständig, wie ein Arzt, welcher ein Symptom oder eine äußere Erscheinungsform, ein Zeichen einer Krankheit für diese selbst nimmt. Auch passen die auf die kapitalistische Produktionsweise und das s. g. Lohnsystem gehäuften Vorwürfe in der Regel nur auf ganz große industrielle Unternehmungen und auf solche Geschäfte, in denen es sich nur um arbeitende Hände und um Kapital handelt, während überall dort, wo ein Geschäft oder eine Fabrik durch die schöpferische Thätigkeit, durch die Erfindungsgabe, durch den Fleiß, überhaupt durch die besonderen Fähigkeiten ihres Unternehmers oder Besizers oder auch durch die besondere Güte der ganzen Organisation bestehen, der Mehrgewinn oder die fälschlicherweise s. g. Kapital-Prämie des Unternehmers oder des Organisators sehr wohl verdient ist (⁹⁸).

Um das Lohnsystem abzuschaffen und dem Arbeiter statt des bloßen Arbeitslohnes den wirklichen Arbeitsertrag zuzuweisen, haben bekanntlich Lassalle und seine Anhänger den berühmten Vorschlag der s. g. Productiv-Associationen oder der selbstständigen Bergesellschaftungen der Arbeiter zu produktiven Zwecken, und zwar unter Zuhülfenahme des s. g. Staats-Credits oder der

Staatshilfe, gemacht. Es leidet dieser Vorschlag an einer nicht geringen Menge äußerer und innerer Schwierigkeiten, welche seine Ausführbarkeit unter den jetzt noch gegebenen Verhältnissen sehr in Frage stellen. Wäre dieses aber auch nicht der Fall, und gelänge es selbst, mittelst des von Lassalle empfohlenen allgemeinen Stimm-Rechts die Bereitwilligkeit und Mitwirkung des Staates für seinen Vorschlag zu sichern (was aber ohne vorausgegangene sociale Reformen sehr unwahrscheinlich ist), so würde es sich doch sehr bald zeigen, daß diese s. g. Staatsfabriken den von ihnen beabsichtigten Zweck oder die Befreiung des Arbeiters aus seiner gedrückten socialen Lage entweder gar nicht oder nur in einem sehr unvollkommenen Grade zu erreichen im Stande sind. Denn erstens ist der durchschnittliche Rein-Gewinn einer einzelnen Fabrik oder eines Geschäftes, welcher allerdings in den Händen eines Einzelnen oder des Fabrikherrn sehr groß erscheinen mag, doch verhältnismäßig sehr gering, sobald er sich auf alle Teilnehmer und Mitarbeiter des Geschäftes oder auf sehr Viele vertheilt, und kann in Zeiten der Crisis, der Geschäftsnoth oder der sehr gesteigerten Concurrenz noch weit unter das Niveau Dessen herabsinken, was dem einzelnen Arbeiter in der Regel als Lohn gezahlt wird.

Zweitens werden die vom Staat garantirten Fabriken — ihre dauernde Ausführbarkeit und ihr dauerndes größeres Erträgniß vorausgesetzt — doch immer nur einem Theile und wahrscheinlich einem verhältnismäßig kleineren Theile der arbeitenden Bevölkerung zu Gute kommen, da doch Niemand wird behaupten wollen, daß sich alle Geschäfte des täglichen Lebens mittelst solcher organisirten Fabriken oder Bergesellschaftungen (bei denen übrigens die Uneinigkeit der einzelnen Teilnehmer unter einander einen hauptsächlichsten Stein des Anstoßes bilden würde) würden betreiben lassen. Man denke z. B. nur an die sehr große Klasse der s. g. Dienstboten und an so viele andere Zweige menschlicher Thätigkeit!

Sehen wir also selbst das Zustandekommen und den von ihnen gehofften Erfolg solcher mit Staatshilfe errichteten Genossenschaften

voraus, so würde immer noch ein großer Rest der in jenen Genossenschaften nicht beschäftigten Arbeiter übrig bleiben. Nothwendige Folge davon würde die Bildung einer Arbeiter-Aristokratie und eines s. g. fünften Standes neben dem bisherigen vierten sein. Inmitten dieses fünften Standes oder dieser rechten und eigentlichen Proletarier würde alsdann die ganze Bewegung wieder von vorne anfangen, und zwar heftiger, drohender und erbitterter, als vorher, da der Haß der Armen nicht bloß über die sociale, sondern auch über die politische Zurücksetzung gegen ihre besser situirten oder begünstigten Mitbrüder hinzukäme. Nicht bloß dieses physische, sondern auch das geistige Proletariethum, sowie überhaupt alle übrigen Stände der Gesellschaft würden alsbald die Hülfe des Staates mit demselben Rechte in Anspruch nehmen, wie es der industrielle oder Fabrikarbeiter gethan hat; und sie könnte ihnen ebensowenig verweigert werden, wie diesem. Wo sollte schließlich der Staat, so groß sein Credit auch jetzt noch sein mag, alle die Mittel hernehmen, um so zahlreiche Ansprüche zu befriedigen? Zwar ist die Staatshülfe an sich und als Princip durchaus nicht so verwerflich, wie die Gegner Laffalle's behaupten; und namentlich sind die Gründe, welche man gegen dieselbe aus dem angenommenen Wesen des Staates selbst herzuleiten versucht hat, gänzlich hinfällige (99). Aber sie ist eben ohne vorgängige Reformation der Eigenthums-Rechte, und ohne daß dem Staate enorme Mittel zugeführt werden, einfach eine Unmöglichkeit; und ist es daher ganz in der Ordnung, daß man ihr bei den gegenwärtig noch bestehenden Verhältnissen in wirklich verständigen Arbeiterkreisen die s. g. Selbsthülfe nach den Vorschlägen des berühmten National-Ökonomen Schulze-Deleßsch vorzieht. Zwar ist diese Selbsthülfe, auf welche sich gegenwärtig in mißverstandener Eitelkeit so Viele etwas zu Gute thun, an sich nur ein sehr dürftiges Auskunfts-mittel und als Princip ebenso unwirksam, wie die Staatshülfe wirksam ist. Denn Selbsthülfe ohne die Mittel derselben bedeutet eben einfach Untergang oder langsames Hin-sinken. Man werfe einen Menschen, der nicht schwimmen kann,

ohne alle Mittel, sich über Wasser zu halten, in einen reißenden Strom (und ein solcher ist das Leben), so wird er sicher darin untergehen. Lehrt man ihn dagegen vorher schwimmen oder segeln und gibt ihm ein Boot, ein Ruder oder dergl. an die Hand, so wird er seinen Kampf mit den Wogen siegreich bestehen. Aber die Verblendung über die gegenwärtigen Zustände der Gesellschaft ist so groß, daß Diejenigen, welche alle Mittel des Kampfes oder der Voranbewegung im reichsten Ueberflusse in der Hand haben, dem armen und kämpfenden Bruder auch davon nicht das Geringste mittheilen, indem sie ihn höhnisch auf die in den meisten Fällen von ihnen selbst nicht geübte Selbsthülfe verweisen und lieber im eignen Fette ersticken, als daß sie Andern aus ihrem Ueberflusse Etwas überlassen würden, das ihnen selbst vielleicht nur zur Last fällt. Das Hinreichen eines Ruders, einer Planke von dem Bord des stolz dahinselnden Schiffes des Reichen oder Hochstehenden würde oft hinreichen, um den Armen vom sicheren Untergange zu retten; aber das Princip der Selbsthülfe verbietet es, und der Arme muß untergehen mit einem letzten verzweifelnden Blicke auf die Schätze, welche für Andere oft nur eine Beschwerte sind und für ihn selbst gleichbedeutend mit Rettung und Glück sein würden (100).

Alles dieses beweist, daß Selbsthülfe ohne Staatshülfe eine eben solche Unmöglichkeit ist, wie Staatshülfe ohne Gesellschaftshülfe; sowie daß die Wurzel des ganzen Uebels nicht in der Lage des arbeitenden Standes als solchen, sondern in der falschen und unzureichenden Organisation der Gesellschaft selbst liegt. Die Lage des Arbeiters ist nur eine einfache, nothwendige Folge unserer allgemeinen und ökonomischen Zustände und der falschen und ungleichen Vertheilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft. Gegenseitige Ausgleichung und Vertheilung der dem Einzelnen unnütz gewordenen Güter über die Gesamtheit unter Zuhilfenahme des Staates und damit Gewährung der Mittel und Vorbedingungen, deren der Einzelne in seinem Kampfe um das Dasein nothwendig bedarf, bleibt also auch hier wieder das einzige Rettungsmittel.

Haben sich die Arbeiter und die gegenwärtigen Leiter ihrer Bewegung diese Wahrheit mit allen ihren nothwendigen Folgerungen einmal klar gemacht, so werden sie sich viele unnütze Worte und Anstrengungen und — was wichtiger ist — viele Selbsttäuschungen ersparen. Man heilt ein Uebel nicht, indem man seine Symptome oder äußeren Erscheinungen bekämpft, sondern indem man es an der Wurzel angreift. Lassalle hat in dieser Beziehung viel Unheil angerichtet, da er eine besondere Arbeiterfrage schuf, wo er die socialen Mißstände hätte aufdecken und angreifen sollen, und den Arbeitern selbst mit seinem allgemeinen Stimmrecht und seinen Staats-Associationen einen Köder hinhielt, auf den sie zwar tüchtig anbeißen, der sie aber in der Stunde der Gefahr elend im Stiche lassen wird.*) Lassalle war überhaupt kein Socialist, wie so Viele in grenzenloser Unkenntniß meinen, sondern Oekonomist; wenigstens haben seine Vorschläge nichts von socialistischem Charakter an sich. Fast in dem Augenblicke des ersten Auftretens von Lassalle hat der Verfasser seine hier vorgetragene Meinung über ihn und sein System in seinem am 19. April 1863 in Rödelheim erstatteten Bericht über das Lassalle'sche Arbeiterprogramm**) öffentlich ausgesprochen und kann, obgleich inzwischen eine neunjährige Erfahrung hinter uns liegt, auch heute noch fast jedes darin ausgesprochene Wort unterschreiben. Die wüste Gemeinheit, in welche inzwischen die Lassalle'sche Arbeiterbewegung ausgeartet ist, ist indessen der beste Beweis für ihre innere Haltlosigkeit. Für die Arbeiter selbst aber und ihre Sache ist es ein schlimmes Zeichen, daß Namen, wie Lassalle oder Schulze-Delitzsch, zu einer Art von Schiboletth oder Kriegsgefahr werden und sie demgemäß in zwei feindliche,

*) Namentlich sind die Hoffnungen, welche die Arbeiter auf das allgemeine Stimmrecht bauen, wie es uns scheint, sehr illusorische; und wird dasselbe (außer in Zeiten revolutionärer Aufregung) durch den Einfluß der ländlichen Wahlbezirke weit mehr dem politischen und socialen Conservatismus zu Gute kommen, als dem Arbeiter-Interesse.

**) Herr Lassalle und die Arbeiter. Bericht und Vortrag u. s. w. von Dr. Louis Blücher. K. Baist, Frankfurt a. M.

einander mit aller Wuth bekämpfende Lager spalten konnten; es zeigt sich darin ein erschreckender Mangel an eignem Nachdenken oder Urtheil und statt dessen blinde Nachbeterei oder Gögendienerei. Gözen aber soll der Mensch nicht haben, weder auf religiösem oder politischem, noch auf wissenschaftlichem oder socialen Gebiet. Ueberlassen wir die Gögendienerei dem Mittelalter, den Augenverdrehern, den Dummen, den Denksfaulen!*)

Die Familie.

So oft Vorschläge zur Besserung oder Reformation der gesellschaftlichen Zustände gemacht werden, ertönt aus dem Munde der Gegner einstimmiges Geschrei darüber, daß man beabsichtige, die ewigen, unzerstörbaren Grundpfeiler des Rechts, der Sitte und der Familie zu untergraben. Die Familie namentlich wird dabei als unentbehrliches Fundament der Gesellschaft, als Pflanzstätte alles Guten und Edlen und als festeste Stütze des s. g. christlichen Staates gepriesen und Jeder, der ein Wort gegen dieses durch Alter geheiligte Institut zu sagen wagt, als halber Verbrecher gebrandmarkt. Es verlohnt daher wohl der Mühe, einmal zuzusehen, inwieweit diese so allgemein als unumstößlich angenommene Behauptung richtig ist oder nicht, und ob wirklich von einer Beschränkung des Familien-Rechts zu Gunsten der Allgemeinheit so entseßliche Folgen zu erwarten sind, wie uns dieses in der Regel dargestellt wird?

*) Seitdem Obiges geschrieben wurde, sind die Zerwürfnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern so häufig, allgemein und drohend geworden, daß in diesem Sinne allerdings von einer „Arbeiterfrage“ geredet werden kann, und daß eine Erlebigung derselben wohl nur durch das endliche, nothgedrungene Dazwischentreten des Staates möglich sein wird. Die Manchester-Doktrin wird damit gänzlich ad absurdum geführt sein; und das Geringste, was selbst der gegenwärtige Polizeistaat zur einstweiligen Heilung des Uebels thun kann, wäre Errichtung eines besonderen Arbeits-Ministeriums und Regelung der Arbeiter-Verhältnisse durch gesetzliche Vorschriften, wie Festsetzung eines Normal-Arbeitstages und eines Minimal-Lohnsatzes, Vorschriften über Kündigung, Fabrikordnung, Schiedsgerichte, Gesundheits-Verhältnisse u. s. w. u. s. w.

Constatiren wir dabei zunächst, daß auch die Familie in ihrer gegenwärtigen Gestalt noch eng und nothwendig mit jenem Zustande des gesellschaftlichen Egoismus zusammenhängt, den wir als die Folge des unbefchränkten, durch die Vernunftmacht noch nicht gezügelten Kampfes um das Dasein kennen gelernt haben, und daß die Familie in vergrößertem Maaßstabe ungefähr das Nämliche in der Gesellschaft darstellt, wie das Individuum innerhalb der Gesamtheit. Wissen wir doch aus der Geschichte, daß das Streben nach Familienglanz, Familienmacht und Familienreichtum zu allen Zeiten eines der Hauptziele menschlicher Anstrengung gewesen ist, und daß diesem Streben unzähligemal alle höheren humanen Zwecke, alle Rücksichten auf das Gemeinwohl unbedenklich und ohne Zaudern geopfert worden sind. Hat auch die große französische Revolution hierin Vieles gebessert und durch das von ihr eingeführte Princip der persönlichen Freiheit und Gleichheit die direkte politische Macht der großen Familien gebrochen, so besteht doch das System als solches auf dem gesellschaftlichen Gebiet, und durch indirekte Mittel auch auf dem politischen, fort; und der s. g. Nepotismus oder die Begünstigung gewisser Familien und ihrer einzelnen Glieder zum Schaden der Uebrigen und der Gesamtheit bildet bekanntlich eine der häßlichsten und zugleich schädlichsten Seiten unsrer politischen und gesellschaftlichen Zustände.

Sieht man indessen hiervon ab und betrachtet nur die Familie als solche, so wird natürlich Niemand leugnen wollen, daß sie an und für sich eine ächt menschliche Institution bildet, und daß sie in ihrer idealen Gestalt oder Form den wohlthuendsten Einfluß auf menschliche Entwicklung und Befittung auszuüben im Stande oder bestimmt ist. Fragen wir nun aber weiter, wo und wie oft diese ideale Familie in der Wirklichkeit anzutreffen ist, so lautet die Antwort darauf sehr kläglich. Auch hier, wie überall, hat der Kampf um das Dasein in seiner ungebändigsten Gestalt furchbar gewüthet und das Glück, sowie die unendlichen Süßigkeiten eines ächten und wirklichen Familienlebens nur für sehr Wenige übrig gelassen. Die Familie in ihrer wahren Gestalt existirt eigentlich nur für die

Reichen und Wohlhabenden, während der Arme, der Proletarier die Familie nur in einer Gestalt kennt, die in der Regel das grade Gegentheil von dem darstellt, was sie sein sollte. Fassen wir zunächst die untersten Schichten der Gesellschaft ins Auge, so wird, da ihren Angehörigen in der Regel die Mittel zur Gründung einer eignen Familie abgehen, dieselbe häufig genug, entweder durch Laster oder durch s. g. wilde Ehe ersetzt. Wo dieses nicht der Fall ist, da ist das Familienleben der unteren und untersten Stände leider in der Regel mehr eine Pflanzschule des Schlechten, als des Guten und erfüllt auch seinen eigentlichen Zweck nur in einer höchst unvollkommenen Weise. Denn den weitaus größten Theil des Tages sind beide Eltern von Hause abwesend, um dem Erwerb nachzugehen; und was die Kinder betrifft, so werden dieselben, nachdem sie bei mangelhaftester Pflege und häuslicher Erziehung ein gewisses Alter erreicht haben, von den Eltern mehr als Arbeits-Instrument, denn als menschliche, ihrer Sorge anvertraute Wesen betrachtet. Der Vater, welcher im bürgerlichen Leben meist ein unselbstständiges und dienendes oder einförmiges, geisttödtendes Dasein führt, erblickt in den Seinigen oder in Frau und Kindern die einzigen Wesen in der Welt, über die er eine gewisse persönliche Gewalt auszuüben berechtigt ist, und rächt sich in den kurzen Augenblicken seines Zuhauseins oder seines s. g. Familienlebens durch rohe Behandlung oder Mißhandlung jener Wesen für seine gesellschaftliche Zurücksetzung. Kommt dazu, wie so häufig, Trunkenheit, so wird die Sache um so schlimmer. Die armen Kleinen aber wachsen auf in steter Angst, Entbehrung, unter den ungünstigsten Verhältnissen für Leben und Gesundheit und mißleitet durch das stete Beispiel der Nothheit und des Schlechten.*) So wird schon in frühester Jugend der Keim zu geistiger und körperlicher Verkrüppelung gelegt; und was danach die Natur noch Gutes in ihnen übrig gelassen hat, das geht

*) Selbstmorde sind bekanntlich bei Kindern sehr selten. Nichtsdestoweniger hat Dikrand-Farbe constatirt, daß in Frankreich in den Jahren 1835—44. nicht weniger als 192 Selbstmorde bei Kindern unter 16 Jahren stattgefunden haben, wovon 132 wegen schlechter Behandlung durch die Eltern!!

verloren, sobald sie in einem Alter, in welchem die Kinder der Reichen ihr Dasein erst recht zu genießen anfangen, zu mühseliger und aufreibender Arbeit gezwungen werden. Thierischer, durch kein moralisches Gegengewicht gebändigter Trieb und Mangel an Einsicht oder wirklichem Familienfinn lassen überdem die Familien der Armen in der Regel viel zahlreicher werden, als die der Reichen, und vermehren dadurch das Elend der heranwachsenden Generation in das Unberechenbare. Unser heutiger Polizei-Staat aber, welcher so große Mittel aufwendet, um seine heuchlerische Sorge für das nackte Leben seiner Angehörigen zu bethätigen und eine arme Dirne, welche ihr unehelich gebornes und einem elenden Dasein bestimmtes Kind in der ersten Schaam und Verzweiflung von sich wirft, auf lange Jahre in das Zuchthaus schickt, fragt nichts darnach, ob und wie ein so großer und vielleicht der größte Theil seiner zukünftigen Bürger in den Tagen der Kindheit körperlich und geistig mißhandelt wird, und betrachtet sie lediglich als Eigenthum der Eltern, welche aus ihrem Kinde ebensowohl ein Scheusal, wie einen tüchtigen Bürger zu erziehen im Stande sind. Ist aber das Scheusal wider Willen da, so ist der christliche oder auf den Grundlagen ächter Sittlichkeit aufgebaute Staat wieder bei der Hand, um mit Ketten und Kerker, mit Schwert und Peinigung seine eigne Versündigung an dem unglücklichen Opfer zu strafen!

Niemand, der diese Verhältnisse kennt und mit eignen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt hat, welche Wiege von Elend und Verzweiflung, von Scheußlichkeit und von jehigen, wie künftigen Verbrechen die Familie in ihrer schlechten Gestalt so häufig und selbst in der Regel in sich birgt, wird ableugnen wollen, daß wenigstens für die niederen Schichten der Gesellschaft die gesellschaftliche Erziehung der häuslichen weit vorzuziehen ist, und daß eine Beeinträchtigung oder Beschränkung dieser Art von Familie zu Gunsten einer vom Staat angeordneten und beaufsichtigten Heranbildung der lebensfrischen Jugend den Principien der Sittlichkeit ebensowenig einen Schaden bringen kann, wie denen der gefunden Vernunft. — Aber nicht bloß am Boden der Gesellschaft, sondern auch in deren

Mitte und selbst auf ihrer äußersten Höhe ist die Familie leider nur zu oft eine Schule des Despotismus oder des Schlechten und mehr ein Grab, als eine Wiege des Guten — namentlich dort, wo das Oberhaupt derselben einen fehlerhaften Charakter oder bösen Willen hat, oder wo dasselbe durch Unglück, Widerwärtigkeit u. s. w. zu verzweifelter Stimmung getrieben wird, oder aber, wo die zum Bestehen einer guten Familie so durchaus nothwendige Eintracht zwischen den Ehegatten fehlt. Allerdings erfährt man innerhalb der s. g. guten Gesellschaft in der Regel von diesen Dingen nicht viel; aber die schrecklichen Familientragödien, welche von Zeit zu Zeit durch besondere Umstände an das Tageslicht der Deffenlichkeit treten, lassen auf so manches Verborgene oder Geheimehaltene auch in andern Familien schließen. Aber auch selbst da, wo Alles dieses nicht der Fall ist, und in s. g. guten Familien übt das Leben in denselben nicht immer einen stärkenden Einfluß auf das Nervensystem und auf den Charakter; und die vielen hysterischen, blutarmen, nervenschwachen Damen, sowie die große Anzahl energieloser, characterschwacher Männer legen grade kein günstiges Zeugniß für unsre Familien-Erziehung ab. Alles in Allem genommen, mag eine gute, wohlhabende, richtig und verständig geleitete Familie alle andern Erziehungssysteme für ihre Angehörigen überflüssig erscheinen lassen; aber in demselben Maaße, in welchem solche Familien verhältnißmäßig selten sind, sinkt auch der Werth des Familien-Princips als solchen und steigt dem gegenüber der Werth eines gesellschaftlichen oder staatlichen Erziehungssystems. Wollte selbst der Staat von allen höheren moralischen Rücksichten absehen und das Princip der staatlichen Humanität ganz außer Acht lassen, so müßte er schon lediglich aus ökonomischen oder selbstfüchtigen Gründen seine größte Aufmerksamkeit Dem zuwenden, was den Gegenstand des nun folgenden Abschnittes bilden soll, oder der Erziehung.

Die Erziehung.

Pflicht wie Interesse schreiben dem Staate der Zukunft vor, auf eine allgemeine, gleichmäßige und den Ansprüchen der heutigen

Wissenschaft genügende Volks-Erziehung sein Hauptaugenmerk zu richten. Pflicht — weil, wie wir gesehen haben, jeder Mensch ein gleiches Anrecht nicht bloß auf den materiellen, sondern auch auf den geistigen Besitzstand der Menschheit oder in specie seines Volkes mit sich bringt, und weil er seinen Kampf um das Dasein nur dann siegreich bestehen kann, wenn er, ausgerüstet mit den nothwendigsten Bildungsmitteln seiner Zeit, die Bühne des Lebens betritt; Interesse — weil es kein besseres Geschäft für den Staat geben kann, als wenn er durch eine tüchtige Erziehung des Volkes und durch Anleitung desselben zum Guten, seine ungeheuren Ausgaben für Casernen, Gefangenhäuser, Polizei und criminalistische Rechtspflege zum größten Theile unnöthig macht. Wie wenig die Theorie der Manchester-Männer, welche Alles, was sich nicht auf Schutz der Person und des Eigenthum's bezieht, dem Staate entziehen und der Privatthätigkeit überlassen wollen, sich in Bezug auf das wichtige Moment der Volks-Erziehung bewährt hat, zeigt England, das klassische Land der persönlichen Freiheit, in welchem die Rohheit und Unbildung der unteren Volksschichten in einem so erschreckenden Maaße überhandgenommen hat, daß nunmehr die Agitation für Einführung des allgemeinen und zwangsweisen Schul-Unterrichts nach continentalem und speciell deutschem Muster dort allgemein geworden ist. In der Volksschule ruht die ganze Zukunft des Staates und der Menschheit; und wer in einem gegebenen Staate sicher sein könnte, das s. g. Ministerium des Unterrichts zwanzig oder dreißig Jahre lang fest in seiner Hand zu haben, der könnte für jede mögliche Aenderung dieses Staates im Sinne der Bildung, der Freiheit und des Fortschrittes einstehen. Durch Erziehung kann aus dem Menschen, namentlich aus dem s. g. Durchschnitts-Menschen, alles Gute, durch Mangel derselben alles Schlechte gemacht werden. Daß Verbrechen gegen die Regeln des Staates oder der Gesellschaft der großen Mehrzahl nach ebenso Ausflüsse mangelhafter Bildung oder verkehrter Erziehung, wie nothwendige Folgen des allgemeinen Nothstandes der Gesellschaft sind, ist eine zu bekannte und anerkannte Thatsache, als daß es

mehr als eines kurzen Hinweises darauf bedürfte. Verbrecher sind daher in der Regel mehr Unglückliche, als Verabscheuungswürdige; und eine künftige, bessere Zeit wird auf die Criminal-Processe der Gegenwart ungefähr mit denselben Gefühlen hinblicken, mit denen wir gegenwärtig die politischen oder Hexen-Processe der Vergangenheit betrachten. In demselben Maße, in welchem Bildung, Wohlstand und Sitte zunehmen, nehmen erfahrungsgemäß auch die Verbrechen ab und werden wohl mit der Zeit bis auf einen kargen Ueberrest ebenso verschwinden, wie die ehemaligen großen Volkskrankheiten. Verbrechen ist im staatlichen Leben nichts Anderes, als Krankheit im physischen; und wie man in der Heilkunde und in der öffentlichen Gesundheitspflege allmählig dahin gelangt ist, einzusehen, daß es besser und vortheilhafter ist, Krankheiten zu verhüten, als die einmal ausgebrochenen zu bekämpfen, so wird man auch im staatlichen Leben einsehen lernen, daß es besser ist, das Verbrechen durch vernünftige Einrichtungen zu verhindern oder im Entstehen zu unterdrücken, als das einmal entstandene mit Feuer und Schwert zu bekriegen. Macht Eure Einrichtungen gut und weise — so muß man den Staatslenkern zurufen — dann werden auch die Menschen gut und weise werden!

Was die Erziehung und den Unterricht selbst anbelangt, so braucht im Angesicht der von allen liberalen Parteien so oft und dringend gestellten Forderungen und entsprechend den von uns aufgestellten Grundsätzen wohl kaum erinnert zu werden, daß allgemeiner, verbindlicher und unentgeltlicher Unterricht in Volksschulen bis zur Erreichung eines gewissen Alters das Geringsste ist, was in dieser Hinsicht gefordert werden kann, während die höheren Lehr- und Bildungs-Anstalten zum Wenigsten unentgeltlich allen Denjenigen offen stehen müssen, welche sie benutzen wollen. Daß auch die Pflege der Wissenschaft als solcher eine der Hauptaufgaben des Staates, vor Allem des Staates der Zukunft, zu bilden hat, ist selbstverständlich, wenn auch dieses in einer andern Weise geschehen muß, als durch unsere heutigen Universitäten und höheren Bildungsanstalten, welche von ihrer ehemaligen Höhe als Pflanzstätten

der freien Wissenschaft nach und nach mehr oder weniger zu Dressur- oder Abrichtungs-Anstalten für die gelehrten Berufsarten und namentlich für künftige, möglichst willfährige Werkzeuge des Staats-Mechanismus herabgesunken sind (101). Uebrigens ist es mit der alleinigen Sorge für Erziehung während der Jugendzeit nicht genug; es muß auch dem erwachsenen Menschen Zeit und Gelegenheit gegeben werden, sich geistig fortzubilden und an den großen geistigen Errungenschaften seiner Zeit wenigstens bis zu einem gewissen Grade theilzunehmen. Vor Allem gilt dieses für die eigentlichen Arbeiterklassen, welche nach Beendigung der Schulzeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen gänzlich aus dem Bildungsrahmen ihrer Zeit herauszutreten pflegen und den Menschen in dem Arbeiter beinahe vollständig auf- oder untergehen lassen. Mensch soll aber jeder sein und bleiben in einem menschheitlich organisirten Staate; und dieses kann für die Arbeiterklassen nur geschehen durch gesetzliche Herabsetzung der Arbeitszeit und durch Festsetzung eines Normal-Arbeitstages durch den Staat (102). Die dadurch für den Arbeiter täglich frei werdenden Stunden geben demselben Gelegenheit, seine Kenntnisse weiterzubilden, seine Zeit verstehen zu lernen, anständigen und gemüthbildenden gesellschaftlichen Freuden beizuwohnen, mit einem Wort, als Mensch und nicht als bloße arbeitende Maschine oder als Lastthier weiterzuleben.

Nicht mindere Aufmerksamkeit von Seiten des Staates, als die geistige, verdient auch die leibliche Erziehung seiner Angehörigen und der Schutz der heranwachsenden Generation vor frühzeitiger körperlicher Verkrüppelung. Was in dieser Beziehung gegenwärtig noch gesündigt wird, theils durch Thun, theils durch Unterlassen, ist so unbeschreiblich viel und groß, daß man mit dessen Beschreibung Bände anfüllen könnte. Auch hier kann wieder nur gesellschaftliche Erziehung und staatliche Beaufsichtigung helfen. Es ist eine statistisch nachgewiesene und wahrhaft entsetzliche Thatsache, daß die Lebensdauer der niederen und niedersten Stände der Gesellschaft, namentlich der arbeitenden Klassen, in der Regel nur die Hälfte oder zwei Drittel derjenigen Lebensdauer beträgt, deren

sich die höheren und höchsten Stände erfreuen; daß also durch den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft jene Klassen um beinahe die Hälfte ihres normalen Lebens systematisch betrogen werden. Die Ursache dieser traurigen Erscheinung liegt in den grenzenlosen Mängeln der öffentlichen, wie privaten Gesundheitspflege und in der Vernachlässigung der leiblichen Erziehung in der Jugendzeit, wie in der Mißachtung der körperlichen Wohlfahrt der arbeitenden Klassen während ihrer späteren Lebenszeit. Auch für Besserung dieser Zustände wird die gesetzliche Abkürzung der Arbeitszeit und der dadurch erzeugte Wechsel von Arbeit mit Erholung von den wohlthätigsten Folgen sein.

Die Frau.

Es ist eine geschichtlich gutbegründete Thatsache, daß die Achtung und das Ansehen des Weibes in der menschlichen Gesellschaft in demselben Maße zugenommen haben, in welchem der Gradmesser der allgemeinen Bildung und der guten Sitte gestiegen ist. In gleicher Weise sehen wir die Stellung der Frau in der Gegenwart um so angesehenere, je höher der Bildungsgrad einer Nation ist, während sie bei wilden Völkern noch jene unterste Stufe als Sklave des stärkeren Geschlechtes und als Lastthier einnimmt, welche ihr am Anfange der Gesittung ganz allgemein zugewiesen war, und während sie bei halbgebildeten Völkern (z. B. im Orient) nur die etwas bessere Stellung eines Halb-Sklaven einnimmt. Schon diese eine Thatsache könnte genügen, um uns den Weg anzudeuten, auf welchem die Stellung der Frau in der Zukunft voranzuschreiten, und wie sich der einer gebildeten Nation angehörige und selbst auf Bildung Anspruch machende Mann ihr gegenüber zu verhalten hat. „Wir Männer“, sagt sehr gut Madenhausen (ZfS, Band III, S. 100), „müssen uns daran gewöhnen, die weibliche Menschenhälfte nicht als Mittel zum Nutzen und Vergnügen der Männer, sondern als Unfersgleichen anzusehen und zu behandeln.“

Es ist auch nicht der leiseste Grund ersichtlich, warum das Princip der Gleichberechtigung, welches in der Gegenwart so allge-

mein anerkannt wird, nicht auch auf die weibliche Hälfte des menschlichen Geschlechtes ausgedehnt werden soll. Stehen doch die Pflichten und Leistungen, welche das Weib im Organismus der menschlichen Gesellschaft zu erfüllen hat, weder an Wichtigkeit, noch an Schwierigkeit denen der Männer nach, und könnten diese Leistungen, sofern nur der weiblichen Thätigkeit ein größerer und freierer Spielraum gewährt würde, noch weit über das gegenwärtige Maaß hinaus gesteigert werden! Kann die Frau, wie Viele annehmen, durch die Kraft und Höhe ihrer Leistungen im Allgemeinen mit dem Manne nicht concurriren, so ist dieses kein Grund, ihr die Concurrenz selbst abzuschneiden und sie in dem allgemeinen Wettbewerb um das Dasein dem Manne gegenüber noch mehr zu benachtheiligen, als sie bereits durch ihre schwächere Natur benachtheiligt ist. Uebrigens wird dieser Wettbewerb um das Dasein selbst nach Entfernung aller hemmenden Schranken am besten dafür sorgen, daß die Frau das ihr von der Natur angewiesene Thätigkeits-Gebiet nicht überschreitet; und die allmächtige Sitte wird besser, als alle Polizei-Maafregeln, das feinfühlende Weib von Dingen oder Gebieten fern halten, denen sie nicht gewachsen oder für die sie nicht geschaffen ist. Uebrigens gibt es bekanntlich so viele Zweige der menschlichen Thätigkeit, für welche die Frauen ebenfogut, wenn nicht besser geeignet sind als die Männer, wie Landbau, Viehzucht, Gärtnerei, Uhrmacherei, Weberei, Stickerie und dergl., Schriftsatz, Postbetrieb, Buchführung, Cassen-Verwaltung, Schriftstellerei, u. s. w. u. s. w. Auch alle Arten von Künsten und selbst Wissenschaften, das Lehrfach, die Heilkunde, die Armen- und Krankenpflege, die Kinder-Erziehung u. s. w. finden in den Frauen bekanntlich sehr häufig die ausgezeichnetsten Vertreterinnen. Daß dieselben nicht überall das Nämliche oder ebensoviel leisten als die Männer, kommt nicht bloß auf Rechnung ihrer schwächeren Natur oder ihrer geringeren Leistungsfähigkeit, sondern ebensoviel, wenn nicht mehr, auf Rechnung ihrer mangelhaften Erziehung und Bildung, und man wird sehen, was sie bei gleicher staatlicher und gesellschaftlicher Berechtigung mit den Männern zu leisten vermögen.

Mag dieses Viel oder Wenig sein, jedenfalls kann es der Gesamtheit nur zum Vortheil gereichen, wenn durch die gesteigerte Concurrenz auch der Eifer des Wettbewerb's auf beiden Seiten gesteigert, und wenn der Gesellschaft eine so große Summe bisher brachliegender Arbeitskräfte zugeführt wird. Aber das Geringste, was die Frau als solche für sich verlangen kann, ist doch, daß man ihr wenigstens die Bahn freilasse, auf der sie den Wettbewerb mit dem stärkeren Geschlechte versuchen will.

„Jedenfalls“, sagt Radenhausen a. a. O. sehr gut, „hat die weibliche Hälfte das Recht zum Verlangen, daß ihr gestattet werde, ihre Fähigkeiten zur Fortbildung der Menschheit in jedem Zweige der Thätigkeit zu versuchen, und daß jeder Weg zur Bildung, welcher der männlichen Hälfte offen steht, auch ihr eröffnet werde.“ Fürchtet diese männliche Hälfte oder das sogenannte stärkere Geschlecht jene Concurrenz und sucht sie durch despotische Maasregeln zu beseitigen, so ist dieses der beste Beweis dafür, daß man in Wirklichkeit die Frau und ihre Leistungsfähigkeit höher schätzt, als man sich in der Regel den Anschein geben will, und daß man sich von Seiten jenes Geschlechtes nur nicht entschließen kann, der süßen Gewohnheit des Herrschens und Unterdrückens zu entsagen. Die gemilderte Sklaven-Stellung, welche im Allgemeinen auch heute noch das Weib dem Manne gegenüber einnimmt, ist nur ein Ueberrest jener barbarischen Zeit, da der stärkere Mann die schwächere Frau trotz ihrer geringeren körperlichen Kräfte vor den Pflug spannte und sie alle Arbeiten der schwierigsten und erniedrigendsten Art thun ließ, während er selbst auf der Bärenhaut ruhte; und wenn der Europäer heutzutage die Frau von so vielen Zweigen nützlicher Thätigkeit ausschließt, unter dem Vorwande, daß ihre Natur dafür nicht geschaffen sei, so gleicht diese Logik der bekannten Sklavenregel, welche den Sklaven oder den Unterdrückten überhaupt die Fähigkeit zur Freiheit und demzufolge auch (im Interesse des Unterdrücker's) die Freiheit selbst abspricht. Ist es wirklich richtig, daß das Weib die Fähigkeiten nicht besitzt, welche es zu einer den Männern ebenbürtigen Lebensstellung berechtigen würden,

und daß es dieselben auch nicht zu erwerben im Stande ist, so wird bei und trotz aller Emancipation seine gesellschaftliche Stellung im Wesentlichen nicht geändert werden, sondern dieselbe bleiben. Also käme es nur auf eine an sich ungefährliche Probe an, um zu erweisen, ob jene Annahme richtig ist oder nicht.

Die Einwände, welche man gegen die sog. Emancipation der Frau oder gegen ihre politische und gesellschaftliche Gleichstellung mit dem Manne erhoben hat, sind meist so haltloser Art, daß es einem redlichen Schriftsteller eine gewisse Ueberwindung kostet, dagegen anzukämpfen. Der gewöhnlichste und häufigste Einwand ist der, daß die Frau ihrer ganzen Natur nach für das Haus, für die Familie, für die Kinder-Erziehung u. s. w. bestimmt sei, und daß diese ihre wahre Bestimmung durch die Theilnahme an öffentlichen oder gesellschaftlichen Angelegenheiten oder aber durch eine anderweite Thätigkeit beeinträchtigt werden müsse. Dieser Einwand übersieht den eigentlichen Punkt, auf den es ankommt, und setzt ganz mit Unrecht voraus, daß die Emancipation der Frau beabsichtige, diese ihrem natürlichen Wirkungskreise oder ihren häuslichen Pflichten zu entreißen und sie ohne Noth in das Getriebe der großen Welt zu stürzen. Keine Frau, welche Familie und einen häuslichen Wirkungskreis besitzt und in dieser Thätigkeit ihre geistige oder moralische Befriedigung findet, wird sich durch die Emancipation in dieser Thätigkeit beirren oder von ihr abhalten lassen, während die sehr große Anzahl derjenigen Frauen, welche einen solchen Wirkungskreis nicht besitzen oder ihr Leben durch denselben nicht ausgefüllt finden, unter dem Mangel jener Freiheit die schwerste Noth leiden und sich gegen ihren Willen zu einer körperlichen oder geistigen Unthätigkeit verdammt sehen, die so oft zur Quelle der schwersten Uebel wird. Wie viele Frauen verkümmern oder verschlechtern, theils in, theils außer der Ehe, bald körperlich, bald geistig, unter dem ertödtenden Drucke eines steten Mühsigganges, welcher ihnen durch eingebilbete Rücksicht auf ihre Stellung oder durch gezwungene Faulheit und Unthätigkeit auferlegt ist! Der angeborne Thätigkeitstrieb macht sich dann schließlich Luft in einer

den Charakter verderbenden Klatsch- oder Buzjucht und in allerhand Tändeleien, Lächerlichkeiten und Neckerlichkeiten, welche das weibliche Geschlecht mit Recht in den Augen verständiger Männer so sehr herabsetzen. Eine Frau dagegen, die Bildung und Arbeit kennen gelernt hat und demnach im Stande ist, eine nutzbringende und sie selbst ernährende Thätigkeit im Leben ausfüllen zu können, wird sich von solchen Thorheiten fern halten; sie wird nicht genöthigt sein, nur auf das Heirathen zu spekuliren und dem Ersten Besten, oft Ungeliebten, die Hand zu reichen, nur um, wie man zu sagen pflegt, „unter die Haube zu kommen“; sie wird sich, wenn unverheirathet, nicht ihr ganzes Leben hindurch unglücklich fühlen und, wenn verheirathet, ihrem Mann in einer ganz anderen Weise, als bisher, gegenüber- und zur Seite stehen. Hand in Hand mit ihm, nicht als seine Dienerin oder ganz von ihm abhängige Freundin, sondern als seine freie und gleichberechtigte Genossin wird sie mit ihm durch das Leben gehen und im Stande sein, im äußersten Fall auch ohne ihn für sich und ihre Kinder zu sorgen, während gegenwärtig mit dem Tode des Ernährers in der Regel das nackte Elend die ganze Familie in seine allezeit offenen Arme nimmt.

Es ist eine höchst lächerliche und ächt schulfuchsigte Behauptung, daß Bildung und Arbeit den sog. Nimbus der Weiblichkeit von der Frau abstreifen, und daß geistig entwickelte und selbstständige Frauen einer wahren Hingebung an den Mann nicht fähig seien. Von Allem diesem ist das gerade Gegentheil wahr; und es kann gewiß kein besseres Mittel für Hebung der Ehe und des Familienleben's überhaupt geben, als Emancipation der Frau zu Arbeit, Erwerb und Bildung. Schon das Bewußtsein, sich nicht selbst ernähren zu können und Gatten oder Vätern ein Lebenlang zur Last fallen zu müssen, verursacht der Frau ein um so drückenderes Gefühl, je verständiger oder gebildeter dieselbe ist, und stört jene Zufriedenheit, welche für ein glückliches Familienleben so nothwendig erscheint. Der soviel citirte und von Fanny Lewald so beißend persifilirte „keusche Dämmer des Hauses“, in welchem allein wahre Weiblichkeit gedeihen soll, ist nur ein großer Aberglauben und ein

Anachronismus in unserer überall nach Licht und Befreiung strebenden Zeit. Wäre es nicht so, so müßte der „keusche Dämmer des Hauses“ in Verbindung mit „ächter Weiblichkeit“ in den Harem's der türkischen Großen am besten zu finden sein!

Gewiß kann und soll durch Alles dieses nicht in Abrede gestellt werden, daß die Mehrzahl der Frauen ihre eigentliche Lebensaufgabe in der Ehe und der Häuslichkeit immer und unter allen Umständen suchen und finden wird, wenn auch, wie gesagt, die Ehefrau und Mutter selbst durch ein größeres Maaß von Bildung und Selbstständigkeit, sowie durch größere Unabhängigkeit dem Manne gegenüber ihre Lage, sowie die Lage der Familie wesentlich verbessern wird. Aber sollen deswegen, und weil dieses so ist, alle jene Frauen, welche jenes Ziel nicht erreichen oder nicht zu erreichen wünschen, ewig Unterdrückte und zu gezwungener Unthätigkeit verdammt sein? Sollen Geist und Verstand bloß deswegen nichts bedeuten, weil sie zufällig in einem weiblichen Gehirne Platz genommen haben? Sollen Anlagen und Fähigkeiten bloß deswegen unausgebildet bleiben, weil ein Weib sie besitzt? und sollen Thätigkeitstrieb und Schaffensdrang bloß deswegen ungenutzt für die Menschheit verkümmern, weil sie nicht in Gestalt eines Mannes auftreten? Die Geschichte lehrt unwiderleglich, daß es unter den Frauen ebenso große Gelehrte, Künstler, Politiker u. s. w. gegeben hat, wie unter den Männern; und wenn deren Zahl im Verhältniß zu den Männern nur gering ist, so ist theils die natürliche Bestimmung der Frau zu einer mehr beschränkten Sphäre ihrer Thätigkeit, theils der Mangel der Freiheit und Gleichstellung, sowie der nöthigen Vorbildung Schuld gewesen. Schon in der ungleichartigen Fortbildung der beiden Geschlechter in der Zeit der erziehungsfähigen Jugend liegt eine grenzenlose Ungerechtigkeit und ein später gar nicht auszugleichender Schaden für die Frau, für die Ehe, für die Familie. Eine gebildete Frau ist ein ebenso großer Segen für das Haus, wie eine ungebildete ein Unsegen für dasselbe sein kann!

Zwar hat man gegen die Bildungsfähigkeit des Weibes im Vergleich mit derjenigen des Mannes von wissenschaftlicher oder

physiologischer Seite aus einen gewichtigen Einwand zu erheben versucht, indem man auf die Thatsache hinwies, daß das Gehirn des Weibes an Größe demjenigen des Mannes um ein nicht Unbedeutendes nachstehe. Freilich nimmt sich dieser Einwand in dem Munde Derjenigen, welche in allen andern Dingen die Anwendung materialistischer Grundsätze verwerfen, aber dieselben dort nicht ver-
schmähen, wo sie einen Vortheil versprechenden Gebrauch davon machen können, sonderbar genug aus; aber da die Thatsache als solche unzweifelhaft richtig steht, so muß man auch die daraus gezogenen Folgerungen annehmen, wenn dieselben auf richtigen Voraussetzungen beruhen. Dieses ist nun aber hier keineswegs der Fall. Denn Erstens bedingen schon die kleinere Gestalt und schwächere Muskel-Entwicklung der Frau, sowie der geringere Dicken-Durchmesser der in den Centraltheilen des Nervensystem's zusammenlaufenden Nervenstränge, ganz naturgemäß eine verhältnißmäßig geringere Gesammtmasse des weiblichen Gehirns, ohne daß darunter die Entwicklung oder Energie der den geistigen Funktionen vorstehenden Theile desselben Noth zu leiden brauchen. Zweitens würde, selbst wenn sich nachweisen ließe, daß auch diese Theile in ihrer Entwicklung hinter denen des Mannes zurückbleiben, dieses ebenfowohl auf Rechnung mangelhafter Uebung und Ausbildung gesetzt werden können, wie auf Rechnung eines ursprünglichen Mangels. Denn bekanntlich bedarf jedes Organ des Körper's, und so auch das Gehirn, zu seiner vollen Ausbildung und demgemäß zur Entwicklung seiner ganzen Leistungsfähigkeit der Uebung und dauernden Anstrengung. Daß dieses bei dem Weibe in Folge mangelhafter Erziehung und Fortbildung im Allgemeinen in einem viel geringeren Grade der Fall ist und seit Tausenden von Jahren gewesen ist, als bei dem Manne, wird Niemand leugnen wollen. Man lasse daher die Frau nicht unter den Folgen eines Verhältnisses leiden, an dem sie selbst ganz und gar unschuldig ist, und suche vielmehr ihre natürlichen Anlagen bis zu einem solchen Grade und in einer solchen Weise auszubilden, daß sie den Sinn für elenden Tand und Flitter verliert und ein Vergnügen daran findet, ihren Geist ernsteren

und nützlicheren Dingen, als bisher, zuzuwenden. Ist dieses einmal geschehen, so wird man auch ohne Schaden für die Gesamtheit den Frauen jene politischen Rechte einzuräumen im Stande sein, welche die Vorgesrittensten unter ihnen gegenwärtig schon für ihr Geschlecht verlangen, und deren Besitz sie in Bezug auf ihre Rechte vollständig gleich mit den Männern stellen wird. Endlich ist bei Zurückweisung jenes Einwandes nicht zu vergessen, daß es, worauf nicht oft genug aufmerksam gemacht werden kann, bei der geistigen Werthbestimmung eines Gehirn's nicht bloß auf dessen Größe oder materiellen Umfang, sondern ebensoviel, wenn nicht mehr, auf dessen innere Zusammensetzung und auf die feinere Ausbildung seiner einzelnen Theile ankommt; und daß es sehr wohl denkbar ist, daß das weibliche Gehirn in Bezug auf diese Feinheit und Zierlichkeit des weiblichen Körper's überhaupt das männliche Gehirn in demselben Maaße übertrifft, wie dieses das weibliche Gehirn durch seine Größen-Entwicklung hinter sich läßt.

Am meisten Anstoß hat wohl bei der Männer-Welt die Forderung der emancipationslustigen Frauen nach politischer Gleichberechtigung erregt; und in der That dürfte unter den jetzt noch obwaltenden Verhältnissen ein solches Experiment ein ziemlich gewagtes und für die Freiheit und den Fortschritt höchst gefährliches sein. Nicht als ob wir damit sagen wollten, daß Frauen nicht gute Politiker sein könnten! Im Gegentheil lehrt die Geschichte zur Evidenz, daß es unter den Frauen fast ebenso viele gute, wie unter den Männern schlechte Politiker gegeben hat. Wie viele Männer sind auch heutzutage in politischer (und sonstiger) Hinsicht ärgerer Weiber und Klatschbasen, als die Weiber selbst, und saßen besser hinter dem Heerde oder dem Spinnrocken, als in den ernstern Rathsverfammlungen der Männer! Und welcher Vergleich läßt sich ziehen zwischen der politischen Einsicht einer gebildeten und mit den Bedürfnissen ihrer Zeit bekannt gewordenen Frau und derjenigen, welche allenfalls einem Hausknechte oder einem Schubflicker zukömmt, der nie über den engen Kreis seiner täglichen und niedrigen Beschäftigung hinausgeblickt hat! Und dennoch besitzt dieser Mann

das allgemeine Stimmrecht und nimmt durch dasselbe Theil an der Beschlussfassung über die Geschicke seiner Nation, während das einsichtige und hochgebildete Weib ihm gegenüber für unfähig zur Ausübung eines solchen Rechtes erachtet wird! Aber alles dieses gilt natürlich nur im Einzelnen während im großen Ganzen die noch bestehende geistige Unreife und Unmündigkeit des weiblichen Geschlechtes, namentlich aber seine Schwachheit in religiöser Beziehung, seine vollständige politische Emancipation nicht eher als thunlich erscheinen läßt, als bis die dazu unumgänglich nothwendigen Vorbedingungen der Erziehung und Bildung oder der gleichartigen Fortbildung beider Geschlechter erfüllt sein werden. Fast alle erfahrenen Politiker stimmen darin überein, daß die sofortige Verleihung des allgemeinen Stimmrechts an die Frau gleichbedeutend mit politischem und religiösem Rückschritt sein würde, was natürlich den freibenkenden Frauen und namentlich den Führerinnen der Bewegung noch viel weniger erwünscht sein könnte, als den demokratisch gesinnten Männern. Hat sich doch eine unsrer hervorragendsten Schriftstellerinnen, die ebenso geistreiche, wie denkende Fanny Lewald, durch diesen Umstand bewogen gesehen, sich ebenfalls gegen das allgemeine Stimmrecht der Frauen in der Gegenwart zu erklären und die Forderungen der weiblichen Emancipation so zu formuliren: „Unterricht für die unwissenden und geringen, Anerkennung für die geistesreifen Frauen!“ — eine Formulirung, der sich der Verfasser aus vollem Herzen anschließen zu sollen glaubt (103).

Die Ehe.

Die Ehe, obgleich sie sich auch bei Thieren (z. B. den Störchen) findet, ist doch in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Verfassung wesentlich ein Erzeugniß menschlicher Bildung. Sie ist daher nichts Starres, Unabänderliches, ein für allemal von der Natur Gegebenes, sondern muß sich mit der steigenden Bildung ändern und fortbilden. Dieses ist für unsere heutige Ehe um so nothwendiger, als in ihr noch ganz die alten Zwangs-Grundsätze, welche ehemals in Staat, Kirche und Gesellschaft herrschend waren, vertreten sind.

Für die Fortbildung ächter Menschlichkeit in Staat und Gesellschaft kann es aber kaum etwas Wirksameres geben, als die Befreiung der Ehe von jenen beengenden Schranken und die Verwandlung derselben in ein durch ungezwungene und von beiden Seiten freie Liebeswahl herbeigeführtes und in seinem Fortbestand von dem Fortbestand gegenseitiger Zuneigung abhängiges rechtliches Verhältniß beider Geschlechter. In einem gewissen Sinne muß man zugeben, daß die ganze physische und geistige Zukunft des Menschengeschlechts mehr oder weniger von der zukünftigen Gestaltung der Ehe abhängt. Denn wenn auch nicht die Vereinigung der Besten mit den Besten, wie einst Plato in seinem Zukunfts- oder Idealstaat wollte, so doch die Vereinigung der Passendsten mit den Passendsten wird das rechte Mittel sein, um das bestmögliche Geschlecht der Zukunft hervorzubringen. Hat doch schon Darwin die sog. geschlechtliche Zucht- oder Auswahl bei den Thieren als eine Haupttriebfeder des Fortschritts erkannt, und nimmt Prof. Häckel keinen Anstand, auf Grund seiner Forschungen zu erklären, daß der Fortschritt des Menschengeschlechtes in der Geschichte zu einem großen Theile Folge der bei dem Menschen noch weit mehr, als bei dem Thiere entwickelten geschlechtlichen Zucht- oder Aus-Wahl sei! Daß aber dieses eigenthümliche und erst durch die Naturwissenschaft an das Licht gezogene Moment seine ganze hochwichtige Wirksamkeit nur dort voll und ungehindert entfalten kann, wo die Vereinigung der beiden Geschlechter wirklich Folge einer gänzlich freien Wahl und eines vollen gegenseitigen Verständnisses bei gleichzeitigem Gefallen an einander und innerer Zufriedenheit ist, kann wohl nicht bestritten werden. Im Gegensatz hierzu bietet unsre heutige conventionelle und Zwangs-Ehe bekanntlich und leider nur zu häufig die widerwärtigsten und für die Fortbildung des Geschlechtes nachtheiligsten Erscheinungen gegenseitigen Mißverständnisses oder Mißverhältnisses und nicht zu entfernender Unzufriedenheit dar, und die für die Fortbildung des Geschlechtes so höchst wichtige Frage, ob beide Theile in körperlicher wie geistiger Beziehung zu einander passen oder sich glücklich einander ergänzen,

kommt gegenüber den Convenienzfragen von Familie, Geld, Stellung u. s. w. in der Regel so gut wie gar nicht in Betracht. Schon die von uns geforderte Emancipation der Frau und ihre freiere, unabhängigere Stellung dem Manne gegenüber bedingt nothwendig eine andere Gestaltung der Ehe in der Zukunft; und die freie Liebeswahl, welche bisher gegen alles Recht und alle Vernunft nur dem Manne gestattet war, muß in der Zukunft ebenso auch der Jungfrau erlaubt sein. Die selbstständig gewordene Jungfrau wird künftig nicht mehr nöthig haben, sich wie eine Waare auf dem Marke verhandeln zu lassen oder halb gezwungen nach jeder ihr gebotenen Ehe zu greifen, um nur dem traurigen Zustand des Unverheirathetseins zu entgehen, sondern sie wird sich erst dort binden, wo ihr oder ihren Berathern das künftige Leben größeres Glück und größere Befriedigung verspricht, als das gegenwärtige. Die gegenwärtig leider so große Zahl der unglücklichen und der Fortbildung des Geschlechtes nachtheiligen Ehen wird sich mindern, die der glücklichen und dem Gesamtweisen nützlichen dagegen steigen. Wo aber dennoch eine Täuschung stattgefunden haben sollte, wird die so nothwendige Erleichterung gesetzlicher Trennung die Wiederholung jener entsetzlichen Familiendramas unmöglich machen, welche sich gegenwärtig zur Schande der Menschheit so häufig vor unseren Gerichtshöfen abspielen. Aus dem einzelnen Schrecklichen aber, das an die Deffentlichkeit kömmt, kann man auf das Viele noch Schrecklichere schließen, das in der Verborgenheit und aus Furcht der öffentlichen Schande still geduldet und getragen wird. Freiheit, Freiwilligkeit und volle Gegenseitigkeit bilden die Lebensluft, in der allein glückliche Ehen gedeihen können; und dieses führt nothwendig zur Beseitigung aller künstlichen Hemmungen, welche sowohl der zu schließenden, als der aus Mangel an Uebereinstimmung sich lösenden Ehe entgegengesetzt werden können.

Eine der thörichtsten Veranstaltungen öffentlicher Staatsweisheit oder Staatsdummheit bilden namentlich die Hemmnisse, welche man gegenwärtig noch in so vielen Staaten den Ehen der niederen

Stände, in specie denen der Arbeiter, aus Furcht der Ueberschwel-
 lung oder Vermehrung der Armuth, entgegengesetzt — ganz ab-
 gesehen davon, daß es die größte und härteste aller Ungerechtig-
 keiten einschließt, wenn man dem Einzelnen seine unverschuldete
 Armuth dadurch noch härter und fühlbarer macht, daß man ihn
 zwangsweise von der natürlichsten aller menschlichen Bestimmungen,
 von der Fortpflanzung seines Geschlechtes, abzuhalten sucht. Ein
 Volk wird durch Mehrung seiner Zahl nicht ärmer, sondern reicher,
 namentlich dort, wo die verbesserten gesellschaftlichen Einrichtungen
 Jedem ein menschenwürdiges Dasein möglich machen; und jeder
 neugeborene Mensch ist ein Capital, welches dem Ganzen durch
 Vermehrung der Arbeits-, wie der Verbrauchskraft zu Gute kommt.
 Je menschenleerer eine Gegend ist, um so ärmer ist sie auch und
 um so elender der Zustand ihrer Bewohner, während umgekehrt
 in den europäischen Culturländern der allgemeine Gradmesser des
 Wohlstandes überall mit entsprechender Zunahme der Bevölkerung
 gestiegen ist. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die
 allgemeine Ernährungsfähigkeit durch Vermehrung der Cultur und
 ihrer zahllosen Hülfsmittel, durch gesteigerte Arbeitstheilung u. s. w.
 in einem viel höheren Grade zunimmt, als die Zahl der Menschen;
 und wenn auch zugegeben werden muß, daß eine gewisse Grenze
 der Bevölkerungszahl unter normalen Verhältnissen nicht über-
 schritten werden kann, so sind wir doch noch gar weit von Er-
 reichung dieser Grenze entfernt. Große Hungersnöthe entstehen am
 leichtesten in dünn bevölkerten oder durch Krieg, Pestilenz u. s. w.
 entvölkerten Gegenden, während der Ueberfluß an Nahrungs-
 mitteln nirgendwo größer ist, als in den ungeheuren Metropolen
 oder Hauptstädten europäischer Staaten, in denen Millionen von
 Menschen auf einem Flecke beisammen wohnen. Als die Spanier
 Amerika eroberten, fanden sie die dortige Bevölkerung durch häu-
 fige Hungersnöthe decimirt, während gegenwärtig Amerika eine
 weit größere Zahl von Bewohnern auf das Reichlichste ernährt
 und noch Raum und Nahrung genug für ungezählte Mil-
 lionen besitzt!

Die Moral.

Das einzig richtige und haltbare Moralprincip beruht auf dem Verhältniß der Gegenseitigkeit. Es gibt daher keine bessere Richtschnur für moralisches Verhalten, als den alten und wohlbekanntten Spruch: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu“. Ergänzt man diesen Spruch durch den weiteren: „Was Du willst, daß man Dir thue, das thue auch Andern“ — so hat man den ganzen Coder der Tugend- und Sittenlehre in der Hand, und zwar besser und einfacher, als die didleibigsten Handbücher der Ethik oder die Quintessenz aller Religionsysteme der Welt ihn uns liefern könnten. Alle weiteren moralischen Anleitungen, mag man sie aus dem Gewissen, aus der Religion oder aus der Philosophie herleiten, werden neben diesen einfachen und praktischen Regeln vollkommen entbehrlich. Natürlich müssen diese Regeln um so wirksamer erscheinen, je höher das Verhältniß der Gegenseitigkeit durch größere Ausbildung der Gesellschaftszustände überhaupt entwickelt ist, und je mehr der Einzelne durch Einsicht und Bildung befähigt ist, die Gesellschaftszwecke und sein persönliches Verhältniß zu denselben wie zu seinen Nebenmenschen zu begreifen und sein Verhalten darnach einzurichten. Es ist daher ein allgemein anerkanntes und durch die Geschichte hinlänglich bewiesenes Factum, daß sich der Moralbegriff im Allgemeinen, wie im Einzelnen in demselben Maasse weiter entwickelt und stärker hervorildet, in welchem Bildung, Einsicht und Erkenntniß der nothwendigen Gesetze des Gemeinwohls in der Zunahme begriffen sind, und daß dem entsprechend stets größere öffentliche Ordnung mit der Milde der Strafgesetze Hand in Hand gegangen ist. Als Einzelner oder Armenich kennt der Mensch überhaupt keine Moral und folgt blindlings den Trieben der Leidenschaft, des Hungers, der Grausamkeit u. s. w., die er mit den Thieren gemein hat; seine moralischen Eigenschaften entwickeln sich erst durch das Zusammensein mit Andern im Innern einer nach gewissen Grundsätzen der Gegenseitigkeit geregelten Gesellschaft und

durch die Erkenntniß der Gesetze, welche für das Bestehen einer solchen Gemeinschaft nothwendig sind. Das angeborene Gewissen oder Sittengesetz, welches so Viele für das eigentlich Bestimmende in den Handlungen der Menschen halten, ist nichts weiter als ein großer Aberglauben oder eine „Kinderschulmoral“, wie sich der Philosoph Schopenhauer so bezeichnend ausdrückt. Denn das Gewissen bildet und entwickelt sich erst mit der fortschreitenden Erkenntniß der Pflichten, welche der Einzelne theils gegen eingebilbete Uebermächte (wie Götter, Heroen u. s. w.), theils gegen seine Mitmenschen, theils gegen die Gesellschaft, theils gegen den Staat u. s. w. zu erfüllen hat oder erfüllen zu müssen glaubt. Dieser Glaube aber ist ganz und gar abhängig von der jeweiligen Stufe der allgemeinen Bildung oder Erkenntniß, auf der sich ein Volk oder ein Einzelnr befindet, und daher wechselnd nach Zeit, Ort und Umständen. Moses, der größte Lehrer und Führer des jüdischen Volkes, fühlte keine Gewissensbisse, als er Dreitausend seines Volkes zum Sühnopfer für den Herrn hatte niedermeßeln lassen, sondern fürchtete nur, daß es noch nicht genug sei, während man heutzutage eine solche Handlung als eine grenzenlose Scheußlichkeit und Brutalität ansehen würde; und der verehrte David, der Liebling aller Theologen, eroberte die Stadt Rabba (2. Sam. 12, 31) und „führte alles Volk hinaus, legte es unter eiserne Sägen, Hacken und Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen; so that er allen Städten der Kinder Ammon's.“ (Angeführt bei Rabenhäusen, Jfis, Band II. S. 34 u. folgd.). Die Phönizier, Karthager, Perser u. s. w., obgleich zu den gebildeten Nationen des Alterthums zählend, ließen sich durch ihr Gewissen nicht abhalten, ihre eigenen Kinder lebend zu verbrennen oder unschuldige Menschen lebendig zu begraben; und die Inquisitoren des Mittelalters und ihre Helfer früherer und späterer Zeit glaubten nur ihre Pflicht zu thun, wenn sie im Laufe von elf Jahrhunderten ungefähr neun Millionen Menschen als Hexen und Zauberer verbrannten und so viele andere Unschuldige unter den entsetzlichsten Qualen leiden ließen. Wenn die römischen Kaiser die neu entstehenden Christen-

Gemeinden mit den blutigsten Verfolgungen heimsuchten, so glaubten sie ebensowohl etwas Gutes zu thun und vor ihrem Gewissen rein dazustehen, wie die späteren Christen selbst, als diese nach dem Siege ihrer Lehre alle jene Verfolgungen und Greuel im reichlichsten Maaße an Andersdenkende zurückgaben. Auch die menschenmordenden Kriege der Neuzeit werden in der Regel und oft aus den unbedeutendsten Anlässen von Leuten geführt, welche sich aus dem von ihnen veranlaßten, oft schrecklichen Tod und Elend so vieler Tausende nicht das geringste Gewissen machen und Ruhm, Ehre und Ansehen dabei gewinnen, während man in einem späteren und glücklicheren Zeitalter solches Thun wahrscheinlich als die schwerste moralische Versündigung ansehen wird. Gewissen ist daher nichts Feststehendes, Angeborenes, sondern etwas Wechselndes, Gewordenes oder eine Aeußerung menschlicher Erkenntniß, welche mit der Erkenntniß selbst fort- und voranschreitet. Diese fortschreitende Erkenntniß hat so Vieles als unschuldig oder erlaubt erkennen lassen, was früher für schwere Sünde galt, und andererseits so Vieles zum Verbrechen, zur Sünde gestempelt, was es früher nicht war; daher auch die Begriffe von Gut und Böß bekanntlich die größten und auffallendsten Verschiedenheiten, ja sogar vollständige Gegensätze zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern zeigen, was Alles ganz unmöglich wäre, wenn das angeborne Gewissen des Menschen ihm ein für allemal bindende, innere Vorschriften auferlegen würde. Das Gewissen ist auch ganz unabhängig vom Gottesglauben und von religiösen Vorstellungen überhaupt; es ändert sich nicht oder kaum nach Maaßgabe einzelner Glaubensbekenntnisse, sondern richtet sich lediglich nach der Erkenntniß oder nach der Bildungsstufe jedes Einzelnen. Daher auch jede Besorgniß, das Gewissen könne mit einer bestimmten Glaubensform verloren gehen, gänzlich unbegründet ist; im Gegentheil muß sich dasselbe um so mehr schärfen und verfeinern, je mehr sich das allgemeine Gewissen der Menschheit durch die fortschreitende Bildung hebt, und je unabhängiger diese in ihrem Denken und Sein von allen bloß äußerlichen Regeln und Glau-

bensnormen wird. Sind doch auch die Menschen der Gegenwart, obgleich ihre Anhänglichkeit an bestimmte Glaubensregeln weit hinter derjenigen früherer Zeiten zurücksteht, im Allgemeinen viel weniger zu Verbrechen und Gewaltthaten geneigt, als ehedem! und haben Duldsamkeit, Mitleid, Sinn für Gemeinnütziges, Achtung vor dem Gesetz, Menschenliebe u. s. w. in demselben Maaße zugenommen, in welchem Wissen, Bildung und Wohlstand sich gehoben haben! Denn neben Bildung sind Glück und Wohlstand Hauptquellen der Moral und Tugend. Der Mensch muß im Allgemeinen glücklich sein, wenn er Tugend üben soll, und alle Sünden und Laster gehen Hand in Hand mit Hunger, Elend, Krankheit oder Müßiggang. Rechnen wir dazu, daß moralische Eigenschaften oder Anlagen ebensowohl erblich sind, wie körperliche und geistige Anlagen überhaupt, so muß es uns klar werden, daß der ganze moralische Fortschritt der Menschheit an ihrer fortwährenden socialen und geistigen Um- und Fortbildung gelegen ist, und daß Sünde und Verbrechen aus der Welt verschwinden werden, sobald die immer noch so reichlich fließenden Quellen der Unwissenheit, der Umbildung und des materiellen Elends verstopft sein werden.

Die Moral kann daher definiert werden als das Gesetz der gegenseitigen Achtung des allgemeinen, wie des privaten, gleichen Menschenrechtes zum Behuf der Sicherung allgemeinen Menschen Glücks. Alles, was dieses Glück und diese Achtung stört oder untergräbt, ist böse, Alles, was dieselben fördert, gut. Das Böse besteht nach dieser Definition nur noch in der Ausartung oder den Uebergreifen des menschlichen und privaten Egoismus gegenüber diesem allgemeinen Glück sowohl, wie den Interessen des Nebenmenschen. Was der Gesamtheit oder dem Nebenmenschen nützlich ist, ist im Allgemeinen auch gut; und der Begriff des Guten verkehrt sich erst dadurch in sein Gegenteil, daß der Einzelne den Begriff des ihm selbst Nützlichen oder Vortheilhaften dem Begriffe des für die Gesamtheit oder für einen andern Gleichberechtigten Nützlichen in ungebührlicher Weise voranstellt. Die größten Sün-

der sind daher die Egoisten oder Diejenigen, welche ihr eigenes Ich höher stellen, als die Interessen und Gesetze des Gemeinwohls, und dasselbe auf Kosten und zum Nachtheil der mit ihnen Gleichberechtigten in übermäßiger Weise zu befriedigen trachten. Zwar ist der Egoismus an sich durchaus nichts Verwerfliches und bildet eigentlich die letzte und höchste Triebfeder aller unserer Handlungen, sowohl der schlechten wie der guten (104). Auch wird man den Egoismus der menschlichen Natur niemals zu beseitigen im Stande sein; und es kommt daher nur darauf an, denselben in die richtigen Bahnen zu lenken oder ihn vernünftig und menschlich zu machen, indem man seine Befriedigung in Uebereinstimmung mit dem Wohle Aller und mit den Interessen der Gesamtheit zu bringen sucht. Dazu kann es aber kein besseres Mittel geben, als die von uns vorgeschlagene Reform der menschlichen Gesellschaft selbst im Interesse des Gemeinwohls. Denn sobald man es durch eine richtige Organisation der Gesellschaft dahin gebracht hat, daß die Befriedigung des eigenen Ich zugleich die Interessen der Gesamtheit befriedigt, und daß umgekehrt die Befriedigung der allgemeinen Interessen zugleich die Befriedigung des eigenen Ich bedeutet, hört jeder aus egoistischen Motiven hervorgehende Conflict zwischen den Interessen des Einzelnen und denen der Gesellschaft oder des Staates auf, und der Hauptanlaß zu Verbrechen und Sünde ist hinweggenommen. Der Einzelne wird dann viel leichter, als gegenwärtig, im Stande sein, nach persönlicher Glückseligkeit und angenehmen Empfindungen zu streben oder das eigne Ich zu befriedigen, ohne daß er die Interessen der menschlichen Gesellschaft verletzt; er wird nur sein eignes Wohl befördern, indem er das Wohl der Gesamtheit befördert, und wird das Wohl der Gesamtheit befördern, indem er sein eignes befördert.

In dieser Uebereinstimmung der Interessen des Einzelnen mit den Interessen der Gesamtheit oder aller Andern liegt daher das ganze, große Moral-Princip der Zukunft. Gelingt es, jene Uebereinstimmung herzustellen, so haben wir Moral, Tugend und edle Gesinnung im Ueberfluß. Gelingt es nicht, so fehlen uns die-

selben in demselben Maaße, in welchem die Gesellschaft jenem Ziele fremd bleibt; und keine äußeren oder inneren Mittel, keine Religion, kein Gewissen, keine Moralprediger, keine Strafgesetze u. s. w. werden auch nur entfernt im Stande sein, jenen Mangel dauernd zu ersetzen. Das öffentliche Gewissen ist zugleich das Gewissen des Einzelnen, und jenes öffentliche Gewissen kann nur Folge vernünftiger Staats- und Gesellschafts-Zustände und einer auf den Grundfätzen allgemeiner Menschenliebe aufgebauten Erziehung und Bildung Aller sein. Die Zeit der erziehungs- und bildungsfähigen, allen äußeren und inneren Eindrücken so leicht zugänglichen Jugend ist es, in welcher der Grund zur Bildung jenes Gewissens und damit aller Moral gelegt werden muß; und es muß oberste Aufgabe der öffentlichen und allgemeinen Erziehung sein, die guten und der menschlichen Gesellschaft nützlichen Triebe und Anlagen in dem jungen Menschen zu erwecken und zu stärken, die schlechten und schädlichen dagegen zu schwächen und zu unterdrücken. Ein ganz neues und moralisch anders angelegtes oder organisirtes Geschlecht wird sich auf diese Weise nach und nach heranzubilden, und Verbrechen, Sünde, Laster u. s. w. werden in demselben Maaße verschwinden, wie der Boden kleiner werden wird, auf dem sie allein gedeihen können!

Die Religion.

Die Religion ist nicht minder, wie Verbrechen und Sünde, ein Erzeugniß der Unbildung oder Unwissenheit. Je weniger der Mensch weiß von Geschichte, Natur, Philosophie u. s. w., desto mehr fühlt er sich, nachdem er überhaupt angefangen hat, über sich und die ihn umgebende Erscheinungs-Welt nachzudenken, veranlaßt, an unbekannte übernatürliche und außermenschliche Einwirkungen zu glauben und denselben alles ihm räthselhaft Erscheinende im Natur- und Menschenleben aufzubürden. Je religiöser daher ein Mensch ist, um so weniger fühlt er das Bedürfniß der Bildung und Erkenntniß in sich; und die alten Hebräer konnten

daher auch nicht jene Kunst und Wissenschaft bei sich entwickeln wie die freier denkenden Griechen, weil ihnen ihr Gott Jehovah Alles ersetzte. Mit dem rohesten, aus einer mangelhaften oder gänzlich fehlenden Kenntniß der Naturgesetze entspringenden Aberglauben fangen die Nationen an und erheben sich von da allmählig und langsam zu jenem Wissen, das in der Zukunft bestimmt ist, jede Art von Religion zu ersetzen und unnöthig zu machen. Diejenigen, welche in einer solchen Abschaffung der Religion oder in einer Ersetzung des Glaubens durch das Wissen eine Gefahr für Moral und Sittlichkeit und damit für Staat und Gesellschaft erblicken, müssen darüber belehrt werden, daß Moral und Religion oder Glauben und Sittlichkeit ursprünglich und im Princip gar nichts miteinander zu thun haben und wahrscheinlich erst im Laufe der Geschichte und aus Gründen äußerer Zweckmäßigkeit mit einander vermengt worden sind. Denn je höher wir in der Geschichte der Religionen aufwärts steigen, um so mehr sehen wir das Moralgesetz und die über seine Aufrechthaltung wachende Priesterschaft aus denselben verschwinden und an ihre Stelle Dogma und äußeren Cultus oder Ceremonien der Gottesverehrung treten. Auch stellen die neuesten Untersuchungen von Renan, Bournouf und Anderen außer Zweifel, daß bei den arianischen Völkern die Moral durchaus kein integrierender oder nothwendiger Bestandtheil der Religion war, sondern daß man in deren alten Religionen nur zwei Elemente antrifft, den Gottesbegriff und den Ritus nämlich. Ebenso verhält es sich mit dem Priesterthum bei den Ariern, deren ursprüngliche religiöse Richtung entschiedener Pantheismus war, während im Gegensatz dazu die religiöse Richtung der Semiten (aus welcher das Christenthum hervorgegangen ist) der Monotheismus und damit auch die Pflege eines starken Priesterstandes war. Im ganzen Sanskrit, der klassischen Ursprache des arianischen Menschenstammes, findet sich kein einziges Wort, welches „erschaffen“ im Sinne des semitischen oder christlichen Dogmas bedeutet. Auch die berühmten mosaïschen Moralvorschriften oder die s. g. Zehn Gebote standen, wie schon Goe-

the nachgewiesen hat, nicht auf den Tafeln, auf welchen Moses die Gesetze des Bundes niederschrieb, welchen Gott mit seinem Volke schloß.

Schon die außerordentlich große Verschiedenheit der vielen, über den Erdboden verbreiteten Religionen läßt erkennen, daß dieselben in keinem nothwendigen Zusammenhange mit der Moral stehen können, da die Moralvorschriften bekanntlich überall, wo einigermaßen geordnete Staats- und Gesellschaftszustände bestehen, in ihren wesentlichen Grundzügen dieselben sind, während bei dem Fehlen solcher Zustände sofort ein wildes und regelloßes Durcheinander oder auch ein gänzlicher Mangel der moralischen Begriffe angetroffen wird.*) Auch zeigt die Geschichte unwidersprechlich, daß Religion und Moral in Stärke und Entwicklung keineswegs Hand in Hand gegangen sind, sondern daß sogar im Gegentheil die religiösen Zeiten und Länder die meisten Verfehlungen gegen die Gesetze der Moral, die meisten Verbrechen erzeugt haben und, wie die tägliche Erfahrung lehrt, noch erzeugen. Die Geschichte beinahe aller Religionen ist erfüllt von so entsetzlichen Gräueln, Blutthaten und grenzenlosen Schlechtigkeiten aller Art, daß bei der bloßen Erinnerung daran das Herz des Menschenfreundes erstarrt, und daß man sich mit Ekel und Abſcheu von einer menschlichen Geistes-Verirrung abwendet, welche solche Thaten erzeugen konnte. Wenn man zur Rechtfertigung der Religion anführt, daß sie die menschliche Civilisation gefördert und gehoben habe, so erscheint auch dieses Verdienst den Thatfachen der Geschichte gegenüber als ein höchst zweifelhaftes und im besten Falle seltenes oder vereinzelttes. Im Allgemeinen aber kann gewiß nicht geläugnet werden, daß sich die meisten Religionsysteme mehr culturfeindlich als culturfreundlich erwiesen haben. Denn die Religion duldet, wie schon erwähnt, keinen Zweifel, keine Discussion, keine widersprechenden Untersuchungen, diese ewigen Pioniere der Zukunft der Wissenschaft und des Geistes! Schon

*) In China, wo man in religiösen Dingen bekanntlich sehr gleichgültig oder tolerant ist, gilt der schöne Grundsatz: „Die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist nur eine, wir Alle sind Brüder.“

der einfache Umstand, daß der Zustand unserer heutigen Bildung bereits seit lange alle und selbst die höchsten, von den ehemaligen Religionen aufgestellten und erstrebten geistigen Ideale weit hinter sich gelassen hat, kann zeigen, wie wenig der geistige Fortschritt von der Religion beeinflusst wird. Ewig wird die Menschheit zwischen Wissenschaft und Religion hin- und hergestoßen; aber sie schreitet geistig, moralisch und physisch um so mehr voran, je mehr sie sich von der Religion ab- und dem Willen zuwendet.

Es ist daher klar, daß für unsere heutige Zeit und für die Zukunft eine andere Grundlage der Bildung und Sittlichkeit gesucht und gefunden werden muß, als sie uns die Religion und als sie uns namentlich der mit unserer ganzen Bildung im Widerspruch stehende phantastische und unpraktische Gottesglaube liefern kann. Es ist eine ganz ungegründete Befürchtung, daß der Verlust dieses Glaubens, welcher wahrscheinlich noch niemals Jemanden ernstlich vom Verbrechen abgehalten, dafür aber zahllose Greuel der Geschichte verschuldet hat, der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt schädlich werden könne. Nicht die Gottesfurcht wirkt mildernd oder veredelnd auf die Sitten, wofür das Mittelalter die schlagendsten Beweise liefert, sondern die mit dem Fortschritt der Bildung Hand in Hand gehende Veredlung der Weltanschauung überhaupt. Man unterlasse es daher, ewig mit dem Bekennen heuchlerischer Glaubensworte zu prunken, welche nur dazu da zu sein scheinen, um fortwährend durch die Thaten und die Handlungen ihrer Bekenner Lügen gestraft zu werden! Der zukünftige Mensch wird Gott nicht mehr vermessen, wenn er nicht mehr in dem wissenschaftlich längst überwundenen und nur von unserer eignen Person abstrahirten Glauben an denselben erzogen wird; er wird sich im Gegentheile weit glücklicher und zufriedener fühlen, wenn er nicht auf jedem Schritte seiner geistigen Voran-Entwicklung mit jenen quälenden Widersprüchen zwischen Wissen und Glauben zu kämpfen hat, welche seine Jugend beängstigen und sein Mannesalter unnöthigerweise mit dem langsamen Abthun der in der Jugend eingefogenen Vorstellungen beschäftigen. Was man Gott opfert,

entzieht man dem Menschen und absorbiert einen großen Theil seiner besten geistigen Kräfte in Verfolgung eines unerreichbaren Zieles*). Jedenfalls ist das Geringste, was man in dieser Beziehung von Staat und Gesellschaft der Zukunft erwarten darf, eine vollständige Scheidung zwischen kirchlichen und weltlichen Dingen oder eine absolute Befreiung des Staates und der Schule von jedem kirchlichen Einfluß. Die Erziehung muß auf das Wissen, nicht auf den Glauben gegründet werden; und die Religion selbst darf in den öffentlichen Schulen nur als Religions-Geschichte und als objective oder wissenschaftliche Darlegung der verschiedenen, unter den Menschen verbreiteten Religions-systeme und ihrer Geschichte gelehrt werden. Wer nach einer solchen Erziehung noch das Bedürfnis einer bestimmten Glaubensnorm oder Glaubensregel empfindet, mag sich einer beliebigen, ihm gutscheinenden Religions-sekte anschließen, aber nicht beanspruchen, daß die Gesamtheit die Kosten dieser speziellen Liebhaberei trage!

Was speziell das Christenthum oder den fälschlicherweise Christenthum genannten Paulinismus (105) angeht, so steht dasselbe durch seinen dogmatischen Theil oder Inhalt in einem so grellen und unverföhnlichen, ja gradezu lächerlichen Widerspruch mit allen Erwerbungen und Grundsätzen der neueren Wissenschaft, daß das künftige tragische Schicksal desselben nur noch eine Frage der Zeit sein kann. Aber auch sein ethischer Inhalt oder seine Moral-Grundsätze zeichnen sich in nichts Wesentlichem vor denen anderer Zeiten und Völker aus und waren bereits vor seinem Erscheinen der damaligen Menschheit ebenso, und zum Theil besser, bekannt. Nicht bloß hierin, sondern auch in seinem angeblichen Charakter als Weltreligion (106) wird es von dem viel älteren

*) Der persönliche Gott ist ein Anthropomorphismus oder ein von unserm eignen Wesen abstrahirtes und nach demselben gebildetes Gedanken-bing; der unpersönliche hingegen ein logisches Unbing. — Die grenzenlosen logischen Widersprüche des Gottesbegriffes findet man vom philosophischen Standpunkt aus sehr gut auseinandergelegt in einem Schriftchen vom Dr. J. B. Mayer. Theismus und Pantheismus (Freiburg in B., II. Aufl. 1860.)

und wahrscheinlich verbreitetsten Religionsystem der Erde, von dem berühmten *Buddhismus*, übertroffen, welcher weder den Begriff eines persönlichen Gottes, noch den einer persönlichen Fortbauer kennt und dennoch eine höchst lautere, liebevolle und selbst *ascetische* Moral lehrt. Auch die Lehre des *Zoroaster* oder *Zarathustra* hat schon 1800 Jahre vor Chr. die Principien der Humanität und der Duldsamkeit gegen Andersdenkende in einer Weise und Reinheit gepredigt, welche den semitischen Religionen und speziell dem Christenthume unbekannt war.

Das Christenthum entstand oder verbreitete sich bekanntlich zu einer Zeit allgemeinen sittlichen Verfalles und größter moralischer, wie nationaler Verderbniß; und sein außerordentlicher Erfolg muß zum Theil aus einer Art geistigen und moralischen *Rajenjammers* erklärt werde, welcher sich nach dem Untergange der antiken Cultur und unter dem demoralisirenden Einflusse des allmäligen Zusammensturzes des großen römischen Weltreichs der Gemüther der damaligen Menschen bemächtigt hatte. Aber auch damals schon erkannten geistig Höherstehende und tiefer Blicende die ganze Gefährlichkeit dieser neuen Geistesrichtung; und es ist sehr bezeichnend, daß unter den römischen Kaisern die besten und wohlbedenkendsten, wie *Mark Aurel*, *Julian* u. s. w., die eifrigsten Verfolger des Christenthums gewesen sind, während die schlechtesten, ein *Commodus*, ein *Helioabalus* u. s. w., dasselbe duldeten (¹⁰⁷). Nachdem dasselbe mehr und mehr zu Herrschaft gelangt war, bestand eine seiner ersten Verübungen gegen den geistigen Fortschritt in der aus christlichem Fanatismus hervorgegangenen Zerstörung der berühmten, die gesammten geistigen Schätze des Alterthums enthaltenden Bibliothek zu *Alexandrien* — ein unberechenbarer Schaden für die Wissenschaft, der nie mehr ersetzt werden konnte. Wenn zu seinem Lobe behauptet zu werden pflegt, daß im Mittelalter die christlichen Klöster die Bewahrer der Wissenschaft und Literatur gewesen seien, so ist auch dieses nur in einem sehr beschränkten Sinne richtig, da in den Klöstern in der Regel eine grenzenlose Unwissenheit und Rohheit herrschte und unzählige Geist-

Liche nicht einmal lesen konnten. Kostbare, in den Klosterbibliotheken enthaltene Bücherschätze auf Pergament wurden dadurch vernichtet, daß die Mönche, wenn sie Geld brauchten, die Bücher als Pergament verkauften oder die einzelnen Blätter herausrissen und Psalmen darauf schrieben. Häufig löschten sie die alten Klassiker ganz aus, um Platz für ihre thörichten Legenden und Homilien zu gewinnen; ja das Lesen der Klassiker, z. B. des Aristoteles, wurde durch päpstliche Erlasse geradezu verboten. — In Neuspanien zerstörte der christliche Fanatismus alsbald Alles, was von Kunst und höherer Bildung unter den Eingebornen vorhanden war; und daß dieses nicht unbedeutend war, zeigen die vielen, in Ruinen zerfallenen Monumente, welche das ehemalige Bestehen eines ziemlich hohen Bildungs-Grades außer Zweifel stellen. Aber an dessen Stelle ist heute auch nicht eine Spur christlicher Sittigung an den jetzigen Indiern zu bemerken, und der dortige katholische Clerus hält dieselben absichtlich in der stupidesten Unwissenheit und Verdummung. (Siehe Richtig: Die Zustände der Republik Mexiko, 1854, Berlin.)

So hat das Christenthum stets consequent nach dem Grundsatz seines Kirchenvaters Tertullian gehandelt, welcher sagt: „Wissbegier ist nach Jesus Christus, Forschung ist nach dem Evangelio nicht mehr nöthig.“ Wenn nichtsdestoweniger die Cultur der europäischen und speziell der christlichen Völker im Laufe der Jahrhunderte so enorme Fortschritte gemacht hat, so muß eine vorurtheilsfreie Geschichtsbetrachtung sagen, daß dieses nicht durch das Christenthum, sondern trotz desselben geschehen ist. Fingerzeig genug dafür, welcher Ausbildung diese Cultur noch fähig ist oder fähig sein muß, wenn sie einmal von den beengenden Schranken alten Aberglaubens und religiöser Befangenheit vollständig befreit sein wird! Ahtzehnhundert Jahre lang ist die Menschheit gewissermaßen an der Nase herumgeführt worden. Wird sie nicht endlich einmal sich entschließen dieses lächerliche Joch abzuschütteln und zu den Gesetzen der gesunden Vernunft zurückzukehren?!

Die Philosophie.

Hat sich die Religion, hat sich das Christenthum für unsere Zeit überlebt, so gilt dasselbe in nicht geringerem Grade von der eigentlichen oder spekulativen Philosophie, welche leider so lange Zeit hindurch, namentlich in Deutschland, einen nachtheiligen und den wahren und freien Geist der Forschung beeinträchtigenden Einfluß auf die Geister geübt hat. Ihr Spiel mit halbklaaren, unklaren oder gänzlich inhaltslosen Worten oder Redensarten hat sie bei den Gebildeten allmählig verhaßt gemacht, *) und das Vertrauen auf ihre Formeln und Seherprüche ist in demselben Maaße geschwunden, in welchem der Geist der Forschung klarer, erkenntnißbedürftiger und — redlicher geworden ist. Wir sind heute nicht mehr geneigt, Schein für Sein, Worte für Thaten, Einbildung für Wirklichkeit zu nehmen, und haben eingesehen, daß nur in dieser wissenschaftlichen Erfahrung und in den Thatsachen ein fester Fuß für philosophische Theorien zu suchen und zu finden ist. Jenes „wüste Gemansche von Sein und Nichts“, wie B. Suhle (A. Schopenhauer und die Philosophie der Gegenwart) vortrefflich jene s. g. dialektische Methode der Philosophen von Fach bezeichnet, welche in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts herrschend war und in dem großen Hegel ihren Gipfelpunkt erreichte, oder jene „Sündfluth von Worten, ausgegossen über eine Wüste von Ideen“, wie Helvetius so treffend die Erzeugnisse der noch lange nicht ausgestorbenen scholastischen Philosophie des Mittelalters genannt hat — imponirt uns heutzutage nicht mehr; wir haben hinter den Schleier des Geheimnisses geblickt und nichts dahinter gefunden, als das ausgemergelte Gerippe philosophischer Geist- und Gedankenleere, behängt mit dem bunten Flitter philosophischer Terminologie oder Ausdrucksweise. Es gibt nun und nimmer eine Möglichkeit,

*) Seit den Zeiten der Scholastik, ja eigentlich schon seit Plato und Aristoteles ist, wie Schopenhauer vortrefflich auseinandersetzt, die Philosophie großentheils ein fortgesetzter Mißbrauch allgemeiner und zu weit gefaßter Begriffe, wie: „Substanz“, „Grund“, „Ursache“, „das Gute“ „Sein“, „Werden“ u. s. w., u. s. w., und ist dadurch allmählig zu einem bloßen Wortram herabgesunken.

das menschliche Wissen über die Erfahrung und die menschliche Philosophie über die aus der Erfahrung gezogenen Schlüsse hinaus zu erweitern. Die erhabenen Geistesflüge der Philosophie-Professoren, bisher überall als das Höchste gepriesen, sind daher einfach lächerlich; und das vornehme Gebahren der philosophischen Metaphysiker erinnert an das Sprüchwort: *Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!* (Suhle). Alle Schlüsse auf Transcendentes oder die Erfahrung Ueberfliegendes sind unlogisch; ein s. g. transcendentes Wissen gibt es nicht. Es gibt auch keine ursachlosen Ursachen; daher das Suchen der Philosophen nach einer ersten oder obersten Ursache ein ganz und gar vergebliches ist. Die Causal-Verknüpfung oder das Verhältniß von Ursache und Wirkung ist end- und anfangslos. Die nothwendige Consequenz einer ersten Ursache ist die unsinnige, aller Logik und Erfahrung widersprechende Annahme, es müsse die Geschichte des Daseins aus zwei verschiedenen oder getrennten Theilen bestehen, von denen der erste Veränderung ohne Ursächlichkeit, der zweite Veränderung mit Ursächlichkeit wäre. Alles in der Welt hängt nothwendig und gesetzmäßig zusammen — ein Urtheil, dessen Bestand wir übrigens in der wirklichen Welt nur in einer Anzahl von Fällen unmittelbar nachzuweisen im Stande sind. Daher unser Wissen Stückwerk und einer fortwährenden Verbesserung und Ergänzung fähig und bedürftig ist, während uns der philosophische Irrthum „unbegrenzte Erkenntniß“ vorzuschwindeln versucht. Wir müssen uns daher Ueberzeugungen zu bilden suchen, welche nicht ein- für allemal feststehen, wie dieses Philosophen und Theologen zu thun pflegen, sondern welche sich mit der voranschreitenden Wissenschaft selbst ändern und verbessern. Wer dieses nicht anerkennt und sich einem feststehenden, als letzte Wahrheit betrachteten Glauben ein für allemal gefangen gegeben hat, mag dieser nun theologischer oder philosophischer Art sein, ist natürlich unfähig, einer auf wissenschaftliche Gründe gestützten Ueberzeugung gerecht zu werden. Leider ist unsre ganze Erziehung noch auf eine solche frühzeitige und systematische Lenkung oder Fesselung des Geistes im Sinne dogmatischer (philosophischer oder theologischer) Glaubenslehren angelegt;

und einer verhältnißmäßig nur geringeren Anzahl stärkerer Geister gelingt es in späteren Jahren, sich durch eigene Kraft von jenen Fesseln zu befreien, während die Mehrzahl in den gewohnten Banden gefangen bleibt und ihr Urtheil nach dem berühmten Spruch Bischof Berkeley's bildet: „Wenige Menschen denken; Jeder aber will eine Meinung haben“. Daher denn die vielen schiefen oder verdamnenden Urtheile über neue wissenschaftliche Fortschritte, mögen diese auch an sich so klar wie die Sonne und so unbestreitbar wie die Wirklichkeit selbst sein!

Große Philosophen haben den Tod die Grund-Ursache aller Philosophie genannt. Ist dieses richtig, so hat die empirische oder erfahrungsmäßige Philosophie unsrer Tage das größte philosophische Räthsel gelöst und (logisch wie empirisch) gezeigt, daß es keinen Tod gibt, und daß das große Geheimniß des Daseins in ewiger und ununterbrochener Verwandlung besteht. Unsterblich und unvernichbar ist Alles, der kleinste Wurm sowohl, wie der ungeheuerste Himmelskörper — das Sandkorn oder der Wassertropfen sowohl, wie das erhabenste Wesen der Schöpfung: der Mensch und sein Gedanke. Nur die Formen, in welchen das Sein sich ausdrückt, sind wechselnd; das Sein selbst aber bleibt ewig das Nämliche, Unvergängliche. Indem wir sterben, verlieren wir nicht uns selbst, sondern nur unser persönliches Bewußtsein oder die zufällige Form, welche unser an sich ewiges und unvergängliches Wesen für eine kurze Zeit angenommen hatte; wir leben weiter in der Natur, in unserm Geschlecht, in unsern Kindern, in unserm Nachkommen, in unsern Thaten, in unsern Gedanken — kurz in dem ganzen materiellen und psychischen Beitrag, den wir während unsres kurzen persönlichen Daseins zu dem Bestehen der Menschheit, wie der Gesamtnatur geliefert haben. „Die Menschheit“, sagt Radenhausen (Jhs, Band III., S. 121), „besteht und strömt fort, ob auch der Einzelne nach kurzem Lebenslaufe verschwindet; sein Leben geht aber ebensowenig wie das des Wassertropfens verloren. Denn wie dieser seinen Kreislauf nicht vollenden konnte, ohne Verbindungen anderer Stoffe zu lösen oder

Herbeizuführen, so läßt auch jeder Mensch die Spuren seines Daseins zurück in dem was er löste oder in neue Verbindungen brachte, in dem Beitrage zum Bildungsschatze der Menschheit, den jedes menschliche Leben liefert, vom geringsten bis zum größten.“

Wo sind die Todten? fragt Schopenhauer und antwortet: Bei uns selbst! Trotz Tod und Verwesung sind wir noch alle beisammen!

So wenig wie ein Atom oder der denkbar kleinste Stofftheil im Leben der Gesamtnatur verschwinden oder zu Grunde gehen kann, so wenig kann auch die kleinste That oder der geringste Gedanke eines Menschen im Gesamtleben der Menschheit wieder zu Grunde oder verloren gehen. Denn beide pflanzen sich in Folge der von ihnen gegebenen Anstöße in unendlicher Reihenfolge fort, ähnlich wie die durch einen fallenden Stein erregten Schwingungen einer Wasserfläche in immer weiteren und schwächeren Kreisen weiter vibriren. Und wenn auch diese Bewegung selbst sich nach und nach ebensowohl verlieren oder zur Ruhe kommen muß, wie jene Schwingungen, so hat sie doch inzwischen so und so viele andere (physische oder geistige) Bewegungen ausgelöst, welche ihrerseits wieder dasselbe Spiel erneuern und fortsetzen. So ist das Leben des Einzelnen zugleich das Leben der Menschheit, und das Leben der Menschheit zugleich das Leben des Einzelnen! Wer sich an dieser großen Wahrheit nicht genügen lassen kann oder will, und wer in ihr nicht einen genügenden, alle andern Motive weit hinter sich lassenden Antrieb zur Tugend, zum Rechtthun zu finden im Stande ist, den wird auch keine äußere Gewalt oder Einwirkung auf die Dauer auf der richtigen Bahn zu halten im Stande sein. Weder philosophische, noch theologische Glaubenssätze sind auch nur entfernt im Stande, hierfür ein genügendes Äquivalent zu bieten und mit Hülfe ihrer theils egoistischen, theils eingebildeten Motive jenen felsenfesten moralischen Halt zu ersetzen, welchen der Einzelne aus der Erkenntniß von der Unvergänglichkeit seines Wesens im Zusammenhange mit der gesammten Menschheit gewinnen muß.

Materialismus und Idealismus.

Gewöhnlich werden Materialismus und Idealismus als absolute Gegensätze angesehen, und wird der Materialismus als eine traurige, trost- und hoffnungslose, trübe und öde Lehre geschildert, welche nur für Hypochonder, Menschenfeinde oder für reine Verstandesmenschen gut sei, während im Gegensätze dazu der s. g. Idealismus darauf ausgehe, die höheren geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen und ihn durch eine höhere Auffassung der Welt und des Lebens über die Mängel und Nichtigkeiten dieses Erdenlebens zu erheben. In Wirklichkeit ist dieses so wenig richtig, daß vielmehr mit vollem Rechte der Materialismus der Wissenschaft als der höchste Idealismus des Lebens bezeichnet werden muß. Denn — und der Verfasser hat dieses bereits in früheren Jahren und an anderem Orte ausführlicher dargelegt — je mehr wir uns von allen trügerischen Vorspiegelungen einer außer und über uns befindlichen Welt oder eines s. g. Jenseits befreien, um so mehr sehen wir uns natürlicherweise mit allen unseren Kräften und Strebungen auf das Diesseits oder auf die Welt, in der wir bereits leben, hingewiesen, und empfinden das Bedürfniß, diese Welt und unser Leben so schön und nutzbringend als möglich für den Einzelnen, wie für die Gesamtheit einzurichten. Es ist klar, daß damit dem Idealismus oder dem idealistischen Streben der Menschennatur ein ganz unermessliches Feld des Ergehens und Wirkens eröffnet ist; allerdings ein Feld, welches nicht mehr hinter den Sternen, sondern vor unsern Füßen liegt und welches Wirklichkeit an die Stelle der Einbildung setzt. Es gibt daher keine eifrigeren Pioniere des Fortschritts, keine größeren Freunde der Freiheit und keine begeisterteren Vertheidiger des allgemeinen und gleichen Menschenrechtes und Menschenglücker, als die Materialisten und Freidenker. Ihr Glaube — denn auch die Materialisten haben einen Glauben — geht dahin, daß der Mensch besser ist, als er scheint, daß er mehr vermag, als er weiß, und daß er glücklicher zu sein verdient, als

er ist. Himmel und Hölle, diese uralten Schreckbilder des geistlichen Despotismus, existiren auch für den Materialisten; aber er sucht und findet dieselben nicht, wie jener, außerhalb des Menschen, sondern nur in dessen eignem Innern, und zeigt, daß es nur auf den Menschen selbst und sein Betragen ankommt, ob er den Himmel oder die Hölle auf Erden haben soll!

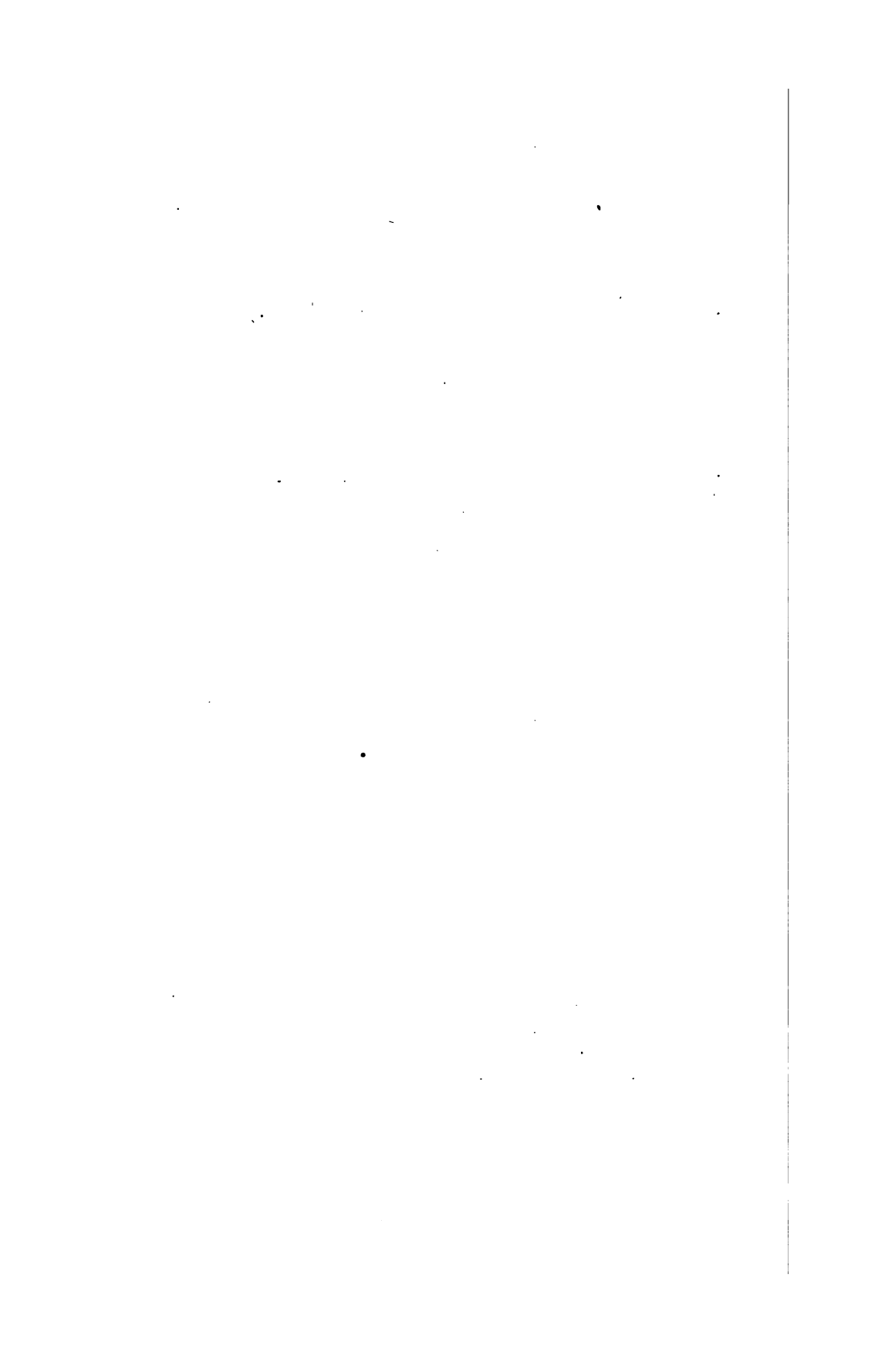
Dieses Streben nach humaner Vollenbung oder nach irdischer Besserung und Glückseligkeit hat dem Materialismus den weiteren Vorwurf eingetragen, daß er nur sinnlichen Genuß und sinnliche Freuden im Auge habe, und daß er daher über der Befriedigung des bloß thierischen Triebes die höheren geistigen Bedürfnisse des Menschen, die Interessen seiner Seele vergesse und vernachlässige. Dieser Vorwurf beruht auf einer so lächerlichen und offenkundigen Verwechslung des wissenschaftlichen oder theoretischen Materialismus mit dem praktischen oder dem Materialismus des Lebens, daß er kaum eine ernstliche Zurückweisung verdient. Der Materialismus der Wissenschaft und der Materialismus des Lebens sind himmelweit verschiedene Dinge, welche nur die Böswilligkeit oder die Bornirtheit mit einander verwechseln kann. Wer sein Leben der Forschung, sein persönliches Interesse der Wahrheit und die Kraft seiner Thätigkeit der Verbesserung des Menschheitslooses opfert, der hat keine Muße, sinnlichen Genüssen nachzugehen, und ist in Wirklichkeit ein weit größerer Idealist, als Diejenigen, welche in ihrem Idealismus ein Mittel finden, um gute Aemter, fette Pfründen, reiche Besoldungen oder glänzende Auszeichnungen zu gewinnen. Würde aber auch der Materialismus — abgesehen von seinen wissenschaftlichen Vertretern — bei größerer Verbreitung unter den Massen dazu beitragen, daß das Streben nach den Freuden und Genüssen dieser Erde, welches übrigens gegenwärtig schon mächtig genug ist, unter den Menschen noch stärker würde, so könnte man dieses im Sinne des Fortschritts nur mit Genugthuung begrüßen, — vorausgesetzt, daß die Art des Genusses im Sinne der wissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung eine solche würde, welche nicht bloß den rohen und thierischen Trieb

befriedigt, sondern welche gleichzeitig veredelnd auf Körper und Geist wirkt. Damit würden wir uns wieder mehr jener heiteren und genießenden Weltanschauung des klassischen Alterthums nähern, von welcher uns finsternes Mönchsthum und kirchliche Herrschbegierde leider nur allzuweit entfernt haben; und jene zahllosen und ungeheuren Hülfsmittel der Cultur, welche die Alten nicht besaßen, würden den Genuß ins Unberechenbare erleichtern, vermehren und veredeln.

Alles dieses zeigt, daß Materialismus und Idealismus nicht, wie so Viele in grenzenloser Beschränktheit meinen, geborne Feinde, sondern daß sie im Grunde nur verschiedene Ausdrücke für eine und dieselbe Sache sind. In der Theorie überbietet der Materialismus insofern weit die alte idealistische Philosophie an idealem Gehalte, als er nicht, wie diese, eine Menge von Thatsachen der Erfahrung einfach als unerklärliche hinnimmt und daher aus übernatürlichen oder angeborenen Ursachen herleitet (z. B. den Geist), sondern den Dingen auf den Grund geht und ihren innersten, letzten Zusammenhang zu erfassen sucht; und in der Praxis überbietet er alle andern Systeme und Weltanschauungen im idealistischen Sinne dadurch, daß er die ideale Welt in uns an die Stelle der idealen Welt außer uns setzt und dieselbe ihrer Verwirklichung entgegen zu führen sucht. Keine andre Philosophie hat jemals so, wie diese, im engsten Zusammenhange mit dem Leben selbst gestanden; und der beste Prüfstein ihres Werthes und ihrer Richtigkeit wird in dem Einfluß liegen, den sie auf das Leben und dessen Gestaltung bereits ausgeübt hat und noch ausüben wird. So wie ihre Theorie einfach, einheitlich, klar und bestimmt, so ist es auch ihre praktische Tendenz; und ihr ganzes Programm in Bezug auf die Zukunft des Menschen und des Menschengeschlechts kann mit sechs Worten ausgedrückt werden, welche Alles enthalten, was für diese Zukunft theoretisch wie praktisch verlangt werden kann oder muß; sie heißen:

Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle!

Anmerkungen, Erläuterungen und Zusätze.



(1) des f. g. Kopernikanischen Weltsystems — Im Jahre 1543 ließ Nikolaus Kopernikus sein berühmtes Buch von den Bahnen der Himmelskörper erscheinen, welches nicht bloß eine totale Revolution der Astronomie oder Sternkunde, sondern auch eine solche der gesammten damaligen Weltanschauung bewirkte, und wurde zum Danke dafür von seinen Zeitgenossen für einen Narren erklärt! Sogar der große Reformator Dr. Martin Luther, welcher freilich ein Theolog war, wie seine Gegner, konnte die neue Entdeckung so wenig begreifen, daß er als bitterer Gegner des Kopernikus auftrat und in seinen „Eischreiben“ sich über denselben unter Andern also äußert: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomiä umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne still stehen und nicht das Erdreich.“ Möchten doch unsere heutigen Zelotiker gegen die neue Wissenschaft sich hieran ein Exempel nehmen!

(2) als vorweltlich ansieht — Früher glaubte man, daß die Vergangenheit unserer Erde streng getrennt sei von ihrer Gegenwart, und stellte sich vor, daß die Erde und deren Bildungsgang in der Jetztzeit in eine Periode der Ruhe, der Ermüdung, des vollständigen Gleichgewichts ihrer Kräfte eingetreten sei, während vordem große Revolutionen und Katastrophen, wilde Umwälzungen mit zeitweiser ertödtung aller organischen Geschlechter stattgefunden hätten. Diese beiden Perioden von Vergangenheit und Gegenwart nun dachte man sich getrennt durch eine große Wasserfluth oder „Sündfluth“, welche nicht weit vor dem Anfang der historischen Zeitrechnung stattgefunden und die damalige organische Schöpfung größtentheils ertödtet habe — und zwar auf einmal. Daher der Ausdruck Vorwelt oder vorweltlich auch gleichbedeutend ist mit dem noch öfter gebrauchten „Vorfluthlich“. Nebenbei bemerkt, ist übrigens „Sündfluth“ eine ganz unrichtige Schreibweise und gibt zu dem falschen Glauben Anlaß, daß jene Fluth dazu bestimmt gewesen sei, „sündige“ Menschen zu verderben. Das richtige, dem Wort „Sündfluth“ zu Grunde liegende Wort ist dagegen das altgermanische „fin“ oder „fint“, welches groß, mächtig, dauernd u. s. w. bedeutet und daher nur den Begriff einer großen, ungeheuren Fluth ausdrücken soll. Die einzig richtige Schreibweise ist daher „Sintfluth“.

Diese ganze, oben geschilderte Vorstellungsweise ist nun geologisch unrichtig. Zwar ist es wahrscheinlich, daß, namentlich mit Ablauf der f. g. Eiszeit (einer Unterabtheilung der großen quaternären Epoche), einzelne große Fluthen stattgefunden haben; aber keine solchen, welche eine gleichzeitige Ueber-

schwemmung der ganzen Erdoberfläche im Gefolge gehabt hätten. Auch waren jene Fluthen kein Produkt einer einzigen, rasch verlaufenden Katastrophe, sondern vieler, nach einander folgender Prozesse und langer Zeiträume. Namentlich sind die mächtigen Thiere jener Zeit nicht auf einmal, sondern ganz allmählig, nach und nach ausgestorben, und es findet daher keine strenge Grenze zwischen Vorwelt und Jetztwelt, zwischen Vorsündfluthlich und Nachsündfluthlich statt. Wir kennen in Wirklichkeit nur allmähliche Uebergänge in einer ununterbrochenen Kette von geologischen Ereignissen. Auch heute noch arbeiten im Wesentlichen dieselben Kräfte und dieselben Vorgänge an der Gestaltung der Erdoberfläche, wie ehemals. Dennoch besteht zwischen damals und heute insofern ein großer Unterschied, als wir zur Diluvialzeit wesentlich veränderten Verhältnissen begegnen, wie andere Gestalt der Erdoberfläche, anderer und höherer Lauf der Flüsse, anderes Verhältniß von Wasser und Land, andersartige Erdbalagerungen und vor Allem eine ganz andere Thier- und Pflanzenwelt, worunter namentlich die charakteristischen, schon genannten Diluvialthiere.

An dieses s. g. Diluvium nun schließt sich unmittelbar an das s. g. Alluvium oder die Neubildung, welche aus den Ablagerungen und Niederschlägen der heute noch bekannten Flüsse an ihren Ufern oder ihren Mündungen in das Meer besteht. Diese Periode setzt im Wesentlichen dieselben Verhältnisse der Erdoberfläche voraus, welche auch heute noch bestehen, und namentlich eine der jetzt lebenden gleiche oder ganz ähnliche Thier- und Pflanzenwelt. Zwischen beiden Perioden besteht keine strenge Grenze, sondern sie gehen allmählig in einander über. In diesem Sinne nun kann man jene so oft gehörten Ausdrücke „Vorweltlich“ oder „Vorsündfluthlich“ auch ferner gebrauchen und sie als gleichbedeutend mit der noch öfter gebrauchten Bezeichnung „fossil“ oder „versteinert“ nehmen, muß sich aber hüten, eine falsche und mit ehemaligen geologischen Lehren zusammenhängende Idee damit zu verbinden. In diesem Sinne genommen spricht daher auch, wie im Text angegeben wurde, der Fund von Aurignac für das vorweltliche oder vorsündfluthliche Dasein des Menschen, welcher offenbar an jener Stelle gleichzeitig mit den ausgestorbenen Thieren jener Zeit gelebt hat. Dieses Resultat wirft die früher ganz allgemein für wahr gehaltene Meinung, daß der Mensch erst während der Periode des Alluviums oder der Neubildung auf der Erde erschienen sei, über den Haufen. —

Uebrigens haben fast alle Völker der Erde die Sage von einer großen Sündfluth, welche die Mehrzahl der lebenden Wesen zu Grunde gehen und nur einige wenige übrig ließ, von denen alle spätern Geschlechter abstammen — aus welchem Umstand man auf die wirkliche Allgemeinheit jener großen Fluth hat schließen wollen. Die katholische Kirche, welche anfangs geneigt war, die Allgemeinheit der Sündfluth als Glaubensdogma festzuhalten, entschied sich endlich 1686 in Folge eines Berichtes des französischen Benedictiners Mabilion für das Gegentheil und gab die Meinungen über diesen Punkt frei.

(3) . . . als Thierknochen auswiesen — Den bekanntesten Fall dieser Art bildet der berühmte oder berichtigte homo diluvii testis oder vorsündfluthliche Mensch des Professor Schœnherz aus Zürich, welcher 1726 an

einem berühmten Fundort vorweltlicher Verfeinerungen bei Denningen im badischen Seekreis ein vollständig verfeinertes Skelett entdeckt hatte, das er für die Ueberreste eines vierjährigen menschlichen Kindes hielt (Andrias Scheuchzeri) und das einen damaligen Theologen zu dem berühmten Vers begeisterte:

„Betäubtes Beingerüst von einem armen Sünder,
„Erweiche Herz und Sinn der neuen Bosheitskinder u. s. w.“

Später stellte es sich als das Skelett eines Riesensalamanders heraus, dessen unmögliche Verwechslung mit einem menschlichen Skelett nur aus der grenzenlosen paläontologischen Unwissenheit jener Zeit zu erklären ist. —

Eine zweite, ziemlich lustige Geschichte ähnlicher Art spielte im Jahre 1613. Damals grub man bei Chaumont im südlichen Frankreich die Gebeine eines Mammoth oder vorweltlichen Elefanten aus, welche ein spekulativer Chirurg, Namens Mazurier, sofort für die verfeinerten Ueberreste des berühmten Cimbern-Königs Teutobochus Rex erklärte, welcher 102 vor Chr. in der großen Schlacht bei Aquas Sextiae (Aix) durch Marius war gefangen worden, und von dem die Sage erzählt, er sei so groß gewesen, daß er über die Fahnen des Heeres emporgeragt und sechs Pferde auf einmal übersprungen habe. Mazurier ließ die Knochen für Geld sehen und verdiente bedeutende Summen, bis endlich nach Abfassung vieler gelehrter Abhandlungen und nach vielen gelehrten Zänkereien der Betrug an den Tag kam. Dieser und ähnliche Funde mögen auch mit Anlaß zu dem früher so sehr verbreiteten Glauben an das Dasein eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechtes gegeben haben. — In ähnlicher Weise hielt man lange Zeit hindurch die in Sicilien ausgegrabenen Ueberreste eines Nilpferdes für die Gebeine der ehemaligen himmelfürmenden Giganten, welche in der griechischen Mythe eine so große Rolle spielen.

(4) . . . Naturforschers Cuvier — Cuvier als der Erste, welcher durch sein berühmtes Werk „Recherches sur les ossements fossiles“, 1812, System und Ordnung in die bis dahin sehr unvollkommene Kenntniß der vorweltlichen Reste brachte, und dessen ungeheure Gelehrsamkeit ihn allerdings zur unbefruchteten Führerschaft auf diesem Gebiete vollständig berechnigte, sollte nach jener allgemein verbreiteten Meinung die Existenz des fossilen oder vorweltlichen Menschen für eine Unmöglichkeit erklärt haben. Aber in der That berief und beruft man sich auf ihn ganz mit Unrecht. Denn weit entfernt, sich in der angegebenen Weise zu erklären, sagt Cuvier nur, daß man noch keine fossilen oder versteinerten Menschen oder Affen gefunden habe. Er hatte mit diesem Ausspruch für seine Zeit ganz Recht, aber Unrecht für heute, wo man nicht bloß fossile Affen in Menge, sondern auch fossile Menschen kennt. Ganz gewiß würde Cuvier, hätte er heute gelebt, mit seiner gewichtigen Autorität auf der seiner damaligen Ansicht entgegengesetzten Seite gestanden haben.

Die Sache ist übrigens so wichtig, daß ich mir nicht versagen kann, hier die eignen Worte Cuvier's mitzutheilen. In seinem großen Werke über die Revolutionen des Erdballs (1825) sagt er wörtlich: „Aber ich will daraus (nämlich daß noch keine fossilen Affen oder Menschen gefunden wurden) nicht

schließen, daß der Mensch durchaus nicht vor der letzten großen Erdrevolution existirte. Er konnte einige, wenig ausgedehnte Gegenden bewohnen, von denen aus er die Erde nach jenen schrecklichen Ereignissen wieder neu bevölkerte; vielleicht auch sind die Orte, wo er sich aufhielt, vollständig versunken und seine Knochen in der Tiefe der heutigen Meere begraben, mit Ausnahme der kleinen Zahl von Individuen, welche sein Geschlecht fortpflanzten.“ Zur Erklärung des Obigen diene, daß Cuvier im Geiste seiner Zeit noch an einzelne, große und allgemeine Erdrevolutionen glaubte, welche es in Wirklichkeit nicht in dieser Weise gegeben hat. Man ersieht übrigens aus obiger Anführung, daß Cuvier's Nachfolger und Nachbeter orthodoxer oder beschränkter in ihren Ansichten waren, als der Meister selbst — ein Fall, der sich allerdings häufig genug wiederholt.

(5) . . . gegen den fossilen Menschen — Bei dem Ausdruck „fossil“ muß man sich vor dem sehr häufigen Mißverständniß hüten, als ob damit der Begriff der „Versteinern“ nothwendig verbunden wäre. Denn wenn auch ohne Zweifel viele fossile Gegenstände im Zustande der Versteinernung gefunden werden, so ist dieser Zustand doch durchaus nicht immer ein charakteristisches Merkmal derselben. Auch noch in unsern Tagen verfeinern organische Körper unter dafür günstigen Umständen, während andere, welche weit länger in der Erde lagen, es nicht thaten. Auch bedeutet das Wort fossil selbst (welches von dem lateinischen fossilis herkommt) durchaus nicht eine versteinerte Sache, sondern nur Etwas, das aus den Tiefen der Erde ausgegraben wird. Nach Prof. Pictet in Genf ist das Wort anwendbar auf alle organischen Ueberreste, welche in Erdschichten begraben liegen, die unter gewissen, von den heutigen verschiedenen Bedingungen gebildet wurden. Damit also ein organischer Ueberrest als fossil anerkannt werde, muß er einem Zeitpunkte entsprechen, welcher dem gegenwärtigen Zustande der Dinge auf der Erdoberfläche vorausgeht.

(6) . . . war das Geräth fertig — Der Kiesel oder Feuerstein war in der vorhistorischen Zeit das beinahe einzige und gesuchteste Material der Bearbeitung in Europa, und er hat einen viel mächtigeren Einfluß auf den Gang der Civilisation geübt, als man gewöhnlich annimmt, da lange Zeit hindurch die aus ihm gefertigten Geräthe die einzigen Werkzeuge waren, welche der Mensch sich verschaffen konnte. Auch heute noch sind wilde Völker begierig nach dessen Gewinnung, theils wegen seiner Härte, theils wegen der Art seines Bruchs und der daraus stammenden Leichtigkeit seiner Bearbeitung. Schlägt man nämlich mit einem runden Hammer stark auf die glatte Oberfläche eines Kieselknollens, so bringt man einen durch die ganze Masse des Knollens sich verbreitenden kegelförmigen Bruch zu Stande, während, wenn man auf einen vorspringenden Winkel des Knollens schlägt, Stüde abspringen, welche mehr eine halbkegelförmige, platte und messerartige Form haben. Wenn man auf solche Weise die vier vorspringenden Winkel eines eckigen Kieselknollens abgehauen hat, macht man es mit den nun entstandenen acht Ecken ebenso, und so fort — bis zuletzt ein artförmig gestalteter Kern übrig bleibt. Indessen gehört selbstverständlich hierzu eine gewisse Übung und Geschicklichkeit, sowie Sorgfalt im Auswählen der zu bearbeitenden Stüde. Ein solches bearbeitetes Kieselstück ist nach Sir John Lubbock für den Alterthumsforscher

ein ebenso sicherer Beweis für die Anwesenheit des Menschen, als es einst die Spuren menschlicher Fußspuren im Sand für Robinson Crusos waren.

Die Kiesel dienten theils als Waffen, theils als Werkzeuge. Zu erstem Zweck dienten hauptsächlich die größern Stücke oder eigentlichen Aerte, während die kleineren Stücke und Splitter als Messer, Sägen, Priemen, Pfeil- oder Lanzenspitzen, Dolche u. s. w. verwandt wurden. Auch heute noch fällen unsere Wilden, unterstützt durch Feuer, mit solchen oder ähnlichen Steinwerkzeugen Bäume und höhlen sie zu Fahrzeugen aus, oder bekämpfen sich mit denselben. Im Jahre 1809 bedeckte man in Schottland ein altes Stein-Grab auf, welches die Sage dem König Albus M'Galbus zuschrieb. Man fand darin ein sehr mächtiges Skelett eines sehr großen Menschen, dessen einer Arm durch einen Schlag mit einer Kieselart beinahe vom Rumpfe getrennt war. Denn ein Stück der Art war abgebrochen und fand sich noch in den Knochen eingeklebt. Der Stein selbst war Diorit — eine Steinart, welche sich sonst nicht in Schottland vorfindet. Außerdem fanden sich noch andere, zum Theil geschliffene Steinwerkzeuge, aber keine Spur von Metall in dem Grabe.

In späterer Zeit schreitet die Bearbeitung des Kiesels weiter vor, und man findet alle Arten von Aerten, Messern, Pfeil- und Lanzenspitzen, Dolchen, Sägen u. s. w. aus diesem und ähnlichem Material. (Aus einem Aufsatz in der Revue littéraire von Sir John Lubbock 1865—66, Nr. 1.)

(7) . . . bestimmte Folgerungen daran zu knüpfen — In noch früherer Zeit hatte man von dem Wesen und der Bedeutung der hier und da gefundenen Steinärzte und Steinwaffen aus früherer und späterer Zeit so wenig einen Begriff, daß man dieselben vielmehr mit abergläubischer Furcht und Hoffnung betrachtete und für Erzeugnisse des Blitzes oder Donners hielt; daher sie auch lange Zeit hindurch von den Gelehrten Donnerkeile (Keramien) genannt wurden und diesen Namen in Verbindung mit einigen vorweltlichen Thierresten im Munde des Volkes selbst heute noch führen. „Albinus in seiner „Reisener Land- und Berg-Chronik“ sagt, der Donner schleudere diese Steine herab, und Hapelius (Kleine Weltbeschreibung) beschreibt ihre Entstehung aus den Dünsten in der Luft so anmuthig, als ob er selbst dabei zugeesehen hätte. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts (1734), als Mañndel in der Pariser Akademie entwickelte, daß diese Steine Werkzeuge von Menschen seien, wurde er verlacht, da er ja noch gar nicht einmal bewiesen habe, daß sie sich nicht in den Wolken gebildet haben könnten. Noch jetzt werden sie vom Volke als Talismane, Liebeszauber u. dgl. verehrt und getragen.“ (Schleiden) Auch benutzen sie die Bauern an vielen Orten zu Heilzwecken und schreiben ihnen wunderthätige Kräfte zu.

(8) . . . mit den diluvialen Kieselärzten sei — Das Nähere über diese Veranblung findet man in dem in Paris gedruckten Procès-Verbaux des Séances du Congrès Réuni à Paris et à Abbeville sous la Présidence de M. le Professeur Milne-Edwards etc. Auch die französischen Gelehrten Quatrefages und Broca sprechen sich in gleicher Weise aus. Letzterer sagt in seinem Bericht über die Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft von Paris vom Jahre 1863: — „Alles dieses hat Ihnen die vollständige Ueberzeugung von der Aechtheit der fossilen Kinnlade (von Moulin=Quignon) beigebracht“ u. s. w., und Quatrefages sagt in seinen Anthropologischen Vorträgen vom

Jahre 1865: „Die Frage von der Richtigkeit der Entdeckung von Moulin-Duignon ist gegenwärtig erledigt. Niemand setzt diese Richtigkeit mehr in Zweifel, es mißte denn vielleicht in England sein“ — —

(9) . . . von Eguisheim im Elsaß — Das Nähere über diesen merkwürdigen Fund findet sich in dem Schriftchen: „Note sur la découverte d'ossements fossiles humains dans le Loam de la vallée du Rhin etc. etc.“ (Colmar 1867.) Im Jahre 1865 fand man in dem Rheinlöß bei Eguisheim, in der Nähe von Colmar im Elsaß, menschliche Knochen mit allen Anzeichen der Fossilität und in derselben Lagerung mit Knochen vorweltlicher Thiere (Mammuth, Pferd, Hirsch, Urochs u.) Die Resultate, zu welchen der Verfasser, Herr Dr. Faudel, nach gründlicher Untersuchung des Falles kommt, sind:

1) Die fragliche Erdschichte ist unzweifelhaft Alpenlehm des Rheinthals (s. g. Rheinlöß).

2) In dieser unberührten und nicht umgewälzten Erde fand man gleichzeitig Thierknochen und menschliche Ueberreste.

3) Beide haben dieselben Veränderungen des Gewebes und der Zusammensetzung erlitten und fanden sich unter absolut gleichen Verhältnissen.

4) Daraus ist zu schließen, daß der Mensch im Elsaß zu einer Zeit gelebt hat, da der Alpenlehm abgesetzt wurde, und zwar gleichzeitig mit Thieren aus der quaternären Zeit, wie Riesenhirsch, Bison, Mammuth u. s. w. — Was die menschlichen Knochen, zwei Schädelreste, selbst anbetrifft, so zeigten sie niedergetriebene Stirn, stark vorspringende Augenbrauenbogen und einen im Ganzen der s. g. dolichocephalen oder langköpfigen Form sich annähernden Typus — also viele Ähnlichkeit mit dem berühmten Neanderthal-Schädel.

Eine von Herrn Scheurer-Kestner vorgenommene, sehr genaue chemische Untersuchung und Vergleichung der thierischen und menschlichen Knochenreste ergab als allgemeines Resultat, daß „vom chemischen Standpunkte aus die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den ausgestorbenen Thierarten als bewiesen angenommen werden muß.“ Nach Broka (Pariser Congreß von 1867) gehören die Schädel von Eguisheim, Lahr und Engis sicher der Zeit des Mammuth an.

(10) . . . bei Düsseldorf gefunden wurde. — Näheres über diese merkwürdige und so großes Aufsehen machende Entdeckung findet man in der Abhandlung von Prof. Schaaffhausen: „Zur Kenntniß der ältesten Rassen-Schädel“, sowie in dem Schriftchen von Prof. Dr. C. Fuhrrott: „Der fossile Mensch aus dem Neanderthale und sein Verhältniß zum Alter des Menschengeschlechts.“ (Duisburg 1865.) Der letztgenannte Verfasser, welcher zugleich der erste Untersucher und Beschreiber jener merkwürdigen Knochenreste ist, sagt wörtlich: „Die Lage und sonstige Beschaffenheit des Fundortes, von dem ich seiner Zeit eine Beschreibung veröffentlicht habe, setzen es meines Erachtens außer Zweifel, daß die Gebeine dem Diluvium, also der Urzeit angehören, d. h. aus einer Periode der Vergangenheit stammen, wo unser Vaterland noch von verschiedenen Thiergeschlechtern, namentlich von Mammuthen und Höhlenbären bewohnt war, die längst aus der Reihe der lebenden Wesen verschwunden sind.“ Es stimmen die gefundenen menschlichen Gebeine in allen wesent-

lichen Beziehungen mit den fossilen Resten vorweltlicher Thiere überein, welche unter ganz analogen Bedingungen aus andern Grottenräumen und Klüften desselben Kalksteingebirges und aus nächster Nähe zu Tage gefördert wurden; und sie besitzen Eigenschaften, welche für ein sehr hohes Alter derselben sprechen. Sämmtliche Knochen, namentlich aber die Hirnschaale, zeichnen sich durch ungewöhnliche Dicke und durch die sehr starke Ausbildung aller Höcker, Gräten und Leisten, die den Muskeln zum Ansätze dienen, aus — eine Eigenthümlichkeit, wie sie an den Knochen wilder und sehr muskelkräftiger Menschen (und Thiere) beobachtet zu werden pflegt. Von dem sehr eigenthümlich gestalteten Schädel des Neanderthal-Menschen wird noch später die Rede sein.

Für die Fossilität des Neanderthalsteletts spricht auch sehr ein im Sommer 1865 gemachter Fund zahlreicher fossiler Thierknochen und Zähne (Nashorn, Höhlenbär, Höhlenhyäne u. s. w.) in dem Lehmilager der s. g. Teufelskammer, einer nur 130 Schritte von der Felshofner Grotte (in welcher der Neanderthalmench gefunden wurde) entfernt und auf derselben Seite des Neanderthales liegenden Höhle der dortigen Steinbrüche. Nach dem von Prof. Schaaffhausen in der Niederrheinischen Gesellschaft für Naturkunde erstatteten und in der Kölnischen Zeitung vom 1. April 1866 veröffentlichten Bericht über diesen Fund stimmt ein großer Theil dieser Knochen, namentlich diejenigen des Höhlenbären, in Farbe, Schwere, Festigkeit und Erhaltung der mikroskopischen Struktur mit den in der Felshofener Grotte gefundenen menschlichen Gebeinen überein; auch sind beide mit denselben Dendriten oder baumförmigen Zeichnungen bedeckt.

Endlich ist noch zu bemerken, daß das Lehmilager, welches die Grotten des Neanderthales, sowie die Spalten und Klüfte des dortigen Kalksteingebirges zum Theil ausfüllt, und in welchem sowohl die Neanderthaler Knochen, wie auch die fossilen Thierknochen und Zähne eingebettet waren, ganz dasselbe ist, welches in den Umgebungen des Neanderthales in einer 10—12 Fuß mächtigen Ablagerung das gesammte Kalkgebirge überdeckt, und dessen diluvialer Ursprung gar nicht zu bezweifeln ist. (Siehe das Nähere in dem oben angeführten Schriftchen von Fuhrkrott.)

(11) . . . zu weit führen würde — Ich erinnere hier an die von Lyell nicht erwähnten Funde menschlicher Knochen in den Höhlen von P'homebrive und P'herm, welche Karl Vogt in seinen „Vortlesungen über den Menschen“ (Siehen 1863) näher beschreibt und welche den Schluß rechtfertigen, daß der Mensch gleichzeitig mit den ausgestorbenen Höhlenthieren gelebt haben muß; an die von Partet und Christy in der Höhle von Les Eyzies (Perigord) entdeckten, wahrscheinlich aus der Zeit des Mammuth stammenden menschlichen Gebeine; an den vom Marquis de Vibraye in der Grotte von Arcy in Burgund gefundenen menschlichen Untertierfer; an die in der Höhle von la Naulette in Belgien gefundene, überaus thierähnliche menschliche Kinnlade aus der Zeit des Mammuth und der Feuersteinärte des Diluviums, sowie an zahlreiche ähnliche, inzwischen gemachte Funde in vielen französischen, belgischen, englischen u. s. w. Knochenhöhlen. Ueberall fand man menschliche Ueberreste oder Erzeugnisse zusammen mit den Knochen uralter ausgestorbener oder zurückgebrängter Thiere unter Umständen, welche die Annahme eines späteren zufälligen Zusammengerathens ausschließen. —

Von Funden fossiler menschlicher Knochen außerhalb der Höhlen können noch angeführt werden: Die von Jaeger und Duenstedt beschriebenen Menschenzähne aus den Bohnerzen Württembergs — die in einem alten Travertin bei Rom gefundenen Menschenzähne, über welche Ponzi berichtet — der menschliche Schädel aus dem Naturalkienkabinett in Stuttgart, welcher 1700 im Canstatter Kalktuff in Gesellschaft mit Mammuthknochen ausgegraben wurde und durch seine niedrige, schmale Stirn und seine starken Augenbrauenbogen dem Neanderthalschädel gleicht — die fossile menschliche Kinnlade aus den Riesgruben von Ipswich in Suffol (England), welche im April 1863 der ethnologischen Gesellschaft in London vorgezeigt wurde, und welche neben einer sehr niedrig stehenden Bildung und großem Eisengehalt alle Charaktere eines sehr hohen Alters an sich trägt — der menschliche Schädelrest, welchen jüngst Prof. Cocchi im Arnothale bei Florenz neben verschiedenen Knochen ausgestorbener Thierarten im diluvialen Thone fand, und welcher sich nach Karl Vogt an die Schädel von Engis und Neanderthal bezüglich des Alters anreißt — die menschlichen Knochen, welche A. Issel in f. g. pliocenen oder der Tertiärzeit angehörigen Schichten in der Umgebung der Stadt Savona in Ligurien gefunden haben will und welche alle physikalischen Zeichen eines sehr hohen Alters an sich tragen (Hund von Colle del Berto) — der vielleicht älteste bekannte Menschen Schädel von Attaville in Californien, welcher in der Grafschaft Calamines, bei dem f. g. „Engelsfeld“, in einer vulkanischen Gegend, bei dem Ausgraben eines Brunnens in einer Tiefe von 153 Fuß unter fünf bis sechs mit Kieslagern abwechselnden Lava-Schichten unmittelbar neben einer versteinerten Eiche von Herrn Matisson gefunden und von Herrn Whitney, dem amerikanischen Staats-Geologen, als der pliocenen Zeit angehörig erklärt wurde, indem die Erdschichte, in welcher man ihn fand, älter ist, als alle Schichten, in denen bisher in Amerika die Ueberreste des Mastodon und der übrigen großen Säugthiere angetroffen wurden — das von C. E. Bertrand in Paris auf einem wissenschaftlichen Ausflug in einem Sandsteinbruch in der Nähe von Elisy in einer Tiefe von $5\frac{1}{2}$ Metern im von Röh, rothem Sand und Humus bedeckten Diluvium in Gesellschaft vorweltlicher Thier-Neste gefundene und alle Merkmale höchsten Alters an sich tragende Menschen-Skelett, dessen dicke, keilsförmiger Schädel mit enger, kleiner Stirn und zurücktretender Hinterhaupt-Öffnung der äthiopischen Form sich nähert — die von C. Martin auf dem Pariser Congress von 1867 beschriebenen, in den quaternären Kies- und Sand-Lagern von Grenelle in Gemeinschaft mit Elefant, Kenthier und Pferd gefundenen Menschenknochen mit dicken, engstirnigen und mit starken Stirnwulsten versehenen Schädeln u. s. w., u. s. w. Diese und eine Anzahl ähnlicher Funde aus älterer wie neuerer Zeit bedürften übrigens erst noch einer genaueren Prüfung und Feststellung durch wissenschaftliche Autoritäten, ehe dieselben als vollgültige wissenschaftliche Beweismittel zu verwenden sind.

(12) . . . Zweifel bleiben könnten — In der That sind solche Zweifel von einigen französischen Gelehrten, wie Elie de Beaumont, Eugene Robert u. A., trotz aller Unwahrscheinlichkeit ihrer ersten Begründung geologischerseits erhoben und der Charakter der ärtzeführenden Kies- und Schmelzlandlager als wirklich diluvialer in Frage gestellt worden. Sollten solche

Zweifel selbst wissenschaftlich und geologisch begründet werden können, so müßten sie doch vor der Unmasse der übrigen und von allen Seiten nach demselben Resultat zielenden Thatfachen und Beweismittel verstummen. Auch erkennen es gegenwärtig alle bedeutenderen Gelehrten der Welt fast ohne Ausnahme an, daß der Beweis des Zusammenlebens des Menschen mit den großen Dickhäutern der quaternären Zeit und mit den Diluvialthieren überhaupt vollständig geführt sei!

Eine scharfe Zurechtweisung der gegen die Richtigkeit der Rieselinstrumente von den Herren Eugene Robert, Decaisne u. s. w. erhobenen Einwände findet sich in dem kleinen Schriftchen von Gabriel de Mortillet: „Les Mystifiés de l'Academie des Sciences,“ Paris 1865.

(13) . . . civilisirte Völker lieben — Daß diese besondere Vorliebe für den Genuß des Knochenmarks sich auch nach der Zeit des Urmenschen noch sehr lange erhalten hat, beweist eine Notiz des griechischen Schriftstellers Prokopius, welcher um das Jahr 550 n. Chr. lebte und welcher in seiner gotthischen Geschichte von einem Volke erzählt, das den äußersten Norden Skandinaviens bewohnte und das er die Strithifinnen nennt. Als Hauptmerkmal ihres wilden Zustandes führt er an, wie die Kinder nicht mit der Milch der Mutter, sondern mit dem Marke der getödteten Thiere genährt werden. Sobald das Kind geboren, wickelt die Mutter es in eine Haut, hängt es an einen Baum, steckt ihm Mark in den Mund und zieht wieder geraden Weges auf die Jagd. — Eine recht schöne Methode der Kindererziehung, die jedenfalls vom Standpunkte der Zeitersparniß aus sehr zu empfehlen wäre!

(14) . . . von Kenthier und Mammuth. — Eine in mehrere Stücke zerbrochene Elfenbeinplatte, deren einzelne Stücke getrennt in den durch eingesickerten Kalk erhärteten Knochenlehm eingebaden waren, ließ, wie Karl Vogt in einem Aufsatz in der Kölnischen Zeitung vom Jahre 1866 erzählt, nach ihrer Wiederzusammensetzung die Umrisse von nicht weniger als drei hintereinander schreitenden Elefanten erkennen, von denen jedoch nur der mittlere in seinem ganzen Körper sichtbar war. Durch die Krümmung seiner Zähne, die lang vom Nacken herabwallende Mähne und die dicke Behaarung der Unterseite erwies sich derselbe sofort als ein nach dem Leben dargestelltes Mammuth. Außerordentlich häufig sind die Abbildungen des Kenthiers in den verschiedensten Stellungen, leicht kenntlich am Geweih und an den Haarbüscheln. Ja, auf einer im Besitze des Marquis de Vibraye befindlichen Schieferplatte hat sich der Künstler sogar bis zur Darstellung einer Gruppe miteinander kämpfender Kenthiere vertriegen. Meist sind mehrere Thiere derselben Art oder auch Gruppen derselben dargestellt, und zwar so, daß ein Leitthier vorangeht, während die andern in halber Leibeslänge folgen. „Bei vielen Gruppen glaubt man das vorsichtige Sichern mit Nase und Auge, das Wittern einer Gefahr zu erkennen.“ —

Was die im Text weiter oben erwähnte Nachbildung einer menschlichen Figur angeht, so erscheint dieselbe nackt und soll durch die Magerkeit der Hüften und Schenkel, sowie durch den vorhängenden Bauch mehr an den Typus des Australiers, als an den des Europäers erinnern.

(15) . . . auch die Ungläubigsten — Inzwischen hat Christy eine reiche Sammlung solcher Gegenstände in Paris angelegt, welche ein sehr an-

schauliches Bild jener entfernten Zeit liefert. 1866 legte Prof. Schaaffhausen in Bonn der 23. General-Versammlung des naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen verschiedene Geräthe jener Art aus Kenthiernochen und Horn, als Pfeilspitzen mit Widerhaken, Nadeln, dolchartige Messer und Nachbildungen anderer Gegenstände, vor, auf denen zum Theil mit treffender Ähnlichkeit Thierbilder geschnitten sind. Alle diese Gegenstände fanden sich mit Feuersteinmessern und Knochen und Zähnen des Kenthiers in eine feste Kalkconcretion eingeschlossen. Einen ganzen Bloc dieser merkwürdigen Knochen- und Kieselbreccie hatte Lartet auf den Wunsch des Nedners dem Museum zu Poppelsdorf zum Geschenk gemacht. Daran knüpfte der Nedner die Mittheilung einiger ähnlicher Funde von dem Lobtensfelde bei Nelde, unfern Kippstadt in Westfalen, dessen zahlreiche Knochenhöhlen überhaupt bei genauerer Untersuchung eine nicht minder interessante Ausbeute für die vorhistorische Zeit versprechen; wie die Höhlen Belgiens und Südfrankreichs. An obengenanntem Orte fanden sich zahlreiche, zer Schlagene Menschenknochen mit durchbohrten Zähnen vom Wolf, Hund und Pferd, gemischt mit rohen Feuersteinmessern und einer Pflume aus dem Mittelknochen des Hirsches. Die Art der Zer Schlagung der Menschenknochen läßt nach Schaaffhausen kaum einen Zweifel darüber, daß uns hier, wie dieses von Spring bereits an den Funden in der Höhle von Chauvaux in Belgien nachgewiesen worden ist, die Ueberreste eines Mahles von Menschenfreßern aufbewahrt worden sind. —

Noch interessantere Gegenstände legte 1865 Professor Foly von Toulouse in einer in der Rue de la Paix in Paris gehaltenen Vorlesung über den fossilen Menschen seinem Publikum vor. „Hier zeige ich Ihnen“, so sagte derselbe, „zwei untere Kinnlaben eines Höhlenbären, welche wahrscheinlich durch den Menschen beim lebenden Thiere zerbrochen wurden; die Wiedervereinigung geschah auf die regelmäßigste Weise. Hier ein Schädel desselben Thieres (Schädel von Rabrigas), welcher auf seinem Stirntheil von einem Kieselpfeil durchbohrt worden ist! Hier sehen Sie ebenfalls einen Kieselpfeil, welcher noch festhängt in dem Wirbelskörper eines jungen Kenthiers und welcher von den Herrn Lartet und Chrystie in der Höhle von Cyzies gefunden wurde. Endlich muß ich Ihnen sagen, daß der Major Wanshope eine Kieselart, eingedrungen in den Schädel eines Riesenhirsches, gefunden hat.

„Dieser Zahn eines Höhlenbären, welcher zu einem Messer zugerichtet ist; dieses Zehnglied desselben Thieres, welches von einem künstlichen Loch durchbohrt ist; diese aus Kenthier- oder Hirschgeweißen gefertigten Pfeilspitzen mit Widerhaken, deren Einschnitte eben noch zur Aufnahme des Giftes, das sie einst so gefährlich machte, bereit scheinen; diese Geweiße, an denen die Kieselzüge so deutliche Einschnitte zurückgelassen hat; diese Knochen ausgestorbener Thierarten, welche zu Messern, Glättkeulen, Pflumen, Nadeln, ja zu Pfeifen oder Schmußgegenständen verarbeitet sind — alle diese vereinigten Beweise, meine Herrn und Damen, können Ihnen die Existenz des fossilen Menschen nicht mehr zweifelhaft erscheinen lassen; denn es ist zweifellos, daß die so bearbeiteten Knochen zur Zeit ihrer Bearbeitung im frischen Zustande sein mußten“, u. s. w.

(16) . . . von 7—10000 Jahr berechnet hat. — Diese Dertlichkeit ist um deswillen besonders merkwürdig, weil sie eine regelmäßige Uebereinanderlagerung dreier getrennter Culturschichten hat erkennen lassen. Es ist ein aus

Sand, Kies und Geröll bestehender Schuttkegel, welchen das flüßliche Linière bei seinem Erguß in den Genfer See nach und nach abgesetzt hat, und welcher von der Eisenbahn in einer Länge von 133 Metern und bis zu einer Tiefe von ungefähr 7 Metern oder 23 Fuß durchschnitten wurde. Dieser Durchschnitt hat nun nacheinander drei s. g. Kulturschichten bloßgelegt, von denen die oberste, in einer Tiefe von 4 Fuß befindliche und 4—6 Zoll dicke Schichte altrömische Ziegel und Münzen enthielt und also auf die Zeit der römischen Okkupation bezogen werden muß. In einer darauf folgenden 6 Zoll dicken und 10 Fuß tiefen Schichte fanden sich die deutlichen Spuren des s. g. Bronze-Zeitalters; und eine dritte und letzte, 19 Fuß tief begrabene und 6—7 Zoll dicke Schicht enthielt rohe Eßpferarbeit, zerbrochene Thierknochen, Holzbohlen u. s. w., und kam also auf die letzten Abtheilungen der s. g. Steinzeit bezogen werden. Also drei Schichten waren durch Absätze von Schutt getrennt, und überhaupt erschien die ganze Ablagerung derart regelmäßig, daß man sie nicht als durch den Strom zusammengeführt ansehen konnte, sondern auf eine langsame und regelmäßige Art der Ablagerung schließen mußte. Aus der relativen Dicke der Absätze und dem geschichtlichen Datum der Römerzeit berechnet nun Morlot für die Bronzeschicht ein ungefähres Alter von 3—4000 Jahren und für die Steinzeitschicht ein solches von 4—7000 Jahren, während die Ablagerung des ganzen Kegels einen Zeitraum von 10000 Jahren nöthig gehabt haben muß.

Diese Schätzungen sind allerdings neuerdings von einem amerikanischen Gelehrten, Prof. Andrews aus Chicago, angezweifelt und nach eigener Berechnung auf mehr als die Hälfte reducirt worden — ob mit Recht? wird die Zukunft lehren.

Bemerken muß ich noch, daß, wie R. Vogt (Vorlesungen über den Menschen) mittheilt, in der Steinschicht des beschriebenen Schuttkegels auch ein menschliches Skelett gefunden wurde, „dessen sehr runder, sehr kleiner und sehr bieder Schädel den Typus eines mongolischen Kurzkopfs gehabt haben soll“. Leider konnte R. Vogt nichts Näheres über diesen Schädel in Erfahrung bringen.

(17) . . . ganz außer Zweifel stellen — Im Winter 1853—1854 entdeckte Dr. Keller bei Gelegenheit eines sehr niedern Wasserstandes im Züricher See die ersten Spuren der seitdem an so vielen andern Orten aufgefundenen und so berühmt gewordenen Seewohnungen oder Pfahlbauten. Man fand sie seitdem in großer Anzahl in beinahe allen Seen der Schweiz, ferner in den bairischen und norditalianischen Seen, in den medienburgischen und pommer'schen Torfmooren, den Ueberbleibseln ehemaliger Seen, u. s. w. Geschichtlich gedenken schon Herodot und Hippokrates einiger Volksstämme in Thracien und am Flusse Phasis, welche in Pfahlbürgern wohnten. Dies war vor 23 Jahrhunderten; aber auch heute noch leben manche wilde Völker in dergleichen Ansiedlungen, wie sie Dumont d'Urville auf seiner Entdeckungstreife in Neuguinea angetroffen und abgebildet hat. Auch Moriz Wagner berichtet von seiner Reise nach Kolchis und den Ländern des Kaukasus Aehnliches. Unglaubliche Mengen von Knochen, Nahrungstresten und Ueberresten menschlicher Industrie aller Art, welche unter den ehemaligen Wohnungen und zwischen den Pfählen im See Grunde in meist sehr gut erhal-

tenem Zustande gefunden wurden, haben die Gelehrten ein ziemlich deutliches Bild von dem Leben und Treiben des ehemaligen Pfahlbauten-Bewohners entwerfen lassen, worüber man Näheres in den zahlreichen Berichten und Schriften der Herrn Keller, Rütimeyer, Tropon, Messikomer, Heer, Desor, Fisch, Lyell, R. Vogt, Birchow und vieler Andern findet. Manche Pfahlbauten, namentlich solche der Bronze-Zeit, sind so groß, daß man in ihnen nicht weniger als 100000 Pfähle nebeneinander in einer gewissen Entfernung vom Ufer eingerammt gefunden hat; und die Zahl derselben ist so bedeutend, daß man in den Schweizer Seen gegenwärtig schon weit über 200 und in dem Neuenburger See allein 46 solcher f. g. Seestationen kennt. Zweck der Pfahlbauten war offenbar Schutz der Bewohner vor wilden Thieren, feindlichen Angriffen u. s. w., sowie leichte und rasche Ernährung durch Fischefang. — Uebrigens scheinen auch die Pfahlbauten-Bewohner noch Menschenfresser gewesen zu sein; wenigstens sprechen dafür die aufgefundenen gerösteten, aufgebroschenen und, wie es scheint, von Menschenzähnen benagten Menschenknochen. — Was das Alter der Pfahlbauten betrifft, so haben dieselben, da man Ueberreste aus der Stein-, Bronze- und Eisen-Zeit bald einzeln, bald gemischt in ihnen angetroffen hat, jedenfalls sehr lange Zeit hindurch bestanden. So alt aber auch die ältesten derselben sein mögen, so gehören sie doch alle nur der Zeit des Alluviums oder der Neubildung an und reichen mit ihren letzten Ausläufern wahrscheinlich noch tief bis in die historische Zeit hinein. Manche Pfahlbauten mögen noch bis in die Römerzeit hinein bewohnt gewesen sein, und die neuesten Diggerarbeiten im Strombette des Rheines bei Mainz sollen sogar den Beweis geliefert haben, daß selbst noch römische Colonisten am Rheine in Pfahlbüchern gewohnt haben. — Jedenfalls liefern die Pfahlbauten den für unsern Gegenstand wichtigen Beweis, daß das Menschengeschlecht schon Jahrtausende vor der historischen Zeit eine verhältnißmäßig so hohe Stufe der Kultur einnahm, um solche Wohnstätten (mit allem Zubehör) errichten zu können.

(18) der dortigen Menschen beherbergen — Die dänischen Torfmoore, welche hauptsächlich durch Steenstrup erforscht wurden, sind sehr reich an Knochen und Ueberresten menschlicher Thätigkeit; man könnte nach Steenstrup fast sagen, daß es in ihnen keinen, einen Quadratmeter großen Raum gibt, der nicht Beweise für die Existenz des vorgeschichtlichen Menschen liefert. Ihre Tiefe beträgt 10 bis 40 und mehr Fuß, obgleich der Torf so langsam wächst, daß alte Torfgräber sein Wachstum leugnen, weil sie es während ihres Lebens nicht zu gewahren im Stande sind. Um 10—20 Fuß dicke Torflager zu bilden, sind nach Steenstrup wenigstens 4000, vielleicht aber auch 3 oder 4 mal so viele Jahre erforderlich. Je nach den Baumarten nun, deren Ueberreste man in den Torflagern antrifft, hat man drei Perioden der dänischen Torfablagerung unterschieden, welche als Perioden der Fichte, der Eiche und der Buche bezeichnet werden. Die zu unterst liegende Fichte oder schottische Kiefer (*Pinus sylvestris*) bezeichnet die älteste und zwar eine sehr alte Periode, da dieser Baum in historischen Zeiten niemals auf den dänischen Inseln einheimisch war und dort lange vor Menschengeburten ausgestorben sein muß. Auf sie folgte die Eiche, welche ebenfalls schon seit sehr lange in Dänemark ausgestorben ist und der Buche, dem eigentlichen,

geschichtlichen Baum dieses Landes, Platz gemacht hat. Nun hat man in der untersten Lage, zwischen den Fichtenstämmen, bereits die Spuren des Menschen durch die Gegenwart bearbeiteter Feuersteine und Knochen getroffen, während man in den darüber liegenden Schichten aus der Eisenzeit Geräthschaften aus Bronze und in der obersten oder Buchen-Schichte Geräte, Waffen und Münzen aus Eisen, sowie Zeichen der römischen Invasiön auffand. Das geschichtliche Zeitalter gehört also wesentlich erst der letzten der drei Zeiten oder der Buchen-Zeit an. — Daß ein gewisser zeitlicher Parallelismus zwischen der dänischen Fichten-Zeit und dem Entstehen der Rißkenmööddings bestehen muß, wird dadurch bewiesen, daß man in den letzteren die Knochen des im Frühjahr von jungen Fichtensprossen sich nährenden Auerhahnes angetroffen hat. — Auch Menschenknochen aus jener Zeit hat man in den Mooren und in Grabhügeln gefunden; die Schädel sind schmal und rund und haben eine über den Augenbrauenbogen vorspringende Leiste, so daß die alte Rasse klein, rundköpfig und mit überhängenden Augenbrauen erschien — also eine große Ähnlichkeit mit den heutigen Lappländern besaß, welche letzteren wahrscheinlich ein Ueberrest jener Urbevölkerung des Nordens sind. Ein ganz anderer Typus mit länglich ovalen Köpfen und von weit kräftigerer Natur trat während des Eisenzeitalters an deren Stelle. Ebenso ist es mit dem Hund, der im Steinzeitalter am kleinsten und schwächsten, im Eisenzeitalter am stärksten war.

(19) . . . außer Zweifel stellen — Als Amerika entdeckt wurde und lange darnach betrachtete man diesen Welttheil als einen jeder alten Cultur, analog derjenigen von Europa, vollständig baaren. Um so mehr erkaunte man, als durch die Untersuchungen der Herrn Squier und Davis über die „Alten Denkmale des Mississippi-Thales“ das Gegentheil erwiesen und gezeigt wurde, daß die dortigen Ebenen lange vor den Zeiten der indianischen Rothhaut der Sitz einer bedeutenden Cultur gewesen sein müssen. Mächtige Erdwälle, Ruinen von Städten, Ueberreste der Bildhauerkunst, Gegenstände von Gold, Silber und Kupfer, Löpfer- und Schmuckarbeiten, Steinwaffen u. s. w. beweisen, daß die westliche Erdhälfte nicht immer endloser Wald und endlose Prairie waren, keinem andern Zwecke dienend, als dem, einen Jagdgrund für den rothen Jäger zu bilden. Die Erdwälle, welche oft so groß sind, daß vier von ihnen zusammen die große ägyptische Pyramide an Cubikinhalt übertreffen, mögen theils als Tempel, theils als Begräbnißplätze, theils als Befestigungswerke gebient haben. Die eingedrungenen Europäer fanden die Wälle mit einem dichten Wald bedeckt, in welchem der rothe indianische Jäger ohne jede überlieferte Verbindung mit seinen civilisirten Vorfahren hauste; und aus dem Pflanzen- und Baum-Wuchs auf den Erdwerken hat man auf ein ungefähres Alter derselben von mehreren tausend Jahren vor der europäischen Einwanderung geschlossen. Die an einigen Stellen ausgegrabenen Menschen-Schädel sollen einer von der jetzt lebenden verschiedenen Menschenrasse angehören.

Ganz neuerdings hat man auch in Südamerika Mumien mit braunem Haar entdeckt. Wenn diese braunhaarige Rasse aus Europa gekommen ist, so muß dieses lange vor aller Geschichte geschehen sein; und es muß an den westlichen Ufern dieses Continents eine Civilisation geklüßt haben, von welcher

alle Spuren bereits verschwunden waren, als sich die römische Herrschaft über Britannien, Gallien und Spanien ausbreitete.

Nach Scherzer (Vortrag auf der Naturforscher-Versammlung in Wien, 1856) sind die von Spanien vorgefundenen Tolteken die Erbauer der Denkmäler und Bauten im Innern Amerika's. Sie erscheinen zuerst im 7. Jahrhundert auf dem Plateau von Mexiko; und ihre Reste leben noch jetzt in Mittelamerika.

(20) . . . von Nord- und Südamerika entdeckt — Muschelhügel und Küchenabfälle sind inzwischen auch in Amerika in großer Menge aufgefunden worden, und zwar in Südamerika an der Ostküste, wie am Stillen Weltmeer, in Brasilien, in Guayaquil, endlich an der Ostküste Nordamerika's bei Halifax in Neuschottland an der s. g. Margarethenbay. Diese letzteren enthalten nur Geräte aus der Steinzeit; dabei finden sich Knochen von Missethier, Bär, Biber, Stachelschwein u. s. w. Die gefundenen Muscheln gehören den Geschlechtern *Venus mercenaria*, *Pecten islandicus*, *Crepidula formicata*, *Mytilus edulis* an, letztere in einem so zerbrechlichen oder mürben Zustande, daß sie bei der Berührung in Stücke zerfielen. — Neuerdings hat der Reisende Clemens Markham genauere Nachrichten über an der Meeresküste von Cuabor, unweit Guayaquil gefundene Muschelhügel gegeben, welche aus Töpfergeschirr und vier verschiedenen Seemuscheln, von denen eine in jener Gegend ausgestorben ist, bestehen. Außerdem fand man viele schneidende Werkzeuge aus Quarzkrystallen. — Noch neuere Nachrichten besagen, daß Whyman und Morse sehr große Muschelanhäufungen bei dem Mont désert in Maine, ferner auf der Insel Goose Island im Meerbusen von Casco, nordöstlich von Portland, bei Eagle Hill in Ipswich (Massachusetts) und bei Cotuit Port in der Nähe der Stadt Vernstaple untersucht und durch den gefundenen, den dänischen Küchenabfällen analogen Inhalt, sowie durch die Lagerungs-Verhältnisse deren sehr hohes und die frühesten Anfänge der Cultur verrathendes Alter constatirt haben. Näheres bei Truot et Cartailhae: *Materiaux etc.*, 1869, July- und August-Fest.

Was die im Texte erwähnte Abwesenheit von Menschenknochen in den Muschelbänken angeht, so scheint diese Regel nicht ohne Ausnahme zu sein. Wenigstens wird in der *Anthropol. Review* (Februar 1865, Seite XXX) mitgetheilt, daß man neuerdings in den Muschelbänken von Caithness (Schottland) Menschenknochen in demselben Zustande, wie die sie begleitenden Thierknochen gefunden habe.

(21) . . . als die heutigen Menschen — Im 13. Jahrhundert erscheint zuerst der Ausdruck „Riesengräber“ und „Riesenhügel“, ein Ausdruck, der später dem gleichbedeutenden Hunnen- oder Hünengräber, auch Hünenbetten Platz machte; und gewiß verdienten viele jener mächtigen Grabstätten, die in der Einsamkeit weiter Wälder und Moore zerstreut lagen und jetzt größtentheils durch Acker- oder Wegebau zerstört sind, jenen Namen. Aus mächtigen Steinblöcken und Steinmassen aufgerichtet, wurden sie entweder auf natürlichen Hügel angelegt oder künstlich zu Hügel emporgethürmt, welche Hügel dann später mit hohen Bäumen bepflanzt wurden. Im Innern der aus großen, rohen Steinplatten zusammengefügt Graber selbst fand man Gegenstände aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit; jedoch ist der Reichthum

an Bronzegegenständen weit überwiegend. — Auf der Insel Schonen bei Rixit traf man ein solches riesenhaftes Grab, bei welchem die auf der innern Fläche der das Grab umschließenden Sandsteinplatten angebrachten Zeichnungen keinen Zweifel darüber ließen, daß hier dem Sonnengotte Menschenopfer dargebracht wurden!

Die nordischen Alterthumsforscher sind der Meinung, daß diese Hümngräber von jenem finnisch-lappischen Stamm herrühren, der vor Einwanderung der skandinavisch-germanischen Stämme ganz Nord-Europa bewohnte und durch die neue Einwanderung bis in den äußersten Norden zurückgedrängt wurde, wo er noch gegenwärtig ein dürftiges Nomadenleben führt. —

Noch älter als die Hümngräber sind die Dolmen oder Steintische (auch Cromlech oder Menhir genannt), uralte Steinbauten, welche besonders in der Bretagne in ausgezeichneter Weise gefunden worden sind. Sie bestehen aus aufgerichteten, mit quer übergelegten Platten bedeckten Steinen und wiederholen sich, mehr oder minder zahlreich, in fast allen die Mittelmeerküste, sowie auch die Küsten der Nord- und Ost-See umgebenden Ländern. Unter einzelnen dieser merkwürdigen Monumente fand man Todtenkammern mit reichen Schätzen von Kunstgegenständen und menschlichen Ueberresten. Die gefundenen Thongeschirre sollen in Bezug auf Technik weit höher stehen, als die Gefäße aus den Schweizer Pfahlbauten. Ueber den Zweck dieser Bauten und die Natur ihrer Erbauer sind bis jetzt nur Vermuthungen aufgestellt worden. Eines der großartigsten und räthselhaftesten dieser Baudentmale ist das berühmte Stonehenge in England.

Uebrigens errichten zufolge einer von Prof. Hooker in der letzten Versammlung der British Association gemachten Mittheilung die Khasias in Ostbengalen auch heute noch solche Dolmen oder Tafelsteine, und zwar nur mit Hilfe von Hebebäumen und Stricken. Sie dienen bei ihnen als Grabmäler oder Denksteine. (Siehe Globus, Band 14, Taf. 4.) Man vergleiche auch bezüglich dieses Gegenstandes die Verhandlungen des International-Congresses für Archäo-Anthropologie vom Jahre 1867 über die Monuments mégalithiques. Nach einem von Herrn A. Bertrand dort erstatteten Bericht sind die Steindentmale Gräber und gehören der großen Mehrzahl nach dem s. g. dritten Steinzeitalter oder dem Zeitalter der polirten Steine an. — Kein Schriftzeichen auf diesen vorhistorischen Monumenten läßt uns einen Schluß auf die Sprache ihrer Erbauer ziehen.

(22) . . . gelebt haben muß — Nachdem um die Mitte der großen Tertiär-Epoche über ganz Europa bis in den hohen Norden hinauf ein tropisches Klima und eine tropische Natur verbreitet gewesen; nachdem in den Thälern der Schweiz z. B. Palmen, Cedern, Lorbeer- und Zimmbäume und ähnliche tropische Pflanzen geblüht, und nachdem mehr als 30 verschiedene Eichen mit immergrünen Blättern die Wälder jener Zeit geschmückt hatten; nachdem das Krokodil in unsern Flüssen und Tapire, Mastodonten, Mammuths, Nashörner u. s. w. in den Wäldern gelebt hatten, sank gegen das Ende der Tertiär-Zeit die Temperatur auf der nördlichen Erdhälfte; und in dem eine andere Gestaltung annehmenden Europa verschwand in Folge der allmählig sich ändernden physikalischen Einflüsse der südliche Charakter der Pflanzen- und Thierwelt, um schließlich einer ganz arktischen oder nordischen Fauna und

Büchner, der Mensch und seine Stellung. 2. Aufl. b

Flora während der darauf gefolgten Eiszeit Platz zu machen. Es bildeten sich im Norden sowohl wie im Süden Europa's ungeheure Gletscher, deren Ausgangspunkte die hohen Gebirge waren, und welche riesige, aus den Alpenhöhen losgerissene Felsströmmer theils unmittelbar, theils unter Vermittlung des f. g. Treibeises über das Flachland verstreuten. Uebrigens fand einmal während der quaternären Epoche ein Rückgang dieser großen Gletscher statt, weswegen man auch eine erste und eine zweite, durch eine f. g. interglaciale Periode geschiedene Eiszeit unterscheidet. Während nun aber Pflanzen und Thiere durch diese bedeutenden Wechsel des Klima's und der Erdgestaltung auch die bedeutendsten Veränderungen erlitten, verstand es der mit geistigen Kräften ausgerüstete Mensch, mit Hilfe des Feuers namentlich, jenen Einflüssen zu widerstehen; und zwar hat er die beiden Eiszeiten, welche viele Jahrhunderte im allmäligen Anwachsen und Wiederverwinden der großen Gletscher an sich vorübergehen ließen, miterlebt, indem er vor den anwachsenden Gletschern zurückwich und den wiedererwindenden folgte. Als man in der Umgebung Stockholm's in Schweden beim Bau eines Kanals einen jener Hügel durchschnitt, welche Osar's genannt werden und welche während der Eiszeit auf den damals im Meere versenkten und später wieder gehobenen schwedischen Ebenen durch f. g. Treibeis abgelagert wurden, entdeckte man, wie bereits im Texte erwähnt, unter einem ungeheuren Haufen f. g. Irerblöcke und unter Muscheln und Sand in einer Tiefe von 18 Metern oder 72 Fußsen eine kreisförmige, einen Heerd bildende Anhäufung von Steinen, in deren Mitte sich Holzkohlen befanden! Keine andere Hand, als die des Menschen, konnte diese Arbeit verrichtet haben! — Um sich überhaupt einen Begriff von dem ungeheuren Zeitraum zu verschaffen, welcher seit der Fertigstellung der Kieselärzte des Diluviums verlossen sein muß, muß man die Data vor Augen haben, welche Herr Delanoue über die geologische Constitution des Somme-Thals begeben hat. Es finden sich in den Umgebungen von Amiens, unter der Neubildung und unter dem f. g. Loeß, einem Produkt der Gletscher, deren Dicke bisweilen bis auf 10 Meter ansteigt, zwei Diluvial-Schichten: eine rothe und oberflächlichere, welche durch unregelmäßige und wenig zahlreiche Kiesel charakterisirt wird, und eine andere tiefere von grauer Farbe, deren abgerundete Kiesel die Zeichen starker Rollung gewahren lassen. Diese beiden Diluvialschichten nun, von denen jede mehrere Meter Dicke hat, sind durch eine Schichte von Süßwasser-Ablagerungen getrennt, welche Flußmuscheln enthält und bisweilen eine Dicke von fünf Metern zeigt. Nun ist es gerade das graue oder unterste, unmittelbar über den tertiären Gebilden liegende Diluvium, welches die Ueberreste menschlicher Kunstfertigkeit in Verbindung mit den Knochen vom Mammuth und vorweltlichen Rhinoceros enthält. Es muß daher nach Ablauf der ersten oder frühesten diluvialen Epoche eine lange Zeit der Ruhe eingetreten sein, während welcher sich die Süßwasser-Ablagerungen oberhalb des grauen Diluviums bildeten; alsdann führte eine neue geologische Veränderung die Bildung des oberen Diluviums herbei, und noch später bedeckte unter abermals-geänderten Umständen eine dicke Schichte von Loeß die Feuerstein-Arte der zweiten diluvialen Epoche. Endlich und zuletzt lagerte sich die Neubildung über dem Loeß ab. Es haben also, seitdem die Hand des Menschen die Kieselärzte des Sommethals anfertigte, die geologischen Verhältnisse

baselbst nicht weniger als viermal gewechselt, und die Dauer dieser Zeiten ist wahrhaft unberechenbar. (Siehe Broca: Histoire des Travaux de la Société d'Anthropologie de Paris, 1863). — Weiteres über die Eiszeit und ihre Beziehungen zur Frage vom Alter des Menschengeschlechts findet man in den schon erwähnten Schriften von E. Lyell, R. Vogt u. A.; namentlich hat Lyell in seinem „Alter des Menschengeschlechts“ eine sehr genaue Zusammenstellung der auf die Eiszeit und die in ihren Ablagerungen enthaltenen Spuren menschlichen Daseins bezüglichen Thatsachen gegeben.

Zu der obigen Darlegung des hohen Alters der Sommethal-Funde wäre noch hinzuzufügen, daß im Sommethal ein (der Periode der Neubildung angehöriger) Torf von großer Dicke (oft bis zu 30 Fuß) vorkommt, welcher in seinen oberen Lagen römische und celtische Denkmale enthält, und dessen Wachstum ein so langsames war, daß Jahrtausende dafür in Anspruch genommen werden müssen. Dennoch ist er viel jünger als die alten, unter ihm liegenden Kieselager mit Mammuthknochen und Feuerstein-Werkten. Zudem waren einige dieser Kieselager in Flußläufen angehäuft, welche ehemals hundert Fuß höher flossen, als die jetzigen Ströme, und bevor das Thal seine gegenwärtige Form und Tiefe erlangt hatte. Welche Zeiten müssen demnach seit Ablagerung jener ärtzeführenden Schichten verlossen sein!

(23) . . . 3000 Jahre vor Chr. anfängt — „Die von Manetho“) und Andern überlieferte Chronologie der alten Egypter“, sagt F. Kollé: „Der Mensch x“ (1866), „gleichwie die Stammesagen anderer alter Völker erklärte Cuvier im Vergleich zur Mosaischen Urkunde für unglaubwürdig und nahm an, daß zufolge letzterer die Erschaffung des Menschen vor etwa 6000 Jahren stattgefunden habe. Indessen hat der geschichtliche Theil der Manethoschen Berichte sich seither besser bewährt, als Cuvier's geologische Ansichten.“

„Noch Wagner behauptete 1845, die mosaische Schöpfungsurkunde könne vor allen andern Ueberlieferungen die älteste Abfassung nachweisen, „nur Manetho an den gehörigen linguistischen Kenntnissen“ habe zu andern Annahmen geführt; außer der hebräischen reiche die verlässige Geschichte der ältesten Völker, Egypter einbegriffen, höchstens bis ungefähr 2000 Jahre vor Chr. zurück u. s. w.“

„Gleichwohl hat die Untersuchung der altägyptischen Denkmale und die zu einem hohen Grade von Sicherheit herangebrachte Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen seither die geschichtliche Wahrheit eines großen Theils der Berichte Manetho's herausgestellt und gezeigt, daß derselbe kein bloßer Fabelschreiber war, sondern aus altägyptischen Geschichtsquellen schöpfte, sehr gut berichtet war und zu den glaubwürdigsten Schriftstellern des Alterthums gehört u. s. w.“

„Das Reich der alten Egypter war nach Lepsius unter der s. g. vierten Dynastie um's Jahr 3400 vor Chr. bereits ein wohlgeordneter Staat. Künste und Wissenschaften blühten. Die Hieroglyphen-Schrift war bereits erfunden, und die Aufzeichnungen aus dieser frühen Zeit sind jetzt die älteste,

*) Manetho, Oberpriester von Heliopolis, welcher 260 vor Chr. lebte, berechnet für 375 Pharaonen eine Reglerungszeit von 6117 Jahren, welches zusammen mit der jetzigen Zeitrechnung bis heute circa 8390 Jahre ausmacht. Seine Angaben sind vielfach für unglaubwürdig erklärt worden, haben sich aber schließlich als durchaus zuverlässig herausgestellt.

vollkommen sichere schriftliche Urkunde, welche dem Alterthumsforscher überhaupt zu Gebote steht.“

„Jenseits der vierten altägyptischen Dynastie ist allerdings die Aufhellung der Geschichte durch Entzifferung gleichzeitiger Inschriften nur dürftig vorge-
drungen. Es ist aber gleichwohl sicher, daß die Entwicklung der ägyptischen
Gesittung noch weit älter, als die Herrschaft der vierten Pharaonen-Dynastie
ist. Die Erreichung einer so hohen Stufe der Gesittung, wie sie um das Jahr
3500 vor Chr. bereits in Aegypten herrschte, setzt Zeiträume vieler Jahr-
tausende voraus, innerhalb welcher der Mensch von dem Zustande roher
Wildheit durch allmäligen Fortschritt sich empor bildete.“

Um die Aufhellung der altägyptischen Chronologie hat sich auch E. Renan,
der berühmte französische Orientalist und Christolog, sehr verdient gemacht.
Nach ihm müssen vor dem Jahre 970 vor Chr., wo Sesac als der erste
Herrscher der 22ten Dynastie erscheint, 21 Dynastien der ägyptischen Geschichte
untergebracht werden, wo diese in ihrem höchsten Glanze stand. Die größte
Epoche Aegyptens beginnt 2700 Jahre vor Chr., also zu einer Zeit, wo Grie-
chenland und Rom noch nichts waren, und wo Ninive und Babylon noch
lange nicht auf dem Gipfel ihrer Größe standen. Vor die 18. Dynastie fällt
die Epoche der erobernden Hyksos oder Hirten. Sie dauerte 511 Jahre und
beginnt 2000 Jahre vor Chr. Vor den Hirten rechnet Manetho vierzehn
Dynastien mit 2800 Jahren; sein Zeugniß ist gut. Die Dynastien waren
auch nicht bloß örtlich, sondern erstreckten sich über ganz Aegypten. Die
ersten zehn Dynastien Manetho's können nicht anders als von 5000—2000
vor Chr. gerechnet worden; in sie fällt die glanzvolle Zeit der Pyramiden und
ihrer Erbauer. Großes Licht auf diese Epoche warfen die Ausgrabungen Ma-
riette's; er entdeckte Skulpturen, Inschriften, Standbilder, die bis auf 4000
oder 4500 Jahre vor Chr. hinaufreichen. Merkwürdiger Weise fand sich in
den Gräbern und Todtenkammern jener Zeit, die bereits eine hohe Stufe der
Civilisation erkennen ließen, keine Spur von kriegerischem Leben, welches spä-
ter so wichtig wurde; ebensowenig zeigte sich etwas auf Religion oder Ritual
Bezügliches. Nicht einmal ein Bild irgend einer Gottheit fand sich vor; Alles
bezieht sich nur auf den Tod.

Nach J. Braun (Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch
alle Völker der alten Welt hindurch u. s. w.) ist Aegypten die älteste Groß-
macht und das älteste Cultur-Volk, welches existirt. 450 vor Chr. zeigten die
ägyptischen Priester dem Herodot, für welchen übrigens die Wunder Alt-
Aegyptens größere Mysterien gewesen sein müssen als für unsere heutigen
Aegyptologen, an den Außenwänden des großen Tempels in Theben 345 Mu-
mienkästen, worin die Leichen von Oberpriestern lagen, welche ebensovielen Men-
schenalter hindurch von Vater auf Sohn in Theben geherrscht hatten; es war
eine vieltausendjährige Pontifical-Monarchie. — Nach Braun stammt die
griechische Cultur hauptsächlich aus Aegypten, und die wichtigsten Dogmen
des Christenthums sind nach ihm und Koeth der ägyptischen Theologie
entlehnt.

So muß uns Staunen und Bewunderung ergreifen, wenn wir bedenken,
daß, während in Europa der Urbewohner die wilden Thiere mit elenden
Steinwaffen verfolgte oder in hölzernen Hütten auf dem Wasser wohnte und

sich von Jagd und Fischfang nährte, jenseits des großen Mittelmeeres in dem glücklichen Landstrich, welchen der Nil durchströmt, mächtige Städte in aller Pracht und Größe blühten und Künste und Wissenschaften aller Art gepflegt wurden, während eine mächtige und gelehrte Priesterkaste die Zügel einer geordneten Regierung in fester Hand lenkte und wahrscheinlich einen blühenden Handel und Wandel längs der Küsten des Mittelmeers unterhielt! Und welche Zeiträume müssen verfloßen sein seit der Zeit, da seinerseits auch der ägyptische Urmensch mit Waffen aus Stein und Horn kämpfte bis zu der Zeit, da er den geschilderten Civilisations-Grad erlangt hatte!

„Dieses also“, so resumirt der Amerikaner J. P. Lesley in einem interessanten Werkchen über des Menschen Ursprung und Bestimmung (London 1868) nach einer sehr genauen, auf Mariette's Funde und Marnetho's Angaben gestützten Darlegung der altägyptischen Zeitrechnung die Resultate der ägyptischen Forschung, „dieses also war die Geschichte Aegyptens. Sieben Tausend Jahre sind verfloßen, seit der vierte König der ersten Dynastie die erste Pyramide von Gochomé erbaute — jene Pyramide, welche zuerst den aus den Thoren von Cairo der Wüste entgegeneilenden Reisenden begrüßt. Aber damals schon war Aegypten ein altes Land, sein Volk civilisirt, seine Baukunst großartig in der Idee und vollkommen in der Ausführung, seine Bildhauerkunst natürlich, seine Sprache gebildet und des Niederschreibens fähig, sein häusliches Leben reich mit Hausthieren aller Art und mit Sklaven aus Numidien. — Daß der altägyptische Landbauer ein glückliches, ruhiges und oft fröhliches Leben führte, ist leicht zu erkennen; denn die Wände der Gräber im alten Memphis sind bedeckt mit Darstellungen und Festlichkeiten, Spielen, Tänzen und Boot-Wettfahrten — in ähnlicher Weise, wie heutzutage noch das Volk von Paris sich im Juli vergnügt. Man erblickt Berse vortragende Dichter und tanzende Mädchen, deren Haare mit Goldplatten geschmückt sind. Aber vergebens sieht man sich nach irgend einem Zeichen des Krieges um. Keine Spur kriegerischen Lebens ist auf irgend einem Denkmal sichtbar, das älter ist als die zwölfte Dynastie; und ebenso findet sich kaum eine Spur von Religion. Die Gottheit hatte weder Bild, noch Namen. Osiris war unbekannt. Der Hund Anubis ist der einzige Wächter dieser uralten Wohnungen des Todes, die erste Gottheit, wie der erste Freund des Menschen. Wir finden nur die Spuren einer durchaus patriarchalischen Civilisation in einem Lande des Ueberflusses und des Friedens. Jedes Grab ist für seinen Inwohner gebaut, als ob es seine ewige Wohnung werden sollte. Man sieht darin sein Bild, umringt von den Bildern seines Weibes, seiner Kinder, seiner Diener, seiner Schreiber, seiner Hunde, seiner Affen und seiner Hausgüter. Und Alles dieses dreitausend Jahre früher, als Salomon seinen Tempel auf dem Berg Moriah erbaute, oder als die Assyrer ihren Palast auf der Hochebene von Koujunzil errichteten!“

„Und welcher Gegensatz zwischen diesem Gemälde des Friedens und Reichthums unter den uralten Landbauern des Nilthals und jenem andern Bilde des Kriegs und der Entbehrung, welches uns die elenden, in den Fichten-Wäldern Scandinaviens hausenden Wilden oder überhaupt alle anderen, um jene Zeit außerhalb des glücklichen Thales der Sphinx lebenden Menschenrassen darbieten!! Allerdings besteht dieser Gegensatz auch noch bis auf den heutigen

Tag fort. Man vergleiche die Parks und Paläste von Alt- und Neu-England mit den Wigwams des Westens oder den Sclavenhütten des Südens, mit der grenzenlosen Verlassenheit des Hottentotten oder Australiers auf der einen oder dem erbärmlichen Widerschein uranfänglicher Barbarei unter den „Elenden“ von Paris und London auf der andern Erdhälfte! So öffnet uns die Welt einen Blick in ihre alten Geschichten, obgleich dieselben nur mit Schaudern und Thränen gelesen und wieder gelesen werden können!“

(24) . . . zu errathen vermögen — Burnard Owen äußerte sich über diesen Punkt bei Gelegenheit der Erwähnung gewisser vorgeschichtlicher Funde in England in der Londoner Anthropologischen Gesellschaft folgendermaßen: „In den Speer- und Pfeilspitzen von Cairnhess (Nordschottland) ist die Aehnlichkeit mit den amerikanischen in Material, Gestalt und Größe und namentlich in der Art der Befestigung an den Schaft so groß, daß beide fast gar nicht zu unterscheiden sind.“

Von den Indianern Mexiko's wissen wir, daß sie sich heute noch mit Lanzetten von Obsidian zur Aber lassen (Brasseur); und Augenzeugen schildern, wie noch heutzutage die Tasmanier einen geeigneten flachen Stein von der Erde auflesen, davon Stückerchen abschlagen und ihn sofort als Instrument verwenden.

Man kennt aus Amerika u. s. w. Steinwerkzeuge, die sogar den ältesten Drift- Werkzeugen sehr ähnlich sind. Ueberhaupt ist die Steinindustrie so natürlich und einfach, daß es nicht zu verwundern ist, daß sich die Steinwerkzeuge aus fast allen Ländern und Continenten (Europa, Asien, Amerika und Australien) einander auffallend ähnlich sehen. Das Steinzeitalter hat in jedem großen Gebiete der bewohnten Welt geherrscht und dauert in Amerika, Australien u. s. w. zum Theil heute noch fort; denn man fand Stämme genug, welche niemals den Gebrauch der Metalle gekannt haben. Ebenso hat man genug wilde Völker gefunden, welche nicht einmal Kenntniß von dem Gebrauche des Feuers hatten, und die Australier wußten noch bis zur Ankunft der Europäer nichts vom Kochen und Sieden der Speisen. Ihre Nahrung bestand zumeist aus Seethieren, die roh verzehrt wurden — in ähnlicher Weise, wie dieses von den ehemaligen Errichtern der Klüben-Unrathshäufen oder Muschelhügel geschah. Im s. g. Feuerland und in Brasilien findet man übrigens jetzt noch ausgebehnte und ganz frische Muschelhaufen der beschriebenen Art.

(25) . . . unter dem Menschen der Jetztzeit gestanden — Es ist eine, wenn auch weitverbreitete, so doch falsche Meinung, daß die Cultur und Civilisation den Menschen schwäche und körperlich herabsetze. Im Allgemeinen ist gewiß das Gegentheil der Fall. Bessere Wohnung, bessere Nahrung, bessere Kleidung, größerer Schutz vor Krankheiten und vor den mannichfaltigen Unbilden der äußeren Natur können nicht nachtheilig, sondern müssen vortheilhaft auf den Menschen und sein Körperliches Gedeihen einwirken. Namentlich gilt dieses für solche Länder und Klimate, welche dem Menschen seine Bedürfnisse nicht von selbst in den Schooß schütten und ihn der Sorge für Wohnung und Bedeckung nicht entheben. Allerdings ist andererseits nicht zu leugnen, daß die Cultur auch wiederum vieles Schädliche, Schwächende, Entnervende oder übermäßig Aufregende im Gefolge hat und daher Nachtheile mit sich führen muß, welche der Mensch im Naturzustande nicht kennt. Aber dieses kann doch die Regel im Großen und Ganzen nicht umstürzen. Auch wird dieselbe hinlänglich

durch die Erfahrung bestätigt. Denn überall, wo Culturvölker mit Wilden oder Völkern im Naturzustande zusammentreffen, müssen diese letzteren vor der größeren Kraft und Stärke jener weichen; ja sie sterben, wie in Amerika und Australien, in Berührung mit der Cultur hinweg, wie von einem Pesthauche verüht. Allerdings kommt hier auch das ungeheure Uebergewicht der größeren geistigen Entwicklung mit in das Spiel, und im Verein damit die gesteigerte Macht der materiellen Mittel und der größeren moralischen Kraft.

Was im Uebrigen den europäischen Urmenschen und dessen körperliche Bildung selbst anbetrifft, so scheint es, nach den bis jetzt gemachten Funden zu schließen, daß derselbe nicht bloß einer einzigen Rasse angehört habe, sondern daß die vorhistorischen Rassen Europa's unter einander selbst wieder vielfach verschieden gewesen seien. Nach L. Vogt und Pruner-Bey existirten jedenfalls zwei verschiedene, vorhistorische Rassen, von denen die eine groß und langköpfig, die andere klein und kurzköpfig war. Doch hält Vogt den ersteren Typus für den älteren. Auch Prof. Wilson, welcher Untersuchungen über die vorhistorischen Zeiten von Schottland angestellt hat, ist der Meinung, daß eine langköpfige Rasse von einer später eingebrungenen kurzköpfigen befiegt und überwunden worden sei — während diese letztere wiederum, nachdem sie sich in der s. g. Bronzezeit sehr vervollkommenet hatte, von den Celten, welche das Eisen mitbrachten, abgelöst wurde. Auch nach Prof. Schaaffhausen war der älteste Menschenhädel wahrscheinlich langköpfig, dickwandig und klein. — Die Steinwaffen findet man durchschnittlich mit langen, negerähnlichen, die Bronze-Waffen mit kurzen, mongolenähnlichen Schädeln zusammen. Auch heute noch repräsentiren diese beiden Schädel-Formen die beiden in der allgemeinen Cultur-Entwicklung zurück- oder stehengebliebenen unter den drei Haupt-Menschenrassen Neger, Mongole und Europäer, während der Typus der ovalen oder s. g. Mittelköpfe (Mesocephalen) derjenige der eigentlichen europäischen und sonstigen Cultur-Völker ist. Wahrscheinlich ist dieser Typus aus einer Vermischung jener vorgeschichtlichen Rassen mit dem erobernden Volke hervorgegangen, welches in Europa die arischen Sprachen und den Gebrauch der Metalle einführte. Denn diese Eroberer vernichteten nicht die besiegten Völker, sondern vermischten sich mit ihnen und veränderten sie. Seitdem haben stets neue Einwanderungen und Vermischungen stattgefunden. Heute werden nach Broka (Rapport de 1865—67) die beiden äußersten Extreme dieser Völkermischungen von den Basken und Finnen repräsentirt, von denen die ersteren langköpfig, die letzteren kurzköpfig sind. Broka ist übrigens der Meinung, daß Langköpfigkeit und Kurzköpfigkeit keine bestimmte Beziehung zur geistigen Entwicklung haben, und daß unter den vor der indogermanischen Einwanderung lebenden europäischen Autochthonen oder Ureinwohnern manche langköpfig, manche kurzköpfig, einige groß, andere klein waren. Die Vermischung derselben mit den Indogermanen erzeugte nach ihm die vielen Verschiedenheiten der heutigen, europäischen Völker. Auch der französische Gelehrte Quatrefages behauptet die Gleichzeitigkeit langköpfiger und kurzköpfiger Rassen in der europäischen Vorzeit. (Internationaler Congress von 1867.) —

Nach Prof. Schaaffhausen (Ueber die Urform des menschlichen Schädels, 1868) steht zwar der langköpfige Typus der ältesten Schädel tiefer, als

der kurzköpfige, und muß daher für älter gehalten werden; aber es wäre dennoch möglich, daß er erst später in Europa eingewandert wäre und als rohere, aber körperlich kräftigere Rasse die Kurzköpfe überwunden und verdrängt habe. Dies würde erklären, warum in Skandinavien, England und überhaupt im westlichen Europa so viele alte Schädelstüde von einer kurzköpfigen Rasse gemacht worden sind. Vielleicht hat auch eine zeitweise Einwanderung beider Rassen in Europa (aus Asien, wo der kurzköpfige und aus Afrika, wo der langköpfige Typus vorherrscht) stattgefunden. —

Alle vorhistorischen Menschen Europa's waren übrigens, wie ja auch die meisten Wilden der geschichtlichen Zeit, Menschenfresser — wie sich aus den zahlreichen Funden zerschlagener und angebrannter Menschenknochen aus der Urzeit ergibt. —

„Seht man die Ablagerungsschichten der Erdrinde auf“, so sagt R. Schwei-
chel in einem Schriftchen über den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung in Bezug auf die Urgeschichte des Menschen (Leipzig 1868), „so erscheint als ältester Bewohner Mittel-Europa's ein Mensch, dessen weit vorgeschobener Kiefer und fast fehlende Stirn einen thierähnlichen, wilden Charakter verrathen. Der langgebaute Schädel mit den stark vorgewulsteten Augenbrauen erinnert an den Neger, Mongolen, Hottentotten und Australier. Diesem Autoschthonen, dem Gefährten des Elefanten, Rhinoceros und der Späne, folgte eine edlere, breitköpfige, schwächliche Rasse mit kleinen Händen und Füßen, welche auf Asien hinweist. Sie nähert sich den heutigen Lappen, Finnen und Esten. Ihr Zeitgenosse war das Renthier. — Gänzlich verschwindet diese Rasse nicht mehr. Man findet ihre Spuren noch überall unter der gegenwärtigen Bevölkerung Europa's. — Prof. Fraas hat auf sie in Schwaben aufmerksam gemacht, wo man sie bisher für einen Rückstand der Hunnen-Einfälle gehalten hatte.“

Einer andern Rasse gehört der aderbauende Mensch an, welcher in der jüngeren Steinzeit, zunächst in den Pfahlbauten, auftritt und während der ganzen Bronzezeit der vorherrschende Bewohner Mitteleuropa's ist. Der runde, mehr breite als lange Schädel deutet auf ein energisches, mustulbes Volk. Daß er schmale Hände hatte, beweisen die auffallend kurzen Griffe seiner bronzenen Schwerter, die für eine heutige Hand viel zu klein sind. In der nördlichen Schweiz hat sich dieser Typus bis auf den heutigen Tag erhalten, u. s. w.“

(26) . . . aus den belgischen Höhlen — Dr. Spring, ein ausgezeichnete Gelehrter der Universität Lüttich, machte schon vor längerer Zeit am Ufer der Maas, in der Nähe von Chauvaux, eine höchst merkwürdige Entdeckung. Etwa hundert Fuß über dem jetzigen Niveau des Flusses fand sich eine kleine Knochenhöhle, in deren Lehm- und Knochenschuttung zahlreiche, durcheinander liegende Thier- und Menschenknochen enthalten waren. Der Zustand dieser meist zerschlagenen und zerbrochenen Knochen läßt Spring mit vollem Rechte darauf schließen, daß dieselben die Ueberreste eines Mahles von Kannibalen oder Menschenfressern seien. Was die dabei gefundenen menschlichen Schädel und Schädelbruchstücke angeht, so zeigten dieselben alle eine mehr der Kopfbildung des Negers, als derjenigen des Europäers sich nähernde Gestalt. Der Schädel zeigte sich sowohl absolut, als auch namentlich im Ver-

Hältniß zu den Kimmladen sehr klein, die Stirne abgeflacht, die Schläfen abgeplattet, die Nasenlöcher weit, die Zahnbogen sehr vorstehend, die Zähne schiefstehend. Der f. g. Gesichtswinkel mochte kaum 70 Grade betragen. Nach der Länge der übrigen, namentlich der Schenkelknochen zu schließen, mußte die Rasse von kleinem Wuchse gewesen sein. Roh gearbeitete Steinärzte, auch Stücker gebrannten Thones lagen dabei!

Alle diese Charaktere weisen nach R. Vogt (Köhlerglaube und Wissenschaft, 1855) „auf eine primitive Menschenart hin, welche den schiefzahnigen Afuru's, den Negern und überhaupt dem ganzen niederen Typus der Menschenbildung ähnlicher ist, als dem höheren.“

Unter den von Dr. Schmerling in den belgischen Höhlen gemachten und beschriebenen zahlreichen Funden menschlicher Knochen hat der f. g. Schädel von Engis (aus der Höhle von Engis am Ufer der Maas) die meiste Bekanntheit erlangt. Er nähert sich, namentlich wenn man ihn von oben betrachtet, durch Länge und Schmalheit, geringes Ansteigen der Stirn und durch die Form der weit auseinanderstehenden Augenhöhlen und der gut entwickelten Augenbrauenbogen dem berühmten Neanderthaler Schädel, mit dem er oft zusammengestellt und verglichen worden ist, bleibt jedoch im Allgemeinen an Niedrigkeit der Bildung weit hinter jenem zurück. Vogt glaubt ihn nichtsdestoweniger in die Mitte zwischen die Schädel von Eskimo und Australier stellen zu sollen und hält ihn bezüglich des Verhältnisses von Länge und Breite für einen der ungünstigsten, thierisch gebildeten, affenähnlichsten Schädel. — Uebrigens darf man bei Beurtheilung des Engischädels nicht vergessen, daß derselbe, obgleich mit ausgestorbenen Thierarten zusammengefunden, nichtsdestoweniger auch von Nesten vieler noch lebender Arten begleitet war — daß daher sein ehemaliger Besitzer wohl einer verhältnißmäßig jüngeren Epoche der Urzeit angehört haben muß.

Gerade gegenüber der Engishöhle, auf dem andern Ufer der Maas, liegt die Höhle von Engihoul, in welcher Schmerling ebenfalls zahlreiche Menschenknochen, gemischt mit Knochen ausgestorbener Thiere, vorfand; jedoch waren es hauptsächlich f. g. Extremitätenknochen, und nur zwei kleine Schädelbruchstücke ließen sich ausfindig machen. Auch einige rohe Steininstrumente lagen dabei — wie sich denn überhaupt diese Steinwerkzeuge, oft mit bearbeiteten Knochen zusammen, in fast allen von Schmerling untersuchten Höhlen vorfanden. — Uebrigens wurde die Engihoulhöhle noch im Jahre 1860 von dem berühmten Geologen Lyell selbst, nachdem er seine erste Begegnung mit Schmerling 26 Jahre vorher gehabt hatte, in Gesellschaft des Prof. Malaise von Lüttich besucht und untersucht, und wurden dabei noch weitere Bruchstücke von Thier- und Menschenknochen aufgefunden, welche Herr Malaise im Bulletin der königl. belgischen Akademie für 1860 (Band X. S. 546) abgebildet hat.

(27) . . . die f. g. Borreby'schädel aus Dänemark — Diese aus den Grabhügeln von Borreby gefundenen, der Steinzeit Dänemarks angehörigen Schädel sind klein, rund, kurzköpfig, haben zurückweichende Stirn, abschüssiges Hinterhaupt, abgeflachten Scheitel und vortretende Augenbrauenbogen. Sie gleichen keiner andern europäischen Rasse, mit Ausnahme vielleicht der Lappen oder auch der Finnen.

(28) . . . mit Ausnahme des Neanderthaler — In einem alten

Grabe bei Caithness in Nordschottland fand man neuerdings eine Anzahl menschlicher Skelette und Schädel von sehr niederer Bildung. Der schlechtestgeformte unter diesen Schädeln ist sehr prognath (schieflieferig, schnütig), der Vordertopf sehr schmal und nieder, der Schädel selbst niedergebückt und in der Mitte dachförmig, das Gehirn mangelhaft. Dabei fanden sich 6 weitere Schädel, welche sich dem beschriebenen Typus mehr oder weniger nähern und alle in der Mitte dachförmige Hervorragung zeigen. Wahrscheinlich waren diese Urmenschen Kannibalen oder Menschenfresser, wie aus der Beurtheilung eines dabei gefundenen, zer Schlagenen Menschenknochens durch Prof. Owen hervorgeht. Die Schädel selbst nähern sich nach Laing am meisten dem afrikanischen Typus.

Ähnliche niedrig geformte Schädel wurden auch auf den Shetlands-Inseln gefunden.

(Siehe das Nähere in der in London erscheinenden Anthropol. Review, Februar 1865, S. XXXIV.) —

Prof. Wilson, welcher, wie schon angeführt, eingehende Studien über die vorhistorischen Zeiten Schottlands gemacht und nachgewiesen hat, daß dort vor der Einwanderung der Kelten noch zwei oder drei Generationen Ureinwohner vorangegangen sein müssen, beschreibt nach seinen Forschungen den schottischen Urmenschen also: „Intellektuell scheint er die niederste Stufe eingenommen zu haben, zu welcher überhaupt ein intelligentes Wesen herabsinken kann; moralisch war er der Sklave von abergläubischen Vorstellungen; körperlich endlich unterschied er sich nicht viel von den heutigen Bewohnern desselben Landes, mit Ausnahme seiner armseligen Gehirnentwicklung.“ Dennoch sehen die in den schottischen Gräbern jener Zeit gefundenen Steinwaffen, so roh sie auch sein mögen, immer noch sehr über denen des Diluviums, welche gröber und roher sind und auf eine zwar stärkere, aber noch niedriger stehende Menschenrasse hindeuten.

(29) . . . im Februar 1865 berichtet hat — Eines der Gräber auf den Coltwoldsdüggeln bei Cheltenham enthielt nach Bird's Bericht die Knochen mehrerer Individuen mit langen, ovalen Köpfen und enger Stirn. Diese Schädel waren stark nach hinten entwickelt, dagegen vorne eng, nieder und in der Stirn zusammengezogen. Die Stirnhöhlen und Augenbrauenbogen springen vor und zeigen oberhalb eine weite und tiefe Einsenkung der Stirne. Die Kinnladen sind stark entwickelt, die Zähne sehr abgegriffen. Die s. g. Stirnath fand sich in vielen Schädeln der Kinder nicht vor!

Ein andres Grab enthielt die Gebeine von acht Menschen (Erwachsene und Kinder) mit gut entwickelten Köpfen. Dabei fanden sich Werkzeuge von Stein und Knochen und alte Töpferwaaren.

(30) . . . oder Ureinwohner angehört haben müsse — Den ersten Bericht über den Neanderthalschädel gab Dr. Schaaffhausen in der Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde am 4. Februar 1857 nach einem in Elberfeld gefertigten Gypsabguß und erklärte damals schon, daß derselbe keine Spur künstlicher Entstellung trage, sondern für eine natürliche Bildung zu halten sei, die in dem durch die Ausdehnung der Stirnhöhlen veranlaßten, starken Hervortreten der oberen Augenbrauenengegend den menschlichen Typus auf einer so tiefen Stufe der Entwicklung zeige, wie sie

kaum bei den jetzt lebenden rohesten Menschenrassen gefunden werde. Hierauf brachte Dr. Fuhrrott aus Elberfeld, dem es zu danken ist, daß diese Anfangs für Thierknochen gehaltenen Gebeine in Sicherheit gebracht und der Wissenschaft erhalten wurden, dieselben zur genaueren anatomischen Untersuchung nach Bonn und gab am 2. Juni 1857 in der Generalversammlung des Naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westfalens eine ausführliche Darstellung des Fundortes und eine Beschreibung der Auffindung selbst. Das Nähere hierüber, sowie eine übersichtliche und vergleichende Darstellung alles Dessen, was über den Neanderthaler Fund in Büchern und Zeitschriften bisher veröffentlicht wurde, findet man in dem bereits erwähnten Schriftchen Dr. Fuhrrott's: *Der fossile Mensch aus dem Neanderthal u. s. w.* (Duisburg 1865). Alle Versuche (von Meyer, Wagner, Blate, Bruner-Bey, Davis und Anderen), den Werth des Fundes für die Urgeschichte des Menschen durch eine abweichende Deutung desselben zu verringern oder in Frage zu stellen, müssen darnach, sowie nach den von Prof. Schaaffhausen in seiner schon genannten Abhandlung „Zur Kenntniß der ältesten Rassen Schädel“ gegebenen Aufklärungen, als vollkommen mißlungen angesehen werden. „Die ungewöhnliche Entwicklung der Stirnhöhlen an dem so merkwürdigen Schädel aus dem Neanderthale nur für eine individuelle oder pathologische (krankhafte) Abweichung zu halten,“ sagt wörtlich Schaaffhausen, „dazu fehlt jeder Grund; sie ist unverkennbar ein Rassentypus und steht mit der auffallenden Stärke der Knochen des übrigen Skeletts in einem physiologischen Zusammenhang.“

(31) . . . als charakteristisches Merkmal hervorgehoben. — „Bemerkenswerth ist es,“ so sagt Prof. Schaaffhausen in der im Text angeführten Abhandlung wörtlich, „daß ein, wenn auch viel geringeres Vortreten der Augenbrauenbogen zumeist an den Schädeln wilder Rassen, sowie an sehr alten Schädeln gefunden worden ist.“ Es folgt alsdann eine lange Aufzählung solcher Fälle, aus denen wir als die bemerkenswerthesten hervorheben: Die von Eschricht untersuchten, auffallend kleinen Schädel aus den Hülengräbern der Insel Moën; die zwei von Dr. Kutorga beschriebenen Menschen Schädel aus dem Gouvernement Minsk (Rußland), deren einer namentlich eine große Ähnlichkeit mit dem Neanderthaler zeigt; das bei Pla in Mecklenburg in einem uralten Grabe in hochender Stellung und in Verbindung mit aus Knochen gearbeiteten Geräthschaften gefundene Skelett, zu welchem Archivrath Dr. Tisch wörtlich bemerkt: „Die Bildung des Schädels weist auf eine sehr ferne Periode zurück, in welcher der Mensch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung stand“; ein ähnlicher Fund aus einem andern alten Grabe Mecklenburgs (Keigelgrab von Schwaan), wo man die Ueberreste von nicht weniger als acht Leichen im Urboden in hochender Stellung beisammen fand, und deren Schädelstücke ebenfalls kurze, zurückliegende Stirn und vortretende Augenbrauenbogen erkennen ließen u. s. w. u. s. w.

Noch eine Anzahl weiterer Beweise für die niedrige Schädel- und Gehirnentwicklung des Urmenschen bringt derselbe Herr Verfasser in seiner ganz neuen Abhandlung „Ueber die Urform des menschlichen Schädels“ (1868) bei, welche Abhandlung mit den Worten schließt:

„Nach dem bisher Betrachteten darf man den Satz als zweifellos hinstel-

len, daß ein Schädel, welcher nicht die Zeichen einer niederen Organisation an sich trägt, nicht als vom Urmenschen kommend angesehen werden kann, wenn er auch vielleicht zwischen den Knochen erloschener Thiergeschlechter gefunden sein sollte. Es ist aber ferner ersichtlich, daß wir jetzt schon den Menschen der Urzeit eine Stufe tiefer stellen müssen, als den rohesten Wilden der heutigen Welt, u. s. w.“

(32) . . . für ein sehr hohes Alter desselben — Auch dieser Schädel ist nicht vereinzelt, sondern gleich vielen ähnlichen Schädeln aus der Gegend des Titicaca-See in Peru in Südamerika, welche alle nach Vibra mit einem Affenschädel größere Ähnlichkeit haben, als mit anderen Menschenschädeln. Sie tragen in der Mitte gewöhnlich eine stumpfe, lammartige Erhöhung über die ganze Länge des Schädels und sind so schlecht gebildet, daß man sie lange Zeit für künstlich entstellt hielt, was aber wenigstens bezüglich des von Vibra mitgebrachten Schädels gewiß nicht der Fall ist. Vibra fand in der Algodonbay 30–40 Grabbügel, in denen menschliche Leichname von einer kleinen Rasse in hockender Stellung beigelegt waren. Sie gehörten einer altperuanischen Rasse oder einem Volke an, das hauptsächlich die Gegend um den Titicaca-See bewohnte. Die meisten der in Peru und Bolivien gefundenen Mumien ähneln dieser Rasse. (Siehe von Vibra: Die Algodon-Bay in Bolivien. Wien, 1852.)

(33) . . . der civilisatorischen Entwicklung zu gelangen — Auf dem Pariser anthropologischen Congreß von 1867 theilte ein Herr Rebourg mit, daß er mehr als tausend in der Umgegend von Paris (Perret, Cligny, Batignolles, Neuilly) in der Nähe der Seine gesunde Kieselärte untersucht und dabei drei Arten unterschieden habe, abgesprengte, behauene und geglättete oder polirte. Immer lagen nach ihm die abgesprengten oder Splitter zu unterst, die polirten zu oberst, und niemals waren sie mit einander vermischt. — Alles dieses wurde indessen auf dem Congreß selbst angezweifelt. — Dagegen theilt Prof. Broka in seinem schon öfter erwähnten Rapport von 1867 mit, daß die allmälige Bervollkommung der Kieselärte von Abbeville (Sommethal) durch Gabriel de Mortillet deutlich angezeigt worden sei. In den tiefsten Betten sind sie lanzettförmig und in großen Stücken. In dem kieseligen Sande, welcher das Diluvium bedeckt und in welchem keine Mammuthknochen mehr gefunden werden, sind sie elliptisch, langgestreckt und in schmalen Stücken. Endlich im leichten oberflächlichen Boden der Abhänge sind sie polirt und geschärft, ähnlich denjenigen, welche in den Dolmen gefunden wurden. Die Frage, ob die Bervollkommung durch eignen Fortschritt oder durch Ankunft neuer Völker bewirkt wurde, läßt Broka zweifelhaft; doch wird nach ihm das Letztere durch Lartet's und Christy's Bemerkungen wahrscheinlich gemacht. Die Bewohner der Höhlen von Perigord in Südfrankreich hatten nach B. schon einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erlangt und machten eine Menge von Instrumenten aus Knochen, Elfenbein und Renthierhorn. Ihre Zeichnungen bekunden schon einen künstlerischen Sinn, welcher die rohen Umriffe aus vielen Celtischen Monumenten (also aus einer viel späteren Zeit) weit übertrifft. Sie mußten ein ruhiges, beschauliches Leben geführt haben und sind wahrscheinlich durch ein stärkeres, aber roheres Volk vernichtet worden.

Broka hält diese vorgeschrittenen Menschen der s. g. Kenthier-Zeit wahrscheinlich für die mehr cultivirten Abstammlinge der rohen Wilden der Diluvial-Zeit. Aber trotz ihres Fortschritts verfertigten auch sie ihre Steinwerkzeuge noch bloß durch den Proceß des Schlagens und ohne Schleifung, wie dieses später bei den geglätteten oder polirten Steinen üblich wurde.

(34) Kupferzeitalter einzuschalten — In nicht-europäischen Ländern scheint nach Rougemont's Forschungen (L'âge du bronze etc.) öfter das Eisen dem Kupfer vorangegangen zu sein. Ueberhaupt scheint in Afrika die Kunst, das Eisen zu schmieden, schon sehr alt zu sein. In Amerika (Mexiko, Peru u. s. w.) hat man fast nur Kupfer oder Bronze, das Eisen dagegen gar nicht oder nur sehr selten verarbeitet. In China und Japan dagegen kann man, wie in Europa, eine Stein-, Bronze- und Eisenzzeit nachweisen. Hinwiederum soll in der nördlichen Tartarei und in Finnland fast nur eine Periode des Eisens ohne Kupfer oder Bronze bestanden haben.

(35) gekämpft hätten — „Der Gebrauch von Steinwaffen ist, ganz abgesehen von einigen wilden Stämmen der neueren Zeit, im historischen Alterthum vielfach im Schwange gewesen. Nach Herodot bedienten sich die äthiopischen Bogenschützen, welche Xerxes in seinem Heere mit gegen Griechenland schleppte, kurzer Rohrpeile, die steinerne Spitzen besaßen. Bei den Untersuchungen, die unlängst François Lenormant im alten Attika anstellte, fand man in einem kleinen Hügel eine ganz ungeheure Menge von Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, die sehr roh gearbeitet waren. Auf dem Schlachtfelde von Marathon, in dem Hügel, den die Athener über den Leibern der für das Vaterland Gefallenen aufgethürmt, wurden eine Menge von steinernen (und bronzenen) Pfeilspitzen aufgefunden u. s. w. u. s. w. (Thomassen: Entdeckungen aus der Urgeschichte (Neuwied 1869), Seite 36.)

Auch Tacitus (Germania, Kap. 47) erzählt von einem Volk, welches den Nordwesten des alten Deutschland bewohnte und welches er die Fenni nennt, daß es im Krieg Pfeile, welche mit Knöchernen Spitzen versehen waren, gebraucht habe. Höchst wahrscheinlich wird dieses Volk demnach auch Steinwaffen besessen haben. Auch die Schwierigkeit, das Eisen, nachdem es bereits bekannt war, in genügender Menge zu erhalten, sowie der Mangel an Kenntniß in seiner Bearbeitung mag gar viele Völker der spätern Zeit veranlaßt oder genöthigt haben, sich noch fortwährend der steinernen Waffen und Werkzeuge zu bedienen.

(36) hergestellt werden können — Zu diesem Behufe müßte vor Allem die Spurbreite der Eisenschienen und die Breite der Bahnen überhaupt eine größere sein; die in zwei Stockwerken gebauten Wagen müßten nicht über, sondern zwischen den Rädern laufen und mit ihrem untersten Stockwerk bis beinahe auf den Boden reichen; sie müßten dabei im Innern nicht in Form kleiner Marterstülpchen, sondern als kleinere und größere Salons mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet sein und eine gegenseitige Communication durch den ganzen Zug möglich machen. Das Ein- und Ausgehen der Passagiere aus dem Zug und in denselben müßte durch bewegliche und mit den Perrons in gleicher Höhe liegende Plattformen erleichtert und beschleunigt werden; die Billet- und sonst übrigen Büreaus müßten auf dem Zuge selbst angebracht sein, u. s. w. u. s. w. Ein Entweichen des Zuges aus den Schienen

würde bei solcher Einrichtung eine Unmöglichkeit sein; das häßliche Hin- und Herschwanzen der Wagen würde aufhören und die Bewegung derselben eine kaum merklige werden; eine weit größere Menge von Passagieren könnte trotz sehr erhöhter Bequemlichkeit schneller, gefahrloser, billiger und ohne Beeinträchtigung der Gesundheit oder des Wohlbefindens selbst bei den längsten Fahrten befördert werden u. s. w. u. s. w.

(37) . . . für überflüssig erachtet wird — Lartet's vier Epochen der Steinzeit sind demnach das Zeitalter des Höhlenbären, das des Elefanten und Rhinoceros, das des Kenthiers und des Ur-Dachsen — eine Eintheilung, welcher sich im Wesentlichen auch die Herrn Troyon und d'Archiac anschließen. — Ein davon etwas verschiedenes und auf die Epochen der schweizerischen Eiszeit gegründetes Schema ist das von Prof. Renevier in Lausanne aufgestellte, welches folgendermaßen lautet:

1) Voreiszeitliche Epoche, in welcher der Mensch gleichzeitig lebte mit Elephas antiquus, Rhinoceros hemitoechus und Höhlenbär.

2) Eiszeit-Epoche, in welcher der Mensch gleichzeitig lebte mit Mammuth, Knochen-Nashorn, Höhlenbär, u. s. w.

3) Nacheiszeitliche Epoche, in welcher der Mensch gleichzeitig lebte mit Mammuth und Kenthier.

4) Letzte Epoche oder Epoche der Pfahlbauten, in welcher der Mensch gleichzeitig lebte mit dem Riesenhirsch, dem Urochsen u. s. w.

(38) . . . und Zufluchtsstätten gebient haben — Namentlich ist es durch die neuesten Forschungen nachgewiesen, daß, was man früher bezweifelte oder fraglich ließ, auch die erste oder früheste Steinzeit ihre Vertretung in den Höhlen findet, indem man in einigen derselben (so in dem Trou Marguerite in Belgien) neben enormen Mengen von Knochen der ausgestorbenen Diluvialthiere (Rhinoceros, Hyäne, Elwe, Mammuth) Steinwerkzeuge ganz von dem Charakter der im Sommethal gefundenen (Moustier und St. Acheul), allerdings nebst vielen Steinmessern und bearbeiteten Kenthiergeweißen, ähnlich denjenigen aus den Höhlen von Perigord in Frankreich, antraf. Auch fand ganz neuerdings (1867) Dupont, der unermüdbliche belgische Höhlenburchforscher, in einer seiner Höhlen eine große Anzahl von Feuerstein-Messern (circa 300) in Verbindung mit zerstückelten Knochen der Quartärzeit (Höhlenlöwe, Höhlenbär, Nashorn u. s. w.), offenbar als die Ueberreste eines Mahles — welche Steinmesser jedoch sehr verschieden von denen aus der Kenthierzeit waren.

Auch nach Lartet, dem ausgezeichneten Kenner und Erforscher der französischen Höhlen, sind viele oder manche Steinkeile der Höhlen vollständig analog denjenigen der offenen, diluvialen Ablagerungen, so daß, wie er sich ausdrückt, viele Anthropologen glauben, daß der Diluvialmensch gleichzeitig die Flußthäler und die Höhlen bewohnt habe. Auch muß man nach ihm zwei Perioden unterscheiden, in deren erster die Höhlen nur Wohnorte, und in deren zweiter sie nur Begräbnisplätze (ähnlich der Höhle von Aurignac) waren. Uebrigens hat sich das Bewohnen der europäischen Höhlen theilweise noch bis in die historische Zeit fortgesetzt, und manche sind sogar bis ins Mittelalter hinab gelegentlich benutzt worden, wie z. B. die Höhle des Forts von Tayaç, die in Kriegszeiten oft als Zufluchtsort diente.

Darnach unterschied Lartet in einem auf dem Congreß von 1867 gehaltenen Vortrag drei Arten von Höhlen: 1) Höhlen der Diluvialzeit, mit Ueberresten des Elefanten, der großen Raqe, des Höhlenbären u. s. w. 2) Höhlen der Renthierzeit, welche Werkzeuge der Menschenhand mit bedeutendem, künstlerischem Fortschritt enthalten; 3) Höhlen der jüngsten Steinzeit, mit Ueberresten von noch lebenden und von Hausthieren, mit zahlreicher Löpferwaare und mit polirten oder geschliffenen Steinärzten.

Was die Höhlen selbst anlangt, so entstanden dieselben nach Desnoyers durch Risse im Kalkgebirge, welche später durch die Flüsse und die Wirkung des strömenden Wassers weiter und weiter ausgewaschen wurden.

Heutzutage ist und war das Höhlenbewohnen bei den wilden Völkern der außereuropäischen Länder noch sehr gewöhnlich. Das April-Fest der Londoner Anthropological Review vom Jahre 1869 enthält einen sehr interessanten Bericht über die Höhlenbewohnenden Menschenfresser von Südafrika von Bowker, Bleel und Beddoe, aus welchem die grenzenlose Wildheit dieser afrikanischen Kannibalen, deren Gewohnheiten uns so sehr an diejenigen unsrer ältesten Vorfahren in Europa erinnern, zur Genüge hervorgeht. Die größte, in den Bergen jenseits Thaba Bosigo gelegene Höhle jener Art, welche von obengenannten Herrn besucht und untersucht wurde, enthielt ungeheure Mengen von Menschenknochen, hauptsächlich herrührend von Kindern und jungen Personen. Ihr Zustand ließ keinen Zweifel darüber, zu welchem Zwecke die Personen, denen jene Knochen angehört hatten, hierher gebracht worden waren. Im Hintergrund der Höhle befand sich ein mit Steinen eingeschlossener Raum, welcher als Gefängniß und Aufbewahrungsort für die nicht zu augenblicklichem Gebrauch bestimmten Schlachtopfer gedient hatte.

Die Wilden, welche hier bis noch vor kurzem ihre Menschenopfer gehalten hatten, waren dazu nicht durch Hunger gezwungen, da sie ein fruchtbares, an Wild reiches Land bewohnten. Sie aßen sogar ihre eignen Weiber, Kinder und Kranken; und die Knochen eines jungen Individuums waren in einem noch so frischen Zustande, daß man vermuthen mußte, dieses Opfer möge erst vor wenigen Monaten sein schreckliches Schicksal erlitten haben.

Ähnliche Höhlen von geringerem Umfang fanden sich durch die ganze Gegend zerstreut und waren noch vor dreißig Jahren von Kannibalen bewohnt, welche den Schrecken der umwohnenden Stämme bildeten. Sie sandten Jagdpartien aus, welche sich zwischen Büschen oder Felsen oder an Wasserplätzen in den Hinterhalt legten und Weiber, Kinder, Reisende u. s. w. zum Zwecke des Kannibalismus raubten. Es leben jetzt noch genug von diesen ehemaligen Kannibalen, und Einer von ihnen, der nicht weit von der Höhle wohnt, ein alter Bursche von ungefähr sechzig Jahren, wurde von den Reisenden besucht.

Dr. Bowker besuchte auch mit einigen Freunden die noch jetzt, wenn auch nicht mehr von Kannibalen, bewohnten ehemaligen Menschenfresserhöhlen an den Quellen des Caledon-Flusses. Hier fanden sie ebenfalls noch einen alten Wilden aus der Kannibalenzzeit und hörten, daß man in früheren Jahren die schöne Gewohnheit gehabt habe, Steinsäulen für die zahlreichen Löwen der Gegend aufzustellen, in welchen kleine Kinder festgebunden wurden und durch ihr Geschrei die Löwen herbeiloden mußten. — In der Gegenwart haben bei-

nahe alle Stämme in Folge der Bemühungen ihres alten Häuptlings Rossesch den schrecklichen Gebrauch des Kannibalismus aufgegeben.

Auch die Leichname der Europäer, welche in den früheren Kämpfen mit diesen Wilden fielen, wurden von ihnen gegessen — in der Meinung, daß dadurch der Muth der Getödteten in sie selbst übergehen werde. Gewöhnlich aßen sie nur Herz, Leber und Hirn; in Zeiten des Mangels jedoch auch das Uebrige des Fleisches.

(39) . . . in Schwaben geworfen worden — Bis July 1866 hatte E. Dupont im Auftrage der belgischen Regierung nicht weniger als 21 Höhlen an den Ufern der Lesse in der belgischen Provinz Namur untersucht. Darunter waren vier, in denen sich namhafte und zahlreiche Spuren des belgischen Kenthier-Menschen vorfanden, das Trou des Noutons, Trou du Frontal, Trou Rosette und Trou de Chaleux. Die Thiere, deren Knochen man antraf, sind entweder ausgewanderte, wie das Kenthier, oder noch lebende. Die Industriegegenstände von Stein sind alle Steinmesser, und es fanden sich (mit Ausnahme eines spätern, in Anm. 37 schon erwähnten Fundes) weder polirte, noch biluviale Steinärzte. Allein im Trou de Chaleux fand Dupont mehr als 30,000 solcher Messer neben vielen zer Schlagenen Thierknochen und einer Unmasse von hauptsächlich aus Kenthiergeweihen angefertigten Gegenständen, wie Nadeln, Pfeile, Dolche, Widerhaken u. s. w. Ferner fanden sich Schmucksachen von kostbaren Steinen, durchbohrten Muscheln u. s. w., Schieferstücke mit eingeritzten Figuren, mathematischen Strichen u. dgl., Reste sehr grober Töpferei; endlich Heerde, Asche und Kohlen, untermischt mit zer Schlagenen Knochen. Nach den letzteren zu schließen, scheint das Pferd dem Kenthiermenschen hauptsächlich als Nahrung gebient zu haben; nach demselben der Fuchs und die Wasserratte, während sich die Ueberreste von Fischen nur spärlich vorfinden. Im Trou des Noutons fand man nicht weniger als 150 bearbeitete Kenthiergeweih, deren spitze Enden hauptsächlich zur Anfertigung von Wurfspeichen gebient haben mögen. Das der Höhle von Aurignac analoge Trou du Frontal ist schon beschrieben worden und beherbergte neben 14 menschlichen Lohntengerippen zahlreiche Kieselmesser, Thierknochen, Muscheln, Heerde, Kohlen und Feuer Spuren. Auch das Trou Rosette barg die Ueberreste von vier begrabenen Menschen, deren Schädel ganz zerbrochen waren.

Dupont unterscheidet in ähnlicher Weise, wie Lartet bezüglich der französischen Höhlen, drei Epochen der belgischen Höhlenfauna, von denen die älteste durch ausgestorbene Thiere, wie Mammuth, wolliges Rhinoceros, Höhlenbär u. s. w., die zweite durch ausgewanderte, aber noch lebende Thiere, wie Kenthier und Gemse, und die dritte oder jüngste durch lebende und von Menschen theilweise ausgetilgte Thiere, wie Edelhirsch, Biber, Bär u. s. w., repräsentirt wird. In eine dieser drei Abtheilungen können und müssen nach ihm überhaupt alle Höhlen eingetheilt oder untergebracht werden.

Was das Alter der belgischen Höhlen angeht, so sind nach ihm alle Höhlen mit Inhalt älter, als der s. g. Blocklehm, und fällt ihre Zeit zwischen die Periode der Kollkiesel und des geschichteten Lehms und die Periode des Blocklehms.

Die Menschen der belgischen Kenthierzeit waren nach Dupont klein, muskelkräftig, beweglich, Krankheiten unterworfen. Ihre Schädel hatten den

f. g. kurzköpfigen Typus leichteren Grades und liefen spitz zu; das Gesicht war abgeplattet, wie bei der f. g. turanischen Rasse. Die ganze Erscheinung dieser Höhlenbewohner muß eine sehr rohe gewesen sein. —

Ähnliche Resultate ergab die Untersuchung der im Jahre 1865 durch Zufall aufgefundenen Abfallstätte an der Schussenquelle in der Nähe des Schwarzwaldes (Schwaben). Die Schusse ist ein kleines Flüsschen, welches sich in den Constanzer See ergießt, und dessen Quelle auf dem Hochplateau Oberschwabens zwischen dem Constanzer See und dem oberen Lauf der Donau entspringt, beinahe in der Mitte der Eisenbahn zwischen Ulm und Friedrichshafen. Die zur Verbesserung eines Mühlengrabens daselbst unternommenen Arbeiten brachten die charakteristischen Ueberreste einer vollständigen Station aus der Kenthier-Zeit zu Tage. Mehr als 600 zugeschlagene Feuersteine fanden sich neben einer solchen Menge von theils bearbeiteten, theils unbearbeiteten Geweißen und Knochen des Kenthiers, daß Herr Oskar Fraas im Stande war, daraus ein vollständiges, jetzt in Stuttgart befindliches Kenthier-Skelett zusammenzustellen. Die meisten Knochen waren zerfchlagen, in der Absicht das Mark daraus zu gewinnen. Auch noch die Knochen einer Anzahl anderer jetzt nur im hohen Norden lebender Thiere, wie des Bielfrasses, Polarfuchses u. s. w., wurden gefunden. Die vorgefundenen Kenthier-Knochen und Geweiße ließen zahlreiche und unzweideutige Spuren ihrer Bearbeitung durch steinerne Instrumente erkennen. Auch fanden sich zahlreiche Reste von Fischen neben einer aus Kenthierhorn angefertigten Fischangel.

Die genau untersuchten geognostischen Verhältnisse des Fundortes nicht bloß, sondern auch die Flora der damaligen Zeit (man fand Ueberreste von Moosen, welche jetzt nur noch im höchsten Norden vorkommen) lassen keinen Zweifel darüber, daß die Kenthier-Station an der Schusse der Eis-Zeit angehört, oder daß sie vielleicht gerade aus der Zwischenzeit zwischen jenen beiden Eiszeit-Perioden stammt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Schweiz über sich hat ergehen sehen. Herr E. Desor hat auf dem anthropologischen Congreß von 1867 gradezu das fragliche Terrain für die End-Moräne des ehemaligen großen Rhein-Gletschers erklärt. Uebrigens ist nach ihm der Schussenrieder Fund noch besonders merkwürdig dadurch, daß er das erste Beispiel einer Station des Kenthier-Menschen auf offener, freier Ablagerung ist, während bisher seine Ueberreste stets nur in Höhlen gefunden wurden.

(40) . . . namentlich in Dänemark gefunden — Nach einem vortrefflichen, schon citirten Aufsatz von Sir John Lubbock über die Anwendung des Steines in alter Zeit (*Revue littéraire*, 1865–66, Nor. 1) finden sich allein in dem großen Museum der Alterthümer in Kopenhagen circa 11–12000 Steingeräthe, und die Zahl aller in Dänemark in öffentlichen und Privat-Sammlungen enthaltenen Stücke schätzt Herr Herbst auf 30000! Das Museum der königlichen Akademie in Irland enthält nahe an 700 Feuerstein-Esplitter, 512 Celts, mehr als 400 Pfeil- und 50 Lanzen-Spitzen, außer 75 f. g. Racloir's und zahlreichen andern Gegenständen aus Stein, wie Schleudersteinen, Hämmern, Werksteinen, Mahlsteinen u. s. w. — Dergleichen schätzt man die Zahl der Stücke im Museum in Stockholm zwischen 15 und 16 Tausend. „Man kann“, sagt Lubbock, „daraus schließen, daß es eine Zeit gab, wäh-

Büchner, der Mensch und seine Stellung. 2. Aufl. c

tend welcher die menschliche Gesellschaft sich in einem so rohen Zustande befand, daß die Stöcke oder Steine, die Hörner und Knochen die einzigen Instrumente waren, welche sich der Mensch verschaffen konnte.“

(41) . . . jener Zeit angetroffen werden — Das Auftreten und der allmähliche Fortschritt in der Kunst der Töpferei ist sehr charakteristisch für die Urzeit des Menschengeschlechts. Während der ältesten Höhlen-Periode hat man wahrscheinlich nur rohe Lehmblöcke mit einer Höhlung in der Mitte zur Aufbewahrung des Trinkwassers im Innern der Höhlen gebraucht. Später trocknete man das Gefäß in der Sonne, um es härter zu machen. Aber erst in der Neolithzeit scheint man die Hitze des Feuers zur Härtung der Gefäße benutzt zu haben. Um den Thon dabei widerstandsfähiger gegen das Feuer zu machen, wurde er wohl noch mit Quarzsand gemischt. Diese ältesten Gefäße sind übrigens ganz roh, nur mit der Hand gefertigt, wie man an den Einbrüchen der Finger noch deutlich sehen kann, und meist von schwärzlicher Farbe. Der Gebrauch der Töpferscheibe kam erst viel später auf.

(42) . . . der weitaus wahrscheinlichere — P. Gleissberg (Kritische Darlegung der Urgeschichte des Menschen, Dresden, 1868) ist der Meinung, daß afrikanische und asiatische Menschenstämme in vorhistorischer Zeit mehrmals und abwechselnd in Europa eingewandert seien und so den Hauptanstoß zur Fortentwicklung der Cultur gegeben hätten. Sollte dieses auch richtig sein, so würde es doch jedenfalls keinen Einwand gegen die Entwicklungstheorie im Großen und Ganzen begründen, da ja auch jene einwandernden Stämme sich in ihrer Heimath aus rohen Urzuständen entwickelt haben mußten, und da die unzweideutigen Spuren des Steinzeitalters und seiner verschiedenen Phasen inzwischen auch an verschiedenen Orten Asiens und Afrika's (Palästina, Syrien, Indien, Kap der guten Hoffnung, Madras u. s. w.) aufgefunden worden sind.

Auch J. P. Lesley (Man's Origin and Destiny) nennt die Civilisation „die Blüthe der Völkermigration“, und ist der Meinung, daß jeder große Abschnitt der Geschichte aus irgend einer barbarischen Invasion hervorgegangen sei, sowie daß die am edelsten organisirten Menschenrassen auch am meisten Neigung zur Wanderung hätten. Nach seiner Darlegung hat der Norden Europa's drei verschiedene Menschenrassen gesehen, welche den drei Abschnitten der Stein-, Bronze- und Eisen-Zeit entsprechen, und von welchen die von Weither gekommenen Bronze-Menschen zuerst die Kenntniß der Metalle und ihrer Bearbeitung, sowie den Sinn für Kunst und die Sitte der Todten-Verbrennung mitbrachten; während die großen, starken, langköpfigen Menschen der Eisenzeit den Sinn für Krieg und Eroberung repräsentiren und die vor ihnen dagewesenen Völkerstämme durch Unterjochung bezwangen. — Auch nach Prof. Broka ist es sehr wahrscheinlich, wenn nicht gewiß, daß die Bronze-Menschen aus Asien in Europa eingewandert sind.

(43) . . . von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende. — Beweis dafür ist der so sehr interessante Vortrag, welchen der englische Gelehrte Sir John Lubbock noch im Jahre 1867 auf der englischen Naturforscher-Versammlung in Dundee über den Urmenschen und dessen Fortschritt gegen den jetzt verstorbenen englischen Erzbischof Whately von Dublin, welcher die alte Vollkommenheits-Theorie vertheidigt hatte, gehalten hat. Mit schlagenden

Gründen weist Lubbock nach, daß die Theorie von Whately wissenschaftlich vollkommen unhaltbar ist, und daß nicht bloß die Wilden stets Spuren allmählichen, wenn auch äußerst langsamen Fortschritts zeigen, sondern daß es auch selbst unter den civilisirtesten Nationen nicht an Spuren der ehemaligen Barbarei fehlt. Manches Fischerdorf an der englischen Küste ist noch ganz in demselben Zustande, in welchem es vor 120 Jahren war. Allerdings sind hier und da Völker, statt vor-, zurückgeschritten; aber es können diese Fälle nur als Ausnahmen angesehen werden, während im Großen und Ganzen jeder tatsächliche Anhalt für die Annahme eines ehemaligen Zustandes der Vollkommenheit fehlt. Niemals hat man Metall-Werkzeuge oder Spuren der sehr haltbaren Leinwanderei bei Völkern angetroffen, die das Metall nicht kannten, wie in Australien, Neu-Seeland, Polynesien u. s. w. Ebenso ist die Kunst des Spinnens und der Gebrauch des Bogens vielen Wilden unbekannt; und doch sind dieses Künste, welche, wenn einmal bekannt, wohl nie wären verloren worden. GleichermäÙen verhält es sich mit dem Häuserbau oder mit der Religion, von der bei vielen Wilden keine Spur gefunden wurde, und welche doch, wenn einmal vorhanden, auch nicht verloren gehen konnte; oder mit der Kunst des Zählens, welche sehr allmählig durch Abzählen an den Fingern und Fußzehen entstand*) und welche selbst heute noch bei vielen Stämmen Brasiliens, Australiens u. s. w. nicht über die Zahlen 2—4 hinausgeht; oder mit dem Gebrauch des Feuers, welches selbst heute noch manchen Völkern unbekannt ist, z. B. den Doko's in Abyssinien (sie wissen nichts von Heirath, Ehe oder Familie, gehen vollkommen nackt und leben durcheinander wie Thiere), und welcher ebenfalls, einmal erkannt, gewiß nicht wieder verloren worden wäre; oder mit der Sprache, welche z. B. bei dem Australier so dürftig ist, daß er nur einige hunderte von Worten besitzt, aber darunter keine, welche eine allgemeine Idee ausdrücken; oder mit den Begriffen von Heirath, Familie, Vaterschaft u. dgl., welche manchen Wilden vollkommen unbekannt sind und welche sich nachweisbar erst mit dem allmählichen Fortschritt der Civilisation Bahn gebrochen haben. [Viele Wilde (Australier, Fidschi- oder Südsee-Inulaner u. s. w.) kennen nur mütterliche Abkunft, und die Aegypter, Chinesen, Griechen und Indier haben sogar Traditionen über die Einführung der Ehe und Heirath u. s. w.]

Zum Ueberfluß finden wir überall, auch bei den civilisirtesten Völkern, die unverkennbaren Spuren eines ehemaligen Barbarei-Zustandes und eines beinahe über die ganze Erde verbreiteten Stein-Zeitalters. —

Daß es übrigens auch in Deutschland nicht an Leuten, wie der Erzbischof Whately, fehlt, beweist das soeben in II. Auflage erschienene Schriftchen des Prof. J. P. Balzer in Breslau: „Ueber die Anfänge der Organismen etc.“, welches gegen K. Vogt und dessen Vorlesungen über die Urgeschichte des Menschen mit angeblich wissenschaftlichen Gründen, aber in Wirklichkeit mit dem ganzen mittelalterlichen Rüstzeug der Theologie zu Felde zieht und ebenfalls den „Paradies-Menschen“ vor seiner Verschönerung durch die moderne Wissenschaft zu retten sucht. Wen es interessiert zu erfahren, wie sich diese

*) Auch bei den civilisirten Nationen ist das abzählen nach Fingern und Zehen (5, 10, 20) noch ganz allgemein.

Wissenschaft in den Augen eines heutigen Theologen und Professors der Gottesgelahrtheit ausnimmt, mag sich mit der Lektüre des Schriftchens einige Stunden der Erheiterung verschaffen.

Ueberhaupt können der biblische Adam und der ganze mit ihm zusammenhängende jüdisch-christliche Schöpfungsbegriff heutzutage und der jetzigen Wissenschaft gegenüber nur noch von Denjenigen festgehalten werden, welche, wie die Herrn Theologen, durch wissenschaftliche Gründe überhaupt nicht überzeugt werden wollen und daher auch nicht können. Tausende von Predigern fahren, unbelümmert um die klaren Darlegungen der Wissenschaft, fort, jeden Sonntag ihre kindischen Märchen von Paradies, Sündenfall, Erschaffung der Welt in sechs Tagen u. s. w. u. s. w. dem Publikum immer wieder von Neuem zu erzählen, und Millionen Zuhörer sagen dazu jeden Sonntag von Neuem „Amen“. Und was thun während dessen die Männer der Wissenschaft? Sie lächeln über jene altjüdischen Legenden und Fabeln und gehen inmitten einer wie verzaubert scheinenden Menge gleichgültig einher, ohne den, wie es ihnen scheinen muß, verzweifelten Versuch zu machen, die Schläfer aus ihren Träumen zu erwecken. Und doch, so führt der Amerikaner J. P. Lesley in seinem schon öfter angeführten vortrefflichen Werkchen aus, könnte man ebensowohl an Mabin's Wunderlampe in Tausend und Einer Nacht oder daran glauben, daß der Kölner Dom eine Stunde vor dem Frühlild angefangen und vor Beginn desselben beendet worden sei, als daran, daß der Mensch vor 6000 Jahren und in einem einzigen Jahre erschaffen worden! „Eine Versöhnung zwischen jüdischer Theologie und moderner Wissenschaft“, so fährt derselbe wörtlich fort, „ist ein Ding der Unmöglichkeit; sie sind geschworene Feinde. Die Geologie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt kann ebensowenig mit der Mosaischen Schöpfungstheorie in Einklang gebracht werden, wie mit derjenigen der Guafiter, der Beda's oder der Scandinavier. Sie hat sich vollständig und endgültig von ihrer Unterwerfung unter den Glauben emancipirt.“ — „Es ist nichts damit geholfen, daß man aus einem Tag tausend Jahre macht; denn es handelt sich hier nicht um tausend Jahre, sondern um Tausende von Zeitaltern. Viele der alten Erdschichten aus Kalkstein bestehen bloß aus Korallen und deren zerriebenen Trümmern. Manche von den alten Schlammfelsen aus der Devon-Zeit bestehen bloß aus ungeheuren Massen von Brachiopoden-Schalen von jeder Größe, von den ältesten bis zu den jüngsten. In dem Bassin des tiefen Flusses in Nord-Carolina liegen Millionen von Fischzähnen auf einander gepackt zwischen zwei Kohlenlagern, welche zwei Fuß auseinander liegen. In einem einzigen Kohlenfeld liegen oft mehr als hundert einzelne Kohlenlager übereinander, deren jedes Einzelne das Erzeugniß des langsamen Wachsthums eines ehemaligen Sumpf- und Torflagers und einer besonderen Zeitperiode ist — um gar nicht zu reden von den viele Klafter tiefen Lagen von Stein oder Fels, welche jede einzelne Kohlenschicht von ihren Nachbarschichten trennen, und während deren Bildung das Land so tief unter Wasser gelegen haben muß, daß pflanzliches Wachsthum auf ihm unmöglich war. Der fossile Dung aus den Leichen der Fische, welche das Meer belebten, als das Kalkgebirge von England abgelagert wurde, ist in so übermäßiger Menge vorhanden, daß die Bauern in der Nähe von Cambridge ihn da, wo er durch Abwaschung freigelegt ist, sammeln und ihre Felder damit düngen“ u. s. w.

(44) . . . Linné — „Linné vereinigte in seinem System den Menschen mit den ächten Affen, den Halbaffen und den Fledermäusen in einer und derselben Ordnung, welche er Primates nannte, d. h. Oberherrn, gleichsam die höchsten Würdenträger des Thierreich's. Blumenbach dagegen trennte den Menschen als eine besondere Ordnung unter den Namen *Bimana* oder *Zweihänder*, indem er ihm die vereinigten Affen und Halbaffen unter dem Namen *Quadruman* oder *Vierhänder* entgegensezte. Diese Eintheilung wurde auch von Cuvier und demnächst von den allermeisten folgenden Zoologen angenommen. Erst 1863 zeigte Huxley in seinen vortrefflichen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur“, daß dieselbe auf falschen Ansichten beruhe, und daß die angeblichen „Vierhänder“ (Affen und Halbaffen) ebensogut „Zweihänder“ sind, wie der Mensch selbst. — In allen diesen Beziehungen verhalten sich die Affen und Halbaffen genau so wie der Mensch, und es war daher vollkommen unrichtig, wenn man den Menschen von den ersteren als eine besondere Ordnung auf Grund seiner Differenzirung (Unterschiedsbildung, Ausbildung) von Hand und Fuß trennen wollte. Ebenso verhält es sich aber auch mit allen übrigen körperlichen Merkmalen, durch welche man etwa versuchen wollte, den Menschen vom Affen zu trennen, mit der relativen Länge der Gliedmaßen, dem Bau des Schädels, des Gehirns u. s. w. In allen diesen Beziehungen ohne Ausnahme sind die Unterschiede zwischen dem Menschen und den höheren Affen geringer, als die entsprechenden Unterschiede zwischen den höheren und den niederen Affen.“ (Prof. E. Häckel: *Natürliche Schöpfungsgeschichte*, Berlin 1868, S. 490 und 91). Man vergleiche bezüglich noch weiterer Einzelheiten des Verfassers Schrift: „Vorlesungen über Darwin“, Leipzig 1868, S. 177 und folgende.

Daß übrigens die obige, von Blumenbach 1779 vorgeschlagene und eingeführte Aenderung des ursprünglichen Linné'schen System's auch schon in rührender Zeit als falsch erkannt und von einzelnen Gelehrten in zoologisch-anatomischer Beziehung entschieden verdammt wurde, mögen die Worte des berühmten Geoffroy-St. Hilaire zeigen: „Wenn man den Menschen als eine Gruppe von dem Werthe einer Ordnung betrachtet und ihm eine von dem Affen ebenso entfernte Stellung anweist, wie sie dieser im Vergleich zu den Fleischfressern einnimmt, so steht derselbe gleichzeitig zu nahe und zu entfernt von den höheren Säugethieren. Zu nahe, wenn man jene erhabenen Fähigkeiten, welche den Menschen über alle organisierten Wesen stellen, in Rechnung zieht; zu ferne, wenn man nur die organischen Verwandtschaften, welche ihn mit den Vierhändern und speziell mit den ächten Affen verbinden, betrachtet. Denn diese letzteren stehen in körperlicher Hinsicht dem Menschen viel näher, als ihren eignen Verwandten, den sog. Halbaffen. Was bedeutet daher jene von Blumenbach und Cuvier geschaffene Ordnung der *Zweihänder*? Ein unpraktisches Compromiß zwischen zwei entgegengesetzten und unvereinbaren Systemen! Es ist eine jener bastardartigen Annahmen, eine jener halben Auskünfte, welche, näher betrachtet, Niemanden befriedigen, eben weil sie alle Welt befriedigen wollen. Es ist vielleicht eine halbe Wahrheit, aber auch eine halbe Lüge; denn was ist in der Wissenschaft eine halbe Wahrheit anders, als ein Irrthum?“ — Jedenfalls beweist diese Stelle, daß Huxley's epochemachendes Auftreten bezüglich

der zoologisch-anatomischen Stellung des Menschen den Anspruch der *Keinheit* nicht erheben darf.

(45) . . . Familie der f. g. Anthropini bildet. — Die ganze Eintheilung lautet folgendermaßen:

Ordnung: Primaten.

Familien:

- 1) Anthropini. Diese Familie enthält nur den Menschen.
- 2) Katarrhini oder Schmalnasen, enthält die ächten Affen der Alten Welt.
- 3) Platyrrhini oder Plattennasen, enthält die ächten Affen der Neuen Welt oder Amerika's.
- 4) Arctopithecini, enthält die Sahuis, Marmosets oder amerikanischen Krallenaffen.
- 5) Lemurini, enthält die f. g. Lemuren oder Halbaffen.
- 6) Cheiromyni, enthält die f. g. Fingertiere.
- 7) Galeopithecini oder Pelzflatterer, enthält nur den fliegenden Lemur, eine merkwürdige Form, welche fast an die Fledermäuse anstreift in ähnlicher Weise, wie sich Cheiromys den Nagethieren und wie sich der Lemur den Insektenfressern nähert.

Die Eigenthümlichkeit und das zwitterhafte Wesen des Pelzflatterer's haben ihm bereits die verschiedensten Namen verschafft, wie fliegender Hund oder Fuchs, fliegende Katze, geflügelter Affe u. s. w., und seine Einreihung in das System hat den Zoologen große Verlegenheiten bereitet. Mit der Vereinigung einzelner Affen- und Fledermaus-Charaktere bietet er zugleich noch eine Reihe weiterer Eigenthümlichkeiten, zu welchen nähere systematische Beziehungen fehlen. Arme, Beine und Schwanz sind durch eine dicke und dicht behaarte Flatterhaut, welche am Hals beginnt und sich an den Seiten des Rumpfes hinauszieht, eingehüllt, und die Finger und Zehen sind durch dieselbe untereinander, wie durch eine Schwimmhaut, verbunden. Doch kann diese Haut nicht zum Fliegen, sondern nur als Fallschirm dienen, mittelst dessen das Thier sich von Ast zu Ast schwingt.

(46) . . . wahrscheinlich entwickelt haben — Die Halbaffen sind nach Häckel sehr merkwürdige und wichtige Thiere. Während in früher, tertiärer Vorzeit wahrscheinlich zahlreiche Gattungen und Arten derselben lebten, sind dieselben in der Gegenwart nur noch durch wenige lebende Formen vertreten, welche sich in die wildesten Gegenden Asiens und Afrika's zurückgezogen haben. Die verschiedenen Gattungen der Halbaffen zeigen auffallende Uebergangsformen zu den andern Ordnungen der Distoplacentalien; und man kann aus diesen, sowie aus noch andern Gründen die jetzt noch lebenden Halbaffen als die letzten Ueberbleibsel einer uralten und größtentheils längst ausgestorbenen Stammgruppe betrachten, von welcher sich die übrigen Ordnungen der Distoplacentalien abzweigten, und in welcher diese gewissermaßen als vier Geschwister ihre gemeinsame Wurzel oder Stamm-Mutter hatten. — Somit hat auch das Menschengeschlecht in den Halbaffen seine uralten, durch die Zwischenform der ächten Affen von ihm getrennten Voreltern oder

Urahnen zu suchen. — Von ihnen aus verfolgt nun Häckel den Stammbaum des Menschengeschlechts weiter rückwärts durch die Stufen der Vientelthiere, Schnabelthiere, Amphibien, Fische u. s. w. bis zu den f. g. Lepotardiern oder Nhrenherzen, welche als die tiefste Stufe des Wirbelthier-Typus (sie sind ohne Kopf, ohne Herz, ohne Beine u. s. w.) erscheinen und ihrerseits wieder das Erzeugniß eines sehr langen Entwicklungsvorganges aus den noch niedrigeren Würmern und schließlich aus einem denkbar einfachsten Ur-Organismus (Moner) sind.

(47) . . . interessante Mittheilungen macht — Aus diesen Mittheilungen geht hervor, daß, abgesehen von alten Mythen, die erste sichere Nachricht von einem solchen Thier aus dem 17. Jahrhundert, und zwar von einem Engländer (Andrew Battle) in dem berühmten alten Buch „Purchas his pilgrimage“ (1613) oder „Purchas' Wanderchaft“ herrührt. Von diesem A. Battle, welcher lange Jahre in dem Königreich Congo und neun oder zehn Monate in dessen Wäldern gelebt hatte, hörte Purchas „von einer Art von großen Affen, wenn man sie so nennen will, von der Hoe eines Mannes, aber zweimal so dick an Gliedern und entsprechend stark, ganz haarig, übrigens völlig wie Mann und Weib in ihrem ganzen Körperbau, außer daß sie keine Waden hatten — (Ed. 1626). Sie lebten von solchen wilden Fruch-ten, wie Bäume und Wälder sie boten, und wohnten Nachts auf Bäumen.“ In einem späteren Bericht desselben Erzählers in „Purchas his pilgrimes“ oder „Purchas' Wanderungen“ (1625), wo von zwei menschenähnlichen Affen (Pongo und Engelo) die Rede ist, heißt es von dem als dem größeren geschilderten Pongo: „Er ist in allen Verhältnissen wie ein Mensch, aber mehr einem Riesen im Körperbau ähnlich, als einem Mann; denn er ist sehr groß und hat ein menschliches, hohlaugiges Antlitz mit langen Haaren au seiner Stirn. Gesicht und Ohren sind ohne Haar und seine Hände ebenso. Sein Körper ist voll von Haar, doch nicht sehr dick: und es ist von einer bräunlichen Farbe. Er unterscheidet sich vom Menschen nur durch seine Beine, welche keine Waden haben. Er geht immer auf seinen Füßen und hält dabei seine Hände im Nacken eingekrallt. Sie schlafen auf den Bäumen und machen Dächer für den Regen — — Können nicht sprechen und haben nicht mehr Verstand als ein Thier — — Man kann sie niemals lebendig fangen, da sie zu stark sind — — Wenn sie sterben, so bedecken sie den Todten mit großen Haufen von Holz und Zweigen, welches man in den Wäldern findet. Einer von ihnen stahl einen Kegerknaben, der einen Monat mit ihnen lebte — —“ Eine Generation später (1641) gab Tulpius zuerst eine nach dem Leben gemachte Abbildung des „Satyrus indicus“, „genannt von den Indianern Orang-Outang oder Walsmensch“, welche Abbildung offenbar diejenige eines jungen Chimpanse war. Dann wurde die Existenz noch anderer menschen-ähnlicher Affen aus Asien bekannt, wenn auch Anfangs in sehr mythischer Weise, und schon 1699 verpffentlichte die „Königliche Gesellschaft“ eine sehr gute und verdienstvolle anatomische Vergleichung eines f. g. „Pigmaen“ (junger Chimpanse aus Angola in Afrika) mit Meerkatze, Affe und Mensch — eine Arbeit, die vielen späteren als Vorbild gedient hat. Der Verfasser Tyson, indem er damals schon von ganz ähnlichen Gesichtspunkten ausging, wie heutzutage Huxley selbst, zählt 47 Punkte auf, in denen der Pigme mehr dem

Menschen als dem Affen und der Meerkatze gleich, und 34, in denen das Umgekehrte der Fall ist, und nennt ihn das menschenähnlichste Thier, das ihm bis jetzt vorgekommen. 1744 beschreibt William Smith (A new voyage to Guinea) sehr genau einen menschenähnlichen, aufrechtgehenden Affen aus der Gegend von Sierra-Leone unter dem Namen Mandrill (Mensch-Affe), der ebenfalls ein Chimpanse gewesen sein muß. Linné kannte keinen der menschenähnlichen Affen aus eigener Beobachtung, aber zählte doch deren vier als „Anthropomorpha“ auf (in der Abhandlung seines Schülers Hoppius), spricht auch von einem von ihnen als homo caudatus (geschwänzter Mensch). Buffon, der einen jungen Chimpanse lebend sah und einen erwachsenen menschenähnlichen Affen aus Asien, den er Gibbon nannte, in Besitz bekam, gibt schon sehr vorzügliche Beschreibungen dieser Thiere, während ein holländischer Naturforscher (Bosmaer) 1778 eine sehr gute Abbildung und Beschreibung von einem jungen, lebend nach Holland gebrachten Orang mittheilt, und während gleichzeitig sein berühmter Landsmann Peter Camper 1779 eine Abhandlung über den Orang-Utan verfaßte, in welcher er nachwies, daß derselbe eine ganz besondere Art für sich bildet. Er sezirte mehrere dieser Thiere aus jugendlichem Alter. Ein ausgewachsener Orang von 49 Zoll Höhe wurde von dem holländischen Residenten in Rembang (Borneo) zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschossen und von einem deutschen Officier, von Wurmb, sehr genau beschrieben. Derselben nachgelassene Papiere enthielten auch noch weitere Beschreibungen dieser Art, so die eines Exemplars von 53 Zoll oder 4 Fuß 5 Zoll Höhe. Gegenwärtig sind wir mit dem Orang-Utan genauer bekannt, als mit irgend einem andern der menschenähnlichen Affen. Außer ihm kennen wir in Asien von dieser Klasse nur noch den Gibbon, der zwar viel weiter verbreitet und daher der Beobachtung zugänglicher ist, aber wegen seiner geringeren Größe die Aufmerksamkeit weniger auf sich gezogen hat. —

In Afrika andererseits wurden die Erzählungen des alten englischen Abenteurers A. Battie durch die Entdeckungen der Neuzeit glänzend bestätigt. Nicht nur ist seit 1835 das Skelett des erwachsenen Chimpanse (*Troglodytes niger*), welcher offenbar das kleinere der beiden von Battie unter dem Namen Engelo erwähnten und noch heute in jener Gegend mit diesem Namen bezeichneten Thiere ist, durch Prof. Owen's ausgezeichnete Arbeit auf das Genaueste bekannt; sondern 1819 fand auch ein neuerer Reisender, Bowdich, starke Beweise für die Existenz des zweiten größeren, von Battie Pongo, von den Eingeborenen Ingena oder Engena genannten menschlichen Affen, „fünf Fuß hoch und vier in der Schulterbreite“, Erbauer eines rohen Hauses, auf dessen Außenseite er schläft. 1847 sah Dr. Savage in dem Hause des Missionärs Wilson am Gaboonfluß in Afrika den Schädel dieses Thieres, und weitere Erkundigungen führten zu einer schon damals so genauen Kenntniß desselben, daß Prof. Wymann eine Beschreibung seines Knochengeriüsts geben konnte. Damit war der Pongo Battie's neu entdeckt, aber der mannichfache, seit jener Zeit mit diesem Namen getriebene Mißbrauch veranlaßte Dr. Savage, demselben (nach dem Periplus des Carthaginiers Hanno) den Namen Gorilla beizulegen. Seitdem ist das Skelett des Gorilla von Owen und Duvernoy untersucht worden, während weitere afrikanische Missionäre und Reisende die sonstige Kenntniß eines Thieres vermehrten, das das seltene

Glück gehabt, unter den menschenähnlichen Affen zuerst der Welt bekannt geworden (durch Battie) und zuletzt wissenschaftlich untersucht worden zu sein. —

Alle menschenähnlichen Affen haben nun nach Huxley gewisse Charaktere der Bildung gemeinsam; so haben alle eine gleiche Anzahl von Zähnen wie der Mensch, die Nasenlöcher haben eine schmale Scheidewand und sind abwärts gerichtet, die Arme sind länger als die Beine und endigen in mit Daumen versehenen Händen, während die große Fußzehe stets schmaler als beim Menschen, zugleich beweglicher als bei ihm ist und wie ein Daumen dem übrigen Fuß entgegengesetzt werden kann. Keiner von ihnen hat einen Schwanz, keiner die den übrigen Affen gemeinsamen Mantelfalten, und alle sind Bewohner der Alten Welt. Die genaue Erforschung ihrer Lebensweise ist von je äußerst schwierig gewesen, da sie nur die tiefsten Wälder des äquatorialen Asien und Afrika bewohnen, Am besten sind die Gibbons bekannt, nach ihnen die Orang, während Chimpanse und Gorilla durch unmittelbare Zeugnisse von Europäern bezüglich ihrer Lebensweise am wenigsten bekannt sind. Von den Gibbons ist ungefähr ein halbes Duzend Arten über die Asiatischen Inseln Java, Sumatra, Borneo, ferner in Malakka, Siam, Arratan und Hindostan verbreitet. Sie werden nicht höher als ungefähr 3 Fuß, sind also die kleinsten unter den menschenähnlichen Affen und dabei sehr schlank, leben auf Bäumen und steigen Abends truppweise auf das offene Land nieder. Sie haben eine sehr laute und durchdringende Stimme und nehmen leicht und gern den aufrechten Gang an, können auch in dieser Stellung mit einiger Unterstützung der sehr langen Arme und Hände rasch davonrennen; ja es ist dieses nach übereinstimmenden Zeugnissen auf ebenem Grund ihre gewöhnliche und gewohnte Haltung. Ihre Geschicklichkeit im Klettern und Springen ist eine ganz erstaunliche. Sie trinken, indem sie ihre Finger in die Flüssigkeit tauchen und dann ablecken, und schlafen in einer sitzenden Stellung. Duvaucel will gesehen haben, daß die Mütter ihre Jungen an das Wasser trugen und ihnen dort das Gesicht wuschen! In der Gefangenschaft zeigen sie Verstand, Schlaueit, Lücken, auch eine Art von Gewissen, wie eine von Herrn Bennet erzählte Anekdote zeigt. — Die Orang erreichen selten mehr als vier Fuß Höhe; doch sollen auch solche zwischen fünf und sechs Fuß gefunden werden.*) Sie wohnen in den dichtesten Wäldern von Sumatra und Borneo, und zwar die alten Männchen in der Regel allein, außer zur Zeit der Paarung. Sie leben vielleicht vierzig oder fünfzig Jahre, sind trüg und bereiten sich beim Schlafen ein Bett von Zweigen und Blättern zwischen oder unter Bäumen mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit. Sie liegen darin gewöhnlich auf dem Rücken oder auf der Seite, indem sie den Kopf auf den Händen ruhen lassen. In kalten; windigen und regnerischen Nächten bedecken sie sich mit Zweigen und verbergen ihren Kopf darin. Sie klettern sehr langsam und vorsichtig, mehr wie ein Mensch, als wie ein

*) Nach Spenser St. John (Life in the forests of the Far East, London, 1862) erreicht der Orang-Utan auf Borneo eine Größe von 5 Fuß 2 Zoll, während unter den Eingebornen selbst eine Größe von 5 Fuß 3 Zoll schon für ein hohes Maas gilt und 5 Fuß 3 Zoll etwa den Durchschnitt bildet.

Ann. des Verfassers.

Affe, machen nie einen Sprung und untersuchen die Aeste vorher durch Schütteln auf ihre Tragbarkeit. Wild sehr scheu und selbst gefährlich, werden sie doch leicht gezähmt und zuthunlich. Verfolgt werfen sie Zweige und schwere Früchte von den Bäumen nieder. Einen gefangenen und von ihm beobachteten Orang fand Dr. Müller von sehr großer Intelligenz; (Verhandlungen über die Naturgeschichte der überseeischen Vögelungen von Holland, 1839—45). Die Dyak's auf Borneo unterscheiden mehrere Orangarten, welche indessen vielleicht nur individuellen Verschiedenheiten, die unter den Orang's sehr groß sind, entsprechen mögen. Die zu Gebote stehenden Orang-Schädel z. B. zeigen untereinander so große Verschiedenheiten, wie die ausgeprägtesten Formen der Kaukasischen und der Afrikanischen Rasse bei dem Menschen. — Ähnlichen Thatfachen begegnet man bei Betrachtung der beiden afrikanischen Affen Chimpanse und Gorilla. Die von Dr. Savage gemessenen erwachsenen Chimpanse's kamen nie über fünf Fuß Höhe. Sie stehen aufrecht, in etwas vorwärts gelehnter Stellung, fallen jedoch leicht in die Stellung auf allen Vieren zurück, wobei die Hände nicht mit der Innenseite, sondern mit den verdickten Knöcheln der Außenseite der Hand den Boden berühren. Sie sind gute Kletterer, leben zu mehreren, doch selten mehr als fünf, beisammen, vertheidigen sich hauptsächlich mit ihren Zähnen, machen Nester oder Betten auf den unteren Zweigen der Bäume, zeigen einen hohen Grad von Intelligenz in ihren Gewohnheiten, namentlich viel Kindesliebe, und legen nach den Erzählungen der Jäger verfolgt und verwundet ein sehr menschenähnliches Betragen an den Tag. Unter den Eingebornen geht die Sage, sie seien einst Glieder ihres eignen Stammes gewesen, aber wegen schlechten Betragens von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen worden und nach und nach zu ihrem jetzigen Zustand ausgeartet.*) Man findet den Chimpanse von Sierra Leone bis nach Congo, und es scheint, daß es mehrere Arten desselben gibt. — Der Gorilla oder Pongo endlich (letzteres Wort wohl verdorben aus dem Mpongwe, dem Namen des Menschenstammes, auf dessen Gebiet der Gorilla vorkommt) wohnt zu beiden Seiten des Gaboonflusses in Unterguinea in Westafrika, wird von den Eingebornen Engena genannt, erreicht eine Höhe von ungefähr fünf Fuß, ist sehr breit zwischen den Schultern und ganz bedeckt mit grobem schwarzem Haar, welches im Alter grau wird. Gesicht und Ohren sind nackt und von dunkelbrauner Färbung; der Schädel trägt einen starken Längs- und einen schwächeren Querkamm mit Haaren besetzt, den das Thier auf- und niederbewegen kann. Der Nacken ist kurz und dick, die Arme sind sehr lang und bis unter das Knie reichend, die Hände ebenfalls sehr groß.

*) Die Bruderschaft des Affen ist von wilden oder mehr ursprünglichen Völkern mehr anerkannt, als von unsrer heutigen Bildung. Die Neger in Guinea und die Eingebornen von Java und Sumatra halten den Orang-Utang (das Wort bedeutet wilder Mensch, Waldmensch) und den Chimpanse, wie Prof. Bischoff mittheilt, für Menschen, welche auch sprechen könnten, aber sich nur aus Trägheit so stellen, als ob sie es nicht könnten. „Der Affe ist ein Mensch,“ sagen die Siamesen, „allerdings kein sehr schöner, aber nichtsoweniger ein Bruder“ (Bowring, Mission to Siam 1855.) Und in dem alten indischen Heldenepos Ramajana heißen die wilden Stämme der Urbewölkung des Delhan, gegen welche Rama kämpft, „Affen“ oder „Waldmensch“; die Insel Ceylon erscheint als Laala und ihre Bewohner als Affen oder Affenlinge von Affen.
 Ann. des Verfassers.

Der Gang ist wackelnd, und die Bewegung des vorwärts gebeugten Körpers etwas wägend oder seitwärts. Wie der Chimpanse stützt das Thier die langen Arme nach vorwärts auf den Boden und macht dann zwischen ihnen mit dem übrigen Körper eine halb springende, halb schwingende Bewegung. Wenn es die aufrechte Stellung annimmt, zu der es sehr geneigt sein soll, balancirt es seinen mächtigen Körper, indem es die Arme aufwärts biegt. Auch der Gorilla lebt in Banden, die aber weniger zahlreich sind, als die des Chimpanse, und bei denen sich in der Regel nur ein erwachsenes Männchen befinden soll. Dem sobald die männlichen Jungen groß geworden, beginnt ein Kampf um die Oberherrschaft, in welchem der stärkste die übrigen tödtet oder vertreibt. Ihre Nester oder Wohnungen sind wie die des Chimpanse. Die Gorillas sind sehr wild und gefährlich und scheuen nie vor dem Menschen, wie der Chimpanse; sie sind daher ein Gegenstand des Schreckens für die Eingebornen und werden nie von diesen angegriffen. Während der Gefahr verborgen sich die Weibchen und Jungen, während der Mann in höchster Wuth auf den Feind losgeht. Diese von Dr. Savage gemachten Mittheilungen bestätigte Herr A. Ford in einem Schreiben an die Akademie der Wissenschaften in Philadelphia vom Jahre 1852. Nach ihm bewohnt der Gorilla die Bergzüge im Innern Guinea's von dem Cameroon im Norden bis nach Angola im Süden, in einer Ausdehnung von ungefähr 100 Meilen, und nähert sich der Seeküste nur im Süden bis auf 10 Meilen. Ehemals soll man ihn nur in der Nähe der Quellen des Gaboonflusses gefunden haben, während er sich neuerdings süß den Pflanzungen der Mpongwe nähert. Daher mag es kommen, daß man früher fast keine Nachricht von ihm hatte. Ein von Ford untersuchtes Exemplar wog 170 Pfund ohne Eingeweide und maß 4 Fuß 4 Zoll rund um die Brust. Nach demselben Schriftsteller macht er seinen Angriff in aufrechter Stellung unter heftigem, sehr weit hörbarem Schreien oder Brüllen und zerfleischt seinen niedergeworfenen Gegner mit den Zähnen. Ein junges, lebendig eingefangenes Thier zeigte sich völlig unähnbar, bis es nach vier Monaten starb. Ähnliche Zeugnisse existiren von französischen Schriftstellern; sie können überhaupt nach dem, was wir bereits über Gibbon, Orang und Chimpanse wissen, nicht sonderlich erstaunen. Wenn namentlich von dem Gibbon erwiesen ist, daß er leicht die aufrechte Stellung annimmt, so ist der Gorilla nach seinem ganzen Bau noch viel besser für deren Annahme eingerichtet. Daher ist auch nach Herrn Huxley das Mißtrauen, welches man in die Erzählungen eines neueren Reisenden (Du Chaillu) bezüglich des Gorilla gesetzt hat, kaum gerechtfertigt, da alles Wesentliche schon vor ihm bekannt war. Auch seine Erzählungen bezüglich des Njiego-Mbouvé und des Koolo-Kamba haben durchaus nichts Unwahrscheinliches. Dennoch vermeidet es Huxley eben wegen jenes noch nicht beseitigten Mißtrauens, Du Chaillu's Buch irgendwie zu citiren. Eine gedrängte Darstellung des Wesentlichen in Du Chaillu's Bericht über den Gorilla sowie über den besonders menschenähnlichen Koolo-Kamba und den nesterbauenden Affen Njiego-Mbouvé (in derselben Gegend) hat der Verfasser in seinem Buch: „Aus Natur und Wissenschaft, Studien, Kritiken und Abhandlungen“ (Leipzig 1869, 2. Aufl.) auf Seite 297 gegeben. —

(48) . . . an Menschenähnlichkeit übertroffen wird — So über-

trifft ihn, obgleich er im Verhältniß zu seiner Größe unter allen Anthropoiden auch das größte Gehirn besitzt, doch der Chimpanse und namentlich eine Varietät desselben, der Kulu-Kamba, der einen sehr breiten Vorderkopf hat, durch die bessere Bildung seines Schädels, der Orang durch die bessere Bildung seines Gehirns, und der Gibbon endlich durch die sehr menschenähnliche Bildung seines Kumpfskeletts. Dagegen hat er unter allen Anthropoiden die kürzesten Arme und die meiste Menschenähnlichkeit in Bezug auf das Schulterblatt und das Verhältniß zwischen Arm und Vorderarm. Dasselbe gilt bezüglich der mehr gehobenen Nasenbeine, des weniger vorspringenden Zwischenkiefers und des sehr menschlich gebildeten Ohrs. Das breite menschenähnliche Becken und die stärkere Entwicklung der Hüftmuskeln, sowie die bei ihm allein unter allen Anthropoiden entwickelten sog. Warzenfortsätze am Schädel, lassen schließen, daß er geschickter ist, wie andere Affen, sich aufzurichten. Besonders menschenähnlich ist die Hand, welche einen förmlichen Daumen und kurze Finger hat und durch acht Handwurzelknochen, wie bei dem Menschen, nicht durch deren neun, wie bei den andern Affen, an den Arm befestigt ist. Ebenso verhält es sich mit den unteren Gliedmaßen, welche sich namentlich durch eine verhältnißmäßig starke Entwicklung der Ferse auszeichnen und dadurch den Gorilla noch mehr sohlenlängerisch, als den Chimpanse, machen. Die Zahl der Wirbelbeine ist bei allen Anthropoiden gleich mit derjenigen bei dem Menschen; dagegen nähern sich Gorilla und Chimpanse dem Menschen mehr durch die Zahl ihrer Rippen, welche 13 beträgt, während der Mensch deren in der Regel 12 (manchmal auch 11 oder 13) hat, und während die andern Affen deren 14 besitzen. Der erwachsene, männliche Gorilla hat auch eine longitudinale Kamm-Erhöhung auf der Stirn, welche die andern Affen in der Regel nicht besitzen. Das große Hinterhauptskloß, dessen mehr nach vorn gerichtete Lage bei dem Menschen die aufrechte Haltung des Kopfes ermöglicht, nimmt bei einigen Affen fast dieselbe Stelle des Schädels ein; und die Zahl, Anordnung und Art der Zähne sind bei Mensch und Affen gleich. — Ausführlicheres und sehr Genaueres über diese Verhältnisse findet man in der bereits citirten Abhandlung von Prof. P. Broka über die Ordnung der Primaten.

In der Herbst-Versammlung des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westfalens vom Jahre 1864 legte Herr Prof. Schaffhausen drei vortreflich ausgeführte Gypsbüsten des Gorilla, sowie Nachbildungen von Hirn, Hand und Fuß vor, welche der Bildhauer Zeiller in München nach den Thieren, die von W. Schmidt in Offenbach für die Stadt Lübeck präparirt und ausgestopft worden sind, angefertigt hat. Zugleich zeigte er Photographien der in London, Paris, Wien und Lübeck befindlichen Exemplare des Gorilla vor. Auf Grund der Lübecker Thiere und unter Zuhilfenahme von Prof. Owen's berühmter Arbeit über den Gorilla hat auch Herr Dr. med. P. Meyer in Offenbach seine sehr erschöpfende Abhandlung: „Der Gorilla, mit Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen Menschen und Affen und der neueren Umwandlungstheorie der Arten“ abgefaßt und dieser Abhandlung später aus Anlaß zweier weiterer, von Lübeck nach Offenbach gelangter Exemplare, worunter ein großes, sehr starkes, erwachsenes Männchen, noch weitere Mittheilungen hinzugefügt. Sehr gute und naturgetreue Abbildungen des

Gorilla sind beiden Auffügen, namentlich dem letztern derselben, beigelegt. Auf beiden Abbildungen steht das Thier, sowie es Bindwood Reade in seinem neuesten Reisebericht über den Gorilla vom Jahre 1864 beschreibt, auf den Füßen aufrecht, indem es sich mit den Händen an den Zweigen der Bäume festhält. Die Messung des Gesichtswinkels eines mitgesandten Schädels, der einem sehr alten Thiere angehört haben muß, ergab nach Meyer 55 Grad, und die Messung des Schädelinhalts einen Raum von 26 Kubitzoll; das Hinterhauptloch war ziemlich nach der Mitte der Grundfläche des Schädels vorgerückt, und die Beschaffenheit der allein zurückgebliebenen zwei seitlichen Schneidezähne war auffallend menschenähnlich.

(49) . . . Organ des Greifens bildet und bei fast der Hälfte der Völker der Erde wirklich als solches dient — „E. Geoffroy sah, wie sich die Künstler in den Bazars von Cairo ihrer großen Fußzehe zu tausenderlei Zwecken des Greifens oder Ergreifens bedienten. — Ein Arabier, ein Neger zu Pferd liebt es vorzugsweise, die Zigel zwischen die große Fußzehe und die übrigen Zehen zu fassen; und die ganze abyssinische Reiterei sitzt auf solche Weise zu Pferd. — Die Neger auf den den Nil befahrenden Dababieh's oder Passagierboten steigen auf die große Segelstange, indem sie das Segel haltende Seil mit ihrem Fusse ergreifen. — Modera erzählt, daß eines Tages drei Naturforscher im nördlichen Theil von Neu-Guinea die Bäume voll von Eingebornen beiderlei Geschlechtes erblickten, welche mit ihren Armen auf dem Rücken von Ast zu Ast sprangen, indem sie dabei, wie Affen, Geberden machten, schrieten und lachten.“ (G. Pouchet.) Weitere Beispiele vom Gebrauch des menschlichen Fußes als Greiforgan sehe man in meinen „Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie“, S. 197 und 198; wie denn überhaupt dieser Gebrauch bei wilden, zum Theil auf den Bäumen lebenden Völkern den Berichten der Reisenden zufolge sehr gewöhnlich zu sein scheint. Darauf deutet auch schon der eigenthümliche Umstand, daß bei diesen Völkern die große Fußzehe in der Regel viel weiter von den übrigen Zehen entfernt ist, als bei dem Europäer, der durch beständiges Bekleiden und Einpressen des Fußes denselben seiner ursprünglichen Bestimmung mehr oder weniger entfremdet hat.

(50) . . . im Bau des Knochen- und Muskelsystem's, des Kehlkopf's, des Gehirn's u. s. w. — Als die hauptsächlichsten körperlichen Unterscheidungsmerkmale des Menschen von seinen nächsten thierischen Verwandten können angesehen oder bezeichnet werden: Die Kürze der oberen und die Länge der unteren Gliedmaßen im Verhältniß zum Rumpfe; das breitere Becken und Schulterblatt; die bogensförmige Krümmung der Wirbelsäule und die ganze, den aufrechten Gang begünstigende Bildung des Skelett's und der entsprechenden Parthieen des Muskelsystem's; die Kürze der Dornfortsätze der Halswirbel; die vollkommener ausgebildete Hand mit dem sehr beweglichen und sehr entgegengesetzten Daumen und in ihrer Verwendung begünstigt durch den sehr beweglichen Arm; der größere Gegensatz in Bildung und Verrichtung von Hand und Fuß und die dadurch bewirkte vermehrte Arbeitsteilung; die fuglige Form und Größe des Schädels, sowie seine Höhe und Größe im Verhältniß zu dem mehr zurücktretenden Gesicht und den weniger vortretenden Kiefern; die schnellere Verwachsung des s. g. Zwischentiefer-

knockens und die größere Ausbildung der f. g. Warzenfortsätze des Schädels; die vorragenden Nasenbeine, das vorspringende Kinn, der Mund mit Lippen, die kleineren und eine ununterbrochene, fast gleich hohe Reihe bildenden Zähne; das größere und besser ausgebildete Gehirn u. s. w. u. s. w. — Uebrigens sind alle diese Unterscheidungsmerkmale mehr oder weniger relativ und durch mancherlei Zwischen- und Uebergangsstufen wilder und ausgestorbener Menschen- und Thier-Klassen mehr oder weniger ausgeglichen. Es ist auch hierin, wie überall in der Natur, welche nirgendwo Sprünge, sondern nur Verschiedenheiten in der gradweisen und überall denselben Grundplan verfolgenden Entwicklung kennt. Der öfter angeführte J. P. Lesley sagt auch hier wieder sehr gut: „Die Unterschiede, welche zwischen Mensch und Affe und den Menschenrassen untereinander ebensowohl wie unter den Affenrassen bestehen, sind nur Unterschiede des großen, Allen gemeinschaftlichen Grundplans. Man nehme z. B. die Idee des Hirnschädels; er kann mehr affen- oder mehr menschenähnlich sein; er kann lang- oder kurzköpfig sein, er kann eine niedrige, zurücktretende oder eine hohe, aufrechte Stirn haben; er kann eine vollkommen gleichmäßige Rundung zeigen oder er kann klumpig und knorrig sein, wie eine Lorbeerbaumwurzel; er mag hoch und spitz oder enorm niedergebückt zwischen den Ohren sein; er mag über die Ohren haarschig hervorstehen, oder er mag vorn und hinten und von einer Seite zur andern mit Kämmen und Leisten bedeckt sein — so sind doch dieses Alles nur Unterschiede, welche man täglich zu sehen gewohnt ist, und welche man sehen würde, wollte man seine Schritte bis zu den Wäldern der Tropen ausdehnen. Die ganze Sache ist eine solche des Grades, oder noch besser der Ausführung im Einzelnen. In ähnlicher Weise würde ein Baumeister, wenn er seinen Schülern den gemeinschaftlichen Plan einer gothischen Kirche auseinandersetzt, ihnen die verschiedenen Weisen zeigen, in welchen die Grundidee dieses Planes in den verschiedenen Kirchen Europa's ausgeführt ist.“

(51) . . . an die Zeiten des Moses erinnernden Weisheit zu bräuten — „Der menschliche Körper“, sagt Georges Pouget in einer vortrefflichen Abhandlung über die Anthropologischen Studien (Revue de la Philosophie positive 1866, Nr. 2), „liefert der allgemeinen Anatomie keine einzige neue Thatsache. Er besitzt weder ein besonderes Gewebe, noch ein besonderes anatomisches Element; ja er entbehrt sogar gewisser anatomischer Elementartheile, welche sich bei andern Wirbelthieren finden, z. B. des f. g. elektrischen Gewebes. Dieser ganz sichergestellte Punkt der allgemeinen Anatomie, sowie Alles, was wir über die Eigenschaften der organisierten Materie wissen, können uns bereits den geringen Werth gewisser anthropologischer Theorien erkennen lassen. Es ist gegenwärtig vollständig bewiesen, daß alle Verrichtungen und alle Fähigkeiten des lebenden Wesens auf die Eigenschaften der Elemente und Gewebe, aus denen es sich zusammensetzt, zurückgeführt werden können. Wir sagen lieber Verrichtung für die Erscheinungen des f. g. vegetativen Lebens und Fähigkeit für gewisse Erscheinungen des f. g. animalen oder thierischen Lebens; aber die Fähigkeiten ebensowohl wie die Verrichtungen sind nur die äußere Erscheinung (traduction) von gewissen Eigenschaften, welche der organisierten Materie und speziell gewissen anatomischen Elementen innewohnen. Um also eine neue Fähigkeit von besonderem Wesen

Bei dem Menschen auszeichnen zu können, wie man sie z. B. aus der f. g. Keligiosität gemacht hat, müßte man allerwenigstens ein besonderes anatomisches Gewebe dafür namhaft machen. Denn eine Fähigkeit, welche außer Zusammenhang mit den übrigen thierischen Fähigkeiten stände und unabhängig von einer organischen Grundlage wäre, läßt sich heutzutage nicht mehr begreifen, außer im Widerspruch mit allem unserm anatomischen Wissen.

Gehen wir von der allgemeinen Anatomie zu der vergleichenden über, so finden wir auch hier keine dem Menschen absolut eigenthümliche Erscheinung von Wichtigkeit, außer dem Uebergewicht seiner großen Gehirn-Halbkugeln. Alle übrigen Charaktere sind untergeordnet und von gleichem Werthe mit den Unterschieden, welche man zwischen den Säugethieren selbst beobachtet. Wenn man hier das Zeichen seines Uebergewichts suchen wollte, wie z. B. in seinem aufrechten Gang oder in der Bildung seiner Hände, so würde man urtheilen, wie jener Athemensische Philosoph, welcher den Menschen definiert hatte als „ein Thier mit zwei Beinen und ohne Federn.“ Diogenes warf ihm einen gerupften Hahn über die Mauern der Akademie und machte sich damit über die armselige Logik seines Meisters lustig.“

(52) beibehalten zu wollen erklärte — Ueber diese Owen'sche Angelegenheit, sowie über die Stellung des Menschen in der Natur überhaupt, äußert sich Prof. Broka in seinem Rapport von 1863 (Bericht über die Arbeiten der Pariser Anthropol. Gesellschaft) folgendermaßen:

„Vom Standpunkte der Zoologie oder Anatomie aus unterscheidet sich der Mensch weniger von den vier großen Affen, als diese sich von den übrigen Affen unterscheiden. Er bildet mit ihnen eine natürliche Gruppe, die Gruppe der f. g. Anthropomorphen, deren oberste Unterabtheilung er bildet; und unser gelehrter College, Prof. Charles Martins von Montpellier, hat uns zwei neue Eigenthümlichkeiten des Knochenbau's kennen gelehrt, welche lediglich dieser Gruppe zukommen — — — Der Mensch ist Mensch durch seinen Verstand; und wenn er sich von den Thieren unterscheidet, so muß er sich durch das Gehirn unterscheiden, welches das Organ der Intelligenz ist. Nichtsdestoweniger findet die Anatomie zwischen dem Gehirn des Chimpanse und dem des Beherrschers der Erde nur einige leichte Unterschiede der Bildung und Zusammensetzung, welche Ihnen Herr Auburtin bezeichnet hat. Die von Herr Richard Owen behaupteten Unterscheidungs-Zeichen sind mehrfach als ungenau erkannt worden. Die höheren Affen besitzen einen hinteren Lappen des Großhirns, ein hinteres Horn der großen Seitenhirnhöhle und einen kleinen Seepferdfuß; und Nichts in der normalen Ordnung der Dinge, außer dem sehr bedeutenden Unterschied der Masse und dem ungleichen Reichthum der secundären Gehirn-Bindungen, berechtigt uns, einen durchgreifenden, absoluten Unterschied zwischen dem Gehirn des niedersten Menschen und dem des höchsten Affen anzunehmen.“ — Noch entschiedener drückt sich derselbe Autor in seiner schon citirten Abhandlung über die Primaten vom Jahre 1870 über den Gegenstand aus: „Ich halte mich für berechtigt zu sagen, daß die anatomischen Charaktere, welche Herr Owen für seine Unterscheidung einer Unterklasse der Archencephala zu Hilfe gerufen hat, auf Täuschung beruhen. — Dieses ist auch die Meinung von Gratiolet, dessen Arbeiten über die Gehirn-Bindungen des Menschen und der Primaten soviel Licht auf diesen

wichtigen Theil der vergleichenden Anatomie geworfen haben. — Zwischen dem glatten Gehirn der Quistitis aus der Familie der Platyrrhinen und den wunderbar zusammengesetzten Gehirnen der Chimpanse's oder Orang's gäht ein Abgrund, während zwischen diesen letzteren und dem Gehirn des Menschen nur leichte Unterschiede bestehen — so leicht, daß es bei auf die nämliche Größe reducirten Abbildungen der Oberfläche beider Gehirne (namentlich von Megern oder Hottentotten) schon des Auges des gelbten Anatomen zur Unterscheidung bedarf“, u. s. w. u. s. w.

(53) . . . von dem des Menschen unterschieden werden kann — Schon im Jahre 1861 bezeichnete Huxley als die einzigen Unterschiede zwischen dem Gehirn des Affen und des Menschen die folgenden: 1) bei dem Affen ist das Gehirn im Vergleich zu den von ihm ausgehenden Nerven kleiner als bei dem Menschen; 2) bei dem Affen ist das s. g. große Gehirn im Vergleich zu dem kleinen nicht so groß als bei dem Menschen; 3) bei dem Affen sind die Windungen und Furchungen weniger verwickelt und mehr symmetrisch, als bei dem Menschen; 4) die Hemisphären oder Gehirn-Halbkugeln sind bei dem Menschen mehr rund und tief, und die Verhältnisse der einzelnen Hirnlappen unter einander mehr verschieden. Endlich fehlen dem Affengehirn gewisse Windungen und Furchen ganz oder sind nur in s. g. rudimentärem Zustande vorhanden. Ihm secundirten in der Versammlung der britischen Naturforscher im Jahre 1862 gegen Owen der Anatom Flower und Prof. Rolleston, welcher letztere nur vier Unterschiede, und zwar zwei qualitative und zwei quantitative, zwischen Menschen- und Affengehirn gelten lassen wollte. Diese Unterschiede beziehen sich 1) auf Gewicht und Höhe; 2) auf Gesichtswinkel und Theilung der Windungen oder Faltungen des Gehirns. Owen blieb ganz vereinzelt.

In ganz ähnlicher Weise spricht sich der französische Gelehrte Gratiolet, wohl die bedeutendste Autorität im Gebiete der Hirn-Anatomie, über den Unterschied von Menschen- und Affengehirn aus. Das erstere hat nach Gratiolet durchaus denselben Typus (Bildungs-Charakter), wie das Gehirn des Affen. Das kleine Gehirn des Affen ist nach rückwärts ganz bedeckt von seinem großen Gehirn. Dieses letztere hat sehr reducirte Geruchlappen und große Hinterhörner der Seitenhirnhöhlen. Der Sehnerv verschwindet, wie bei dem Menschen, fast ganz in den großen Gehirnhalbkugeln, während er bei den übrigen Säugethieren einen eignen Mittelpunkt, die s. g. Corpora quadrigemina oder Vierhügel, besitzt. Auch die Windungen beider Gehirne sind bis auf einige Abweichungen im Wesentlichen gleich. Alle Verschiedenheiten beziehen sich daher nur auf untergeordnete Charaktere; und die wesentlichsten Verschiedenheiten beruhen in der Entwicklung der Hirnwindungen während des s. g. Foetal- oder Fruchtalters.

Geol. Med.-Rath Mayer (Verhandl. der Niederrhein. Gesellschaft für Naturkunde am 7. Nov. 1862) bezeichnet neben der glatteren Oberfläche des hinteren Lappens als ein Haupt-Charakteristikum des Affengehirns im Vergleich zu dem Gehirn des Menschen „das Spitzzulaufen des vorderen Lappens des Gehirns und die große Concavität (Aushöhlung) desselben an seiner unteren Fläche.“ In der That dürfte neben dem Unterschied der Größe die im Verhältniß zu den übrigen Theilen des Gehirns sehr zurückbleibende Entwid-

lung der f. g. vorderen oder Stirnlappen des Gehirns, welche bekanntlich in einer ganz besonderen Beziehung zu der Intelligenz zu stehen scheinen und welche neuerdings als der eigentliche Sitz der Organe der so überaus wichtigen Sprachfähigkeit erkannt worden sind, den wesentlichsten Unterschied des Affengehirns von dem Menschengehirn begründen. Daher sieht denn auch der Mensch durch seine vorgebaute, breite und stärker entwickelte Stirn, welche dem Vordertheile des großen Gehirns entspricht, schon auf den ersten Anblick von allen Thieren und namentlich von seinen Vettern, den menschenähnlichen Affen, sehr wesentlich unterscheidet. Einen Uebergang zwischen Mensch und Thier bildet übrigens in dieser Beziehung der Aeger, dessen schmale zurückstehende Stirnbildung ebenfalls mit einer verhältnißmäßig geringeren Entwicklung der vorderen Lappen des großen Gehirns zusammenhängt, und der nicht bloß hierin, sondern auch in der übrigen Bildung seines Gehirns, sowie in seinem ganzen Körperbau bekanntlich viele Affen-Ähnlichkeiten wahrnehmen läßt. Namentlich steht nach Huxley das Aegergehirn durch das Vorherrschen seines Längendurchmessers, durch die Unvollkommenheit seiner Windungen, durch die Niedrigkeit und Schmalheit seiner vorderen Halbturne, durch die rundliche Gestalt seines Kleinhirns, durch die Größe seines f. g. Wurms und durch die verhältnißmäßig größere Zirbeldrüse entschieden auf einer niedrigeren und unvollkommeneren Entwicklungsstufe, welche einerseits der Gehirnbildung des neugeborenen europäischen Kindes, andererseits derjenigen der dem Menschen zunächststehenden Thiere entspricht. Ueberhaupt sind die Unterschiede im Gehirn höherer und niederer Menschenrassen ganz dieselben, wie die Unterschiede zwischen den Gehirnen des Menschen und des Affen. So fand Prof. J. Marshall (Proceedings of the Royal Society) an dem sehr kleinen, nur 42½ Loth wiegenden Gehirn einer alten Buschmannsrau die Windungen viel weniger entwickelt, einfacher und weniger mit f. g. secundären Furchen (sulci) markirt, als die Gehirne europäischer Frauen; wie denn überhaupt eine stärkere oder zahlreichere Furchenbildung nach R. Wagner (Vorstudien etc.) bei den Gehirnen von besonders intelligenten Personen vorkommt und für diese geradezu bezeichnend ist. Die Beobachtungen desselben Herrn haben die wichtige Thatsache festgestellt, daß an den Gehirnen von fünf bis sechs Monate alten menschlichen Embryonen oder Leibesfrüchten eine Bildung vorbimmt, welche ganz ähnlich derjenigen bei den niedersten Affen ist. Diese Thatsache bestätigt wiederum den alten Satz der organischen Formenlehre, daß der menschliche Embryo oder Keimling in seinen aufeinanderfolgenden Umwandlungen die unter ihm stehenden und dort bleibend gewordenen Thierbildungen wiederholt.

Am meisten Gewicht hat man bezüglich der Unterscheidung des Thier- und Menschengehirns von jeher, und zwar mit Recht, auf die Größenverhältnisse gelegt, obgleich die Größe an und für sich nur einen sehr unvollkommenen oder rohen Maasstab für die geistige Werthbestimmung eines Gehirnes abgibt. Denn einerseits kommt das Verhältniß der Körpergröße im Verhältniß zu der des Gehirns sehr wesentlich in Betracht, und andererseits darf man nur die f. g. graue, die Hirnoberfläche bedeckende Substanz als Träger des Bewußtseins und der höheren Seelenthätigkeiten ansehen, während die weiße Substanz mehr Leiter und Vermittler der dem Gehirn zu- und entströmenden

Büchner, der Mensch und seine Stellung. 2. Aufl. d

Nerven-Thätigkeiten ist. Daher kommt denn auch der große Werth und die Bedeutung der Furchen und Windungen des Gehirns; denn je zahlreicher und tiefer diese sind, desto mehr ist auch die graue Substanz entwickelt.

Somit kann es auch nicht auffallen, wenn z. B. das 8—10 Pfund wiegende Gehirn des Elefanten das des Menschen an absoluter Größe um mehr als das Doppelte übertrifft. Dennoch beträgt dasselbe im Verhältniß zum Gesamtgewicht des Thieres nur $\frac{1}{3300}$ der gesammten Körpermasse, während das Menschengehirn $\frac{1}{35} - \frac{1}{37}$ des gesammten Körpergewichts ausmacht. Auch das Gehirn des Walfisches übertrifft das menschliche Gehirn an absoluter Größe. Besser ist in Bezug auf die absolute Größe eine Vergleichung zwischen dem Gehirn des Menschen und dem der menschenähnlichen Affen möglich, da hier die Verhältnisse der Körpergröße nahezu übereinstimmend sind, während das menschliche Gehirn das Gehirn dieser Affen in Bezug auf Größe und Massenhaftigkeit oder Gewicht weit übertrifft. Denn während Welcker den durchschnittlichen Schädelraum des erwachsenen Menschen auf 1375 Kubik-Centimeter berechnet, soll sich der Gehirnraum des größten der Anthropoiden oder des Gorilla noch nie über 500 Kubik-Centimeter erhoben haben. Nach Kubitzollen ausgedrückt schwankt der Gehirnraum des Gorilla zwischen 26—34 Kubitzoll, während der des kaukasischen Menschen von 92—114 Kubitzoll und in einzelnen Fällen sogar noch mehr beträgt. Allerdings wird dieser sehr bedeutende Abstand dadurch wieder sehr verkleinert, daß die Schädelräume der farbigen oder niederen Menschenrassen, wie Malaye, Chinese, Neger, Amerikaner u. s. w., nach den genauen Messungen von Morton, Prof. Wymann u. A. von 85 bis zu 75 Kubitzoll und bei dem Hottentotten und Afrikaner als Minimum sogar bis zu 65 und 63 Kubitzoll herabsteigen. Einzelne Hinduschädel sollen sogar bis zu 46 Kubitzoll Inhalt herab angetroffen worden sein. Der durchschnittliche Gehirnraum des Gorilla beträgt 26—29 Kubitzoll, derjenige verschiedener Affen aus dem bedeutend kleineren Genus des Chimpanse 21—26 Kubitzoll. Der Schädelraum menschlicher Microcephalen oder Kleinköpfe kann übrigens noch bedeutend unter das mittlere Maas der Affenschädel herabsinken.

Was das Gewicht betrifft, so kennt man menschliche Gehirne von 2, 3, 4 und selbst nahe an 5 Pfund, während das Gehirn der großen Stiere und Pferde noch nicht zwei Pfund wiegt. Neger-Gehirne wiegen durchschnittlich drei Pfund und etwas mehr oder weniger *), während die Gehirn-Gewichte der großen menschenähnlichen Affen von 20 bis zu 40 Loth schwanken. Nach Huxley ist es zweifelhaft, ob je ein gesundes Gehirn eines erwachsenen Menschen weniger als 62—64 Loth oder circa 2 Pfund gewogen habe, oder ob das schwerste Gorilla-Gehirn je ein Gewicht von 40 Loth überstiegen habe, während er das Gewicht des größten bekannten menschlichen Gehirns auf 65—66 Unzen oder 4 Pfund und 4 Loth angibt. Uebrigens gibt N. Owen in dem 3. Band seiner Anatomie der Wirbelthiere (1868) an, daß das Gehirn einer australischen Frau 32 Unzen oder 2 Pfund, das Gehirn einer Buschmanns-

*) Im amerikanischen Krieg wurden 141 Negergehirne gewogen, deren Durchschnittsgewicht 46,96 Unzen oder 88 Loth betrug, während die Wägungen anderer Beobachter nur ein Mittelgewicht von 45 Unzen oder 90 Loth herausbrachten. Das größte jener 141 Gehirne wog 56 Unzen oder 3½ Pfund, das kleinste nur 35,75 Unzen oder 71—72 Loth.

fran dagegen nur 30% Unzen, also 1 Pfund 29½ Loth gewogen habe, während das Gehirn Cuvier's, des berühmten Anatomen, 64 Unzen, also 4 Pfund wog.

Der f. g. Camper'sche Gesichtswinkel, welcher einen guten Maasstab für die Entwicklung der vorderen Theile des Gehirns abgibt, beträgt bei dem Kautafier 80—85 Grade, bei dem Neger 65—70, bei dem Schädel aus dem Neanderthal 56—66 und bei dem Orang und Chimpanse nicht ganz 50 Grade. Uebrigens sind alle Verhältnisse des Schädels und Gehirns bei dem jungen Affen verhältnißmäßig ungleich günstiger gestaltet, als bei den erwachsenen oder alten Affen, was hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß der Affenschädel nach der Geburt sich nicht mehr im Verhältniß der übrigen Theile weiter fortbildet, sondern in seiner Entwicklung zurück und schließlich in ähnlicher Weise stehen bleibt, wie der Schädel der menschlichen Mikrocephalen oder Kleinköpfe.

(54) ober aber durch f. g. Knospung, Sprossung u. f. w. geschieht — Diese hier genannten niedersten Arten der organischen Fortpflanzung waren lange Zeit hindurch während der frühesten Perioden der Erdgeschichte und ihrer organischen Bevölkerung die einzigen überhaupt bestehenden und sind auch heute noch in den untersten Regionen des thierischen und pflanzlichen Lebens weit verbreitet, und zwar unter dem Namen der ungeschlechtlichen Fortpflanzung oder der f. g. Amphigonie (Hädel). Die einfachsten organischen Körperchen, welche wir kennen und welche nur aus einem formlosen, beweglichen Schleimkumpchen bestehen, oder die f. g. Moneren pflanzen sich nur durch eine ringförmige Einschnürung ihrer Körpersubstanz und eine darauf folgende Selbstheilung fort. Dasselbe thun die f. g. Zellen und diejenigen Organismen, welche nur aus solchen einfachen Zellen bestehen, wie z. B. die f. g. Amöben, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen eine Einschnürung und Theilung des f. g. Kerns vorhergeht. Aber auch höherstehende und mehrzellige Organismen, z. B. die Korallenthiere, pflanzen sich durch Theilung fort. — Die Fortpflanzung durch f. g. Knospungsbildung ist nicht minder weit verbreitet, wie die durch Theilung, und geschieht, indem sich von dem ursprünglichen (ein- oder mehrzelligen) Organismus eine Hervorragung abhebt, welche größer und größer wird und sich schließlich entweder als gefondertes selbstständiges Wesen von dem Mutter-Organismus abtrennt oder aber, indem sie mit letzterem in Verbindung bleibt, doch ein eignes selbstständiges Leben und Wachsthum weiter führt. Die Knospungsbildung ist mehr im Pflanzen- als Thierreich verbreitet. — An die Knospungsbildung schließt sich eine dritte und vierte Art der ungeschlechtlichen Fortpflanzung an oder diejenige durch Sporen- und Keimknospungsbildung, wobei sich im Innern des elterlichen Organismus einzelne Zellen oder Zellengruppen bilden, die denselben später verlassen und sich für sich weiter entwickeln. Die Sporen- oder Keimzellenbildung, wobei nur ein ganz kleiner Theil des zugehenden Organismus die Fortpflanzung vermittelt, führt bereits zur geschlechtlichen Zeugung hinüber, welche die gewöhnliche Fortpflanzungsweise bei allen höheren Thieren und Pflanzen ist und welche sich dadurch charakterisirt, daß hierbei das weibliche Ei oder die Keimzelle durch einen männlichen Saamen befruchtet werden muß, um die Fähigkeit zu weiterer Entwicklung zu erlangen.

Uebrigens gehören hierzu nicht immer zwei getrennte Individuen verschiedenen Geschlechts, da bei den s. g. Hermaphroditen oder Zwittern ein einzelnes Individuum beide Zeugungstoffe in sich vereinigt. Die Geschlechtstrennung hat sich offenbar erst in einer viel späteren Zeit der organischen Erdgeschichte aus der Zwitterbildung entwickelt und ist jetzt die allgemeine Fortpflanzungsart der höheren Thiere, während sie sich dagegen bei den Pflanzen nur in einer geringeren Anzahl von Fällen findet. Es bilden hier die weiblichen Individuen nur Eier, die männlichen nur Saamen oder (bei den Pflanzen) Pollenörner oder Blütenstaub. — Eine interessante Uebergangsform von der ungeschlechtlichen zur geschlechtlichen Zeugung bildet die s. g. Parthenogenese oder jungfräuliche Zeugung, welche bei den Gliedertieren häufig vorkommt, und wobei die den Eizellen ganz ähnlich erscheinenden Keimzellen sich zu neuen Individuen entwickeln, ohne des befruchtenden Saamen's zu bedürfen. Manchmal entstehen aus denselben Keimzellen, je nachdem sie befruchtet sind oder nicht, verschiedene Individuen, so bei der Honigbiene, wo männliche Individuen, s. g. Drohnen, aus den nicht befruchteten, weibliche Individuen oder Arbeiter aus den befruchteten Eiern entstehen. (Nach Häckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte, 1868.)

(55) . . . aus dem mütterlichen Organismus erhält — Grade derjenige Theil des Hühner-Eies, welcher der Aufmerksamkeit des Laien und der dasselbe zu Küchenszwecken verwendenden Hausfrau wegen seiner Kleinheit in der Regel entgeht, ist in Wirklichkeit der wichtigste, weil von ihm aus die Entwicklung des jungen Wesens beginnt. Erst nachdem sich dieses kleine oder eigentliche Ei im Eierstock gebildet hat, beginnen die übrigen, das Ganze des Eies bildenden Substanzen (Dotter, Eiweiß und Schaale) sich nach und nach um dasselbe herumzulegen. Diese Substanzen enthalten alle für die Bildung des jungen Hühnchens's nöthigen Stoffe, wie Fett, Eiweiß, Kalisalz u. s. w., aus denen sich sowohl Muskeln wie Nerven, Knochen wie Federn zu entwickeln im Stande sind — während die das Ganze einhüllende, kalkige Schaale vermittelst ihrer Porosität den Ein- und Austritt der nöthigen Gase oder Luftarten vermittelt. Um nun diese rohe, formlose Masse, welche auf so kleinem Raume alle zur Bildung eines lebenden organischen Wesens nöthigen Elemente und Anlagen enthält, zur Entwicklung zu bringen, bedarf es nichts als Wärme und einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, während welcher das einfache, im Dotter befindliche Eichen eine ganze Reihe wohlbekannter Entwicklungsstadien oder Bildungs-Umwandlungen durchmacht, als deren letztes Resultat das Hühnchen erscheint. Ein schlagenderer oder augenfälligerer Beweis für die organische Selbstthätigkeit und Schaffungskraft der Natur, unter Ausschluß aller nichtmateriellen oder nicht natürlichen Einwirkungen, kann nicht gefunden werden!

Bei manchen Thieren, so bei dem Frosch, geht diese ganze Umwandlung zwar auch außerhalb des mütterlichen Körpers, aber nicht innerhalb einer geschlossenen Schaale, sondern in der freien Natur vor sich, so daß man die Entwicklung der s. g. Kaulquappen zum eigentlichen Frosch um so leichter beobachten kann.

Auch die Insekten-Welt bietet bekanntlich zahlreiche Beispiele dieser allmähigen Formen-Umwandlung, welche Umwandlung oft so bedeutend ist,

daß erst genaue wissenschaftliche Forschungen die Zusammengehörigkeit solcher, anscheinend weit auseinanderliegender Thiergestalten nachweisen konnten. Aber überall, mögen wir die höchsten oder niedersten Stufen der Thierwelt in Betracht ziehen, sind die Art und der Gang der Umwandlung in den Grundzügen die gleichen und geschehen nach denselben unwandelbaren Gesetzen. So unendlich mannichfach sich uns daher die Natur auch in ihren zahllosen Erscheinungsweise darstellen mag, sie bleibt im Grunde immer dieselbe einzige und einheitliche!

(56) der Stempel seiner bleibenden Bildung aufgedrückt wird — Die so überaus wichtigen Thatsachen der Embryologie oder der Lehre von der allmäligen Entwicklung des Keimlings aus dem Ei wurden zuerst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts's durch den großen deutschen Naturforscher Caspar Friedrich Wolf in seiner berühmten Generations-Theorie festgestellt, während bis dahin der gänzlich falsche Glaube geherrscht hatte, das Ei enthalte bereits ein zwar überaus kleines, aber vollständig fertiges organisches Wesen in der Form des künftigen Thieres, welches, um groß zu werden, nichts weiter zu thun brauche, als sich die Nahrung der es umgebenden Medien einzuverleiben. Allerdings kannten die Früheren den Keimling überhaupt nur auf einer bereits ziemlich weit vorgeschrittenen Stufe seiner Entwicklung, auf der sich die Form des künftigen Thieres schon ziemlich deutlich erkennen läßt; und dies ist jedenfalls Anlaß für die Entstehung jener s. g. Theorie der Evolution, welche lange Zeit hindurch die Wissenschaft vollständig beherrscht hatte, geworden. Diese Theorie ist heutzutage gänzlich verdrängt durch die von Wolf wieder hervorgesuchte Theorie der s. g. Epigenese, welche aber das Schicksal beinahe aller großen Entdeckungen theilte und ein halbes Jahrhundert lang unbekannt blieb, bis sie durch Oken, Meckel, Baer und Andere zu Ehren gebracht wurde. Denn selbst im Gedanken konnte man sich um jene Zeit nicht zu der Grobartigkeit und Wunderbarkeit des wirklichen Geschehens und zu dem Glauben an die Möglichkeit erheben, daß die Bildung eines jeden organischen Wesen's eine jedesmalige vollständige Neubildung aus den organischen Elementen sein könne — mit Hilfe eines Processes allerdings, der sich offenbar nur im Laufe von vielen Millionen Jahren durch stete Vererbung von Generation zu Generation allmähig so gestalten konnte, wie er jetzt vor uns steht, geeignet, unser höchstes Erstaunen zu erregen! „Vielleicht die merkwürdigste aller Thatsachen in der Biologie“, sagt Darwin, „ist die Verschiedenheit zwischen dem Keim und dem erwachsenen Thier.“

(57) und endlich doch von Goethe aufgefunden wurde — Die Auffindung dieses bei sämmtlichen Säugethieren vorhandenen Knochenpaares, welches zwischen den beiden eigentlichen Oberkieferknochen gelegen ist und die vier oberen Schneidezähne trägt, war bei dem Menschen deshalb erschwert, weil es hier gewöhnlich sehr frühzeitig mit dem benachbarten Oberkieferknochen verwächst und nur bei sehr jugendlichen Menschenkägeln noch zu erkennen ist. Bei den menschlichen Embryonen ist der Zwischenkieferknochen jeden Augenblick vorzuzeigen und bleibt auch bei einzelnen Individuen die ganze Lebenszeit hindurch erhalten. Die Meinung älterer Anatomen, der Zwischenkieferknochen bilde ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Menschen und Affen, ist na-

türlich damit vollständig hinfällig geworden, und zwar um so mehr, als grade bei beiden der Knochen durch Verwachsung im Gesicht frühzeitig unkenntlich wird, während die andern höhern Wirbelthiere ihn zeitlebens gesondert behalten.

Uebrigens hat neuerdings Dr. Carus an den Schädeln zweier Grönländer ein selbstständiges Zwischenkieferbein entdeckt und die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Charakter vielleicht allen grönländischen Schädeln gemeinsam sei. Die Art der Trennung beschreibt Carus so, wie diejenige, welche man beim Schädel des Foetus oder der Leibesfrucht, sowie bei den vierfüßigen Thieren findet; sie deutet daher auf eine Annäherung an die thierische Bildung.

(58) Bezeichnung: Affenmenschen beilegt — Vogt sieht die Mikrocephalie oder Kleinköpfigkeit für eine s. g. Hemmungsbildung des Gehirn's, namentlich der vorderen Hemisphären desselben, an und glaubt, daß diese Hemmungsbildung einer niederen Stufe der Entwicklungsgeichte des Menschen entspreche und daher eine s. g. typische Bedeutung habe, während andere Forscher in derselben nur eine krankhafte, durch verschiedene Ursachen bewirkte menschliche Mißbildung erblicken und ihr jede Bedeutung für die Theorie der thierischen Abstammung des Menschen absprechen. Nach Vogt besteht übrigens eine große Analogie des Gehirn's der Mikrocephalen mit dem der Affen bezüglich der Gesege des Wachsthum's, indem sich beide von dem Gehirn des normalen Menschen dadurch unterscheiden, daß ihre Größenzunahme nach der Geburt nur sehr allmähig und in geringerem Grade vor sich gehe, während das Gehirn des gesunden menschlichen Kindes nach der Geburt und während des ersten Lebensjahres einen gewaltigen Sprung nach Vorwärts mache und verhältnißmäßig um beinahe soviel zunehme, wie später während des ganzen übrigen Lebens. Da nun Hemmungsbildungen gewissermaßen die Meilensteine auf dem zu dem Entstehungspunkte des Menschen zurückführenden Wege sind, so steht auch der Mikrocephale nach Vogt dem Affen und also auch dem gemeinsamen Stamm-Vater dieses und des Menschen näher, als der gewöhnliche Mensch. Eine Beschreibung zweier lebender Mikrocephalen oder Affenmenschen hat der Verfasser dieses Buches in Nro. 44 der „Gartenlaube“ vom Jahre 1869 geliefert.

(59) in allen wesentlichen Beziehungen bereits festgestellt — Zur Unterstützung seiner Ansichten machte Herr Schaaffhausen damals schon auf eine Reihe von Thatsachen und Forschungen aufmerksam, welche jetzt allgemeines Tagesgespräch geworden sind, so die Existenz der großen, menschenähnlichen Affen, welche noch zur Zeit Cuvier's für Fabelwesen gehalten wurden, und deren Annäherung an die menschliche Bildung — die von Geologie und Paläontologie entdeckten Formen des Uebergang's aus der Tertiärzeit in die Gegenwart — die Wahrscheinlichkeit der Auffindung fossiler oder versteineter Menschenknochen — die Forschungen über den Urmenschen und dessen rohen, thierähnlichen Zustand — die Thier- und Affenähnlichkeit der niederen Menschenrassen, besonders des Neger's — die einzelnen, hin und wieder vorkommenden Annäherungen der menschlichen Bildung an die Thiergestalt — das wichtige Moment der Vererbung in körperlicher und geistiger Beziehung — der nothwendige Zusammenhang zwischen körperlicher, namentlich Hirn-Organisation, und Intelligenz, u. s. w. u. s. w. Was die menschliche Vernunft

Betrifft, welche gewöhnlich als unübersteigbare Schranke zwischen Mensch und Thier angesehen wird, so ist auch sie nach Schaaßhausen nur „das Ergebniß einer feineren und vollendeteren Organisation“, indem der menschliche Leib nur als der feinste und vollkommenste Ausdruck thierischer Organisation betrachtet werden kann, sie ist nicht eine allen Menschen, Völkern und Zeiten gleichmäßig verliehene Himmelsgabe, sondern ein Resultat allgemeiner menschlicher Erziehung — während auch bei den Thieren ein Anfang oder eine Anlage aller Thätigkeiten der menschlichen Seele in um so höherem Grade nachzuweisen ist, je näher jene dem Menschen stehen; denn es liegen in der thierischen Seele, in einen engen Kreis gebannt, die Grundkräfte der menschlichen Seele verborgen. So ist die Vernunft „jene höhere Befähigung, die aus der gleichmäßigen Entwicklung und Vollendung aller unserer Seelenvermögen entspringt; zu der das Menschengeschlecht allmählig gereift ist und die dasselbe zu stets größerer Einsicht führen wird“ u. s. w. „Auch die Sprache der Wilden ist, verglichen mit den Sprachen gebildeter Völker, arm an Worten und an Beugungen, viele Laute fehlen ihr. Was steht der Annahme entgegen, daß sie sich aus rohen Anfängen, aus einfachen Tönen entwickelt habe?“ —

„Sollte es“, so heißt es in der 1853 (also sechs Jahre vor Darwin) geschriebenen Abhandlung über Beständigkeit und Umwandlung der Arten, welche bereits mit schlagenden Gründen das Dogma von der Unveränderlichkeit der Art bekämpfte und die Umwandlungstheorie selbst gegen Männer, wie Baer, Vogt und Burmeister vertheidigte, „sollte es des Menschen unwürdig sein, wenn wir ihn als die letzte und höchste Entwicklung des thierischen Lebens betrachten und jeden Vorzug seiner Natur aus der Vollendung seines Organismus herleiten u. s. w., zumal eine Reihe der sprechendsten Thatfachen die Annäherung des höchstentwickelten Affen an den niedrigsten Menschentypus auf das Klarste darthun. Sprechen aber alle Thatfachen überzeugend für einen allmählichen Uebergang aus der uns zunächst gelegenen Vorzeit in die Jetztwelt, so muß ein gleicher Schluß auch für die fröhlichen, uns weniger bekannten Perioden der Erdbildung Gültigkeit haben, und die ganze Schöpfung als eine durch Fortpflanzung und Entwicklung zusammenhängende Reihe von Organismus erscheinen.“

Wenige Jahre später fühlte sich der Verfasser bereits berechtigt, in seinem Vortrag „Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebens-Erscheinungen“ (1858) seine Ueberzeugung von der großen Einheit der gesammten, lebenden und leblosen, Natur und aller ihrer Erscheinungen bestimmt auszusprechen — einer Einheit, die man ehemals kaum zu ahnen gewagt hatte. „Aberglauben und Wunder“, sagt der Verfasser, „verschwinden freilich vor der neueren Naturforschung, aber nicht das größte Wunder — das in sich einige Weltall! Das Wissen ist nie eine Last des freiesten Gedankens; es kann der Phantasie nur neue Schwünge geben.“

Der Vortrag schließt mit den prophetischen Worten: „Immer hat man es eingeräumt, daß sich die Idee von einer stufenweisen Entwicklung des organischen Lebens, von einer fortwirkenden Schöpfung durch Großartigkeit und Kühnheit auszeichne, aber der Wahrheit entbehre. Es ist keine geringe Genugthuung für den menschlichen, oft irrenden Geist, wenn es

sich herausstellen wird, daß der erhabenste Gedanke, dem wir von der Natur zu fassen vermögen, auch der wahrste ist!“

(60) . . . die erste Nahrung seines Mundes die Milch eines Thieres — Im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung, welche Anfangs von paläontologischen Thatsachen ausgeht, stützt sich Reichenbach hauptsächlich auf die an wilden Völkern gemachten Erfahrungen und auf die Thierähnlichkeiten des Negers, des Neuholländers, des Buschmannes, des Fescherä, der Wilden des Innern von Borneo und Sumatra u. s. w., sowie auf deren niedrige geistige Bildungsstufe. — Auch die Idee einer allmähigen Entstehung des gesammten Thier- und Pflanzenreichs aus einer uranfänglichen, die Mitte zwischen Pflanze und Thier haltenden Zellenbildung wird von Reichenbach gegen das Ende seines Schriftchens schon deutlich ausgesprochen. Der Verfasser schließt mit den Worten: „Am allerunbegreiflichsten bleibt es aber, wie ein großer Naturphilosoph unserer Zeit es hat aussprechen mögen: „daß der Mensch die modificirte Gottheit sei“, da wir doch aus der Natur wissen, daß er nur eine modificirte Thierheit ist.“

Daß diese so offen ausgesprochenen Ansichten um jene Zeit dem allgemeinen Vorurtheil gegenüber ihrem Urheber fast nur Widerwillen und Verhöhnung eintrugen und auch, nachdem sie gedruckt waren, spurlos vorübergingen, ist selbstverständlich. Verfasser hatte Gelegenheit, den alten Herrn, der eine so scharfe Vorahnung der wissenschaftlichen Zukunft hatte, auf einer späteren Naturforscher-Versammlung persönlich kennen zu lernen; und gewiß muß derselbe sich durch die spätere siegreiche Entwicklung seiner Ansichten, obgleich er selbst gänzlich vergessen blieb, nicht wenig erfreut oder befriedigt gefühlt haben.

(61) . . . nicht ausgesprochen werden — Nichtsdestoweniger und trotz dieser so offen hier und bei andern Gelegenheiten ausgesprochenen materialistischen Gesinnung hat es Herr Huxley neuerdings, wahrscheinlich erschreckt von seiner eignen Kühnheit und geängstigt von den emporgezogenen Augenbrauen seiner bigotten und geistesstumpfen Landsleute, für nöthig gehalten, den abgebrauchten, aber leider immer noch gefürchteten Vorwurf des Materialismus ausdrücklich von sich abzuweisen; und hat dadurch jenen kühnen Muth, mit dem er sich in der angeführten Schrift den Vorurtheilen seiner Zeit und dem Gezeter der Unwissenheit entgegenwarf, wenigstens bis zu einem gewissen Grade verlängert. Allerdings ist jene Abwehr, welche in einem Artikel „Ueber die physische Basis des Lebens“ in dem Februarheft der Fortnightly Review vom Jahre 1869 enthalten ist und so großes Aufsehen in England gemacht hat, daß das Heft rasch hintereinander mehrmals neu aufgelegt werden mußte in einer so sonderbaren oder verdeckten Weise und mit so zweideutigen Ausdrücken abgefaßt, daß der Leser am Schlusse des Artikels eigentlich nicht recht weiß, ob Herr Huxley für oder gegen den Materialismus plaidirt hat. Deutlich ist nur, daß der Verfasser in der zweiten Hälfte seines Aufsatzes erklärt, „daß er persönlich kein Materialist sei, und daß er im Gegentheile glaube, daß der Materialismus schweren philosophischen Irrthum enthalte.“ Nichtsdestoweniger sind alle einzelnen Ausführungen des Aufsatzes so materialistisch wie möglich und von einer ganz materialistischen Gesinnung und Grundanschauung getragen, auch kommt der Verfasser zu

ganz materialistischen Schlüssen. Es konnte daher jenes antimaterialistische Gesändniß Herrn Huxley offenbar nur gelingen, indem er einen lanbläufigen, hundertmal widerlegten und immer wiederholten Irrthum acceptirt und den Materialismus in dem Sinne eines philosophischen, auf aprioristischer Speculation beruhenden Systems faßt. Diese Bezeichnung mag der philosophische Materialismus früherer Jahrhunderte vielleicht verdient haben, obgleich auch er stets weit mehr, als alle gegnerischen Richtungen, auf dem Boden der Erfahrung und des wirklichen Geschehens fußte — während der Materialismus der Neuzeit jene Bezeichnung nicht verdient und weit mehr Methode, als System genannt werden muß. Die Trennung, welche daher Herr Huxley zwischen materialistischer Methode und materialistischem System macht, indem er erstere annimmt und letzteres verwirft, ist eine ganz unzulässige. Niemand, Herrn Huxley eingeschlossen, weiß gegenwärtig zu sagen, wohin uns die materialistische Methode, welche heutzutage allgemein herrschend in der Naturwissenschaft ist und welcher auch Herr Huxley anhängt, mit der Zeit in der Erklärung des natürlichen Geschehens führen, und ob sie uns vielleicht sogar dem so sehr geschmähten materialistischen System näher und näher bringen wird. Es ist daher sehr übereilt und mindestens unklug, in der Weise des Herrn Huxley jetzt schon Front gegen allgemeine Consequenzen oder Ueberzeugungen zu machen, zu deren Herbeiführung gerade die Arbeiten der Frontmacher selbst das Allermeiste beigetragen haben. Die Wissenschaft kann nicht bloß durch Experiment und Beobachtung, sie muß auch durch Vermuthung und Hypothese voranschreiten, und gerade diese letzteren sind von jeher die entschiedensten Bahnbrecher des wissenschaftlichen Fortschritts gewesen. Was wir nicht wissen, suchen wir zu errathen; was wir nicht zu errathen vermögen, suchen wir zu erforschen; was wir jetzt nicht erforschen können, müssen wir wenigstens in der Zukunft für erforschbar halten und als Aufgabe künftiger Forschung so scharf als möglich hinzustellen suchen; kein Mittel darf uns zu gering erscheinen, durch welches wir hoffen können, der Wahrheit näher zu kommen. Nichts ist daher lächerlicher, als jener Hochmuth des Nichtwissens, mit dem sich gegenwärtig so viele angesehene Gelehrte den materialistischen Bestrebungen gegenüber zu verhalten lieben. Abgesehen davon, daß sich hinter dieser vornehmthuenden Nichtwissenheit sehr häufig wirkliche Unwissenheit verbirgt, so verräth es sehr wenig Forschungsseifer, wenn man stets das in den Vordergrund zu rücken sucht, was man nicht weiß, und sehr wenig Scharfblick, wenn man nicht sieht, daß man die ganz relativen Begriffe von Wissen und Nichtwissen nicht in dieser Weise auseinanderrücken und einander entgegensetzen kann. Denn mögen wir noch soviel wissen, lernen und erfahren, das Gebiet des Nichtwissens wird doch stets als ein unermessliches, für unser Begriffsvermögen gar nicht abzuschätzendes dahinter stehen bleiben. Also stets vorwärts in dieses unbekante Land, nie rückwärts! muß die Parole jedes von ächter Wahrheitsliebe beseelten Forschers und Gelehrten sein.

Sieht sich doch Herr Huxley selbst veranlaßt, in dem besprochenen Aufsatz zu erklären, daß die Ordnung der Natur durch unsre eignen Fähigkeiten bis zu einem in der Ausführung ganz unbegrenzten Grade bestimmbar sei, und stellt er doch an einer andern Stelle gradezu „Materie“ und „Naturgesetz“ als die beiden Begriffe hin, welche in Zukunft alle andern Erklärungs-

weisen der Wissenschaft zu beseitigen bestimmt sind. „Und so gewiß,“ heißt es daselbst wörtlich, „als jede Zukunft sich aus Gegenwart und Vergangenheit zusammensetzt, so gewiß wird die Naturwissenschaft der Zukunft das Reich der Materie und des Naturgesetzes mehr und mehr ausdehnen, bis es gleichbedeutend ist mit Kenntniß, Gefühl und Handlung! — Das Bewußtsein dieser großen Wahrheit lastet, wie mir scheint, gleich einem Alp auf vielen der besten Geister der Gegenwart. Sie bewachen das, was sie das Umsichgreifen des Materialismus nennen, mit denselben Gefühlen von Furcht und ohnmächtiger Angst, welche der Wilde bei einer Sonnenfinsterniß empfindet, wenn er den großen Schatten über das Angesicht der Sonne dahinkriechen sieht.“

Wie wenig übrigens bei dem Frontmachen des Herrn Huxley gegen den Materialismus dessen eigenste Ueberzeugung theilhaftig sein kann, geht mit aller nur möglichen Evidenz aus folgenden Sätzen hervor, welche derselbe sich nicht gescheut hat, in einem Artikel „Der Positivismus und die Wissenschaft der Gegenwart“ (Revue des Cours Scientifiques, Oct. 1869) niederzuschreiben, indem er die ihm von einem Herrn Congrève gemachten Vorwürfe wegen seiner in dem Aufsatz über die physische Basis des Lebens enthaltenen Angriffe auf den französischen Philosophen Comte zurückzuweisen sucht. „Wenn es Etwas gibt,“ so schreibt Herr Huxley daselbst wörtlich, „das in dem gegenwärtigen Voranschreiten der Wissenschaft klar ist, so ist es die Tendenz, alle wissenschaftlichen Fragen, mit Ausnahme der rein mathematischen, auf Fragen der f. g. Molekular-Physik zurückzuführen, d. h. auf die Anziehung, Abstößung, Bewegung und Verbindung der kleinsten Theilchen des Stoffes.“ Und weiter: „Die Erscheinungen der Biologie (Lehre vom Leben) beziehen sich ebenso unmittelbar auf die Molekular-Physik, wie die der Chemie; und dies ist ein von allen Chemikern und Biologen, welche weiter sehen als ihre unmittelbare Beschäftigung, anerkanntes Faktum.“ — Wenn dieses kein materialistisches Glaubensbekenntniß in bester Form ist, welches sogar dem „Materialismus als System“ sehr nahe kömmt, so kann die Differenz zwischen Herrn Huxley's und des Verfassers Ansichten nur noch in der Verschiedenheit der Auffassung des Begriffs „Materialismus“ gelegen sein.

(62) . . . und tragen den Typus derjenigen von St.-Athenl. — „Einen gradezu thierischen Prognathismus (Schiefzähigkeit),“ sagt Prof. Schaaffhausen (Ueber die Urform des menschlichen Schädels, 1868) „zeigt der Unterkiefer von la Naulette, indem ihm das für den menschlichen Gesichtsausdruck so bedeutungsvolle Kinn fehlt. Der Kiefer nimmt hier in der Weise Theil an dem Prognathismus, daß er hinter den Schneidezähnen eine schief gerichtete Fläche bildet. Diese auffallende Bildung war bisher nicht beobachtet; in minderem Grade hat sie der fossile Kiefer von Arcy; ich finde sie auch an dem aus der Vorzeit herrührenden Unterkieferstück von Fritlar, an einem jugendlichen Kiefer von Uelde, an dem der Eckzahn fast vier Millimeter über den Backzahn hinausragt, und an dem Unterkiefer von Grevenbrück, der auch in der elliptischen Form des Zahnbogens die niedere Bildung verräth.“ (Diese elliptische Bildung des Zahnbogens, welche auch der Unterkiefer von la Naulette besitzt, beruht auf der schmäleren Grundfläche des rohen Menschenschädels und dem Vorspringen seiner Kiefer, während der Zahnbogen an edel geformten Menschenschädeln parabolisch ist. Unter den Wilden sind es die niederen

Neger, die Australier und besonders die Malayen, welche diese, wie beim Affen, verlängerte Form des Zahnbogens zeigen.)

„Die Bildung der Stirne des Neandertalschädels,“ sagt Schaaffhausen an einer andern Stelle derselben Abhandlung, „das Gebiß und die Form des Unterkiefers von la Naulette, der Prognathismus einiger kindlicher Kiefer aus der Steinzeit West-Europa's übertreffen in der That an Thierähnlichkeit das, was die lebenden Wilden in dieser Art beobachten lassen,“ und knüpft daran in einem Bericht über die Verhandlungen wissenschaftlicher Congresse die sehr gerechtfertigte Erwartung, daß „der Mensch der Tertiärzeit uns noch deutlichere Zeichen thierischer Bildung bringen“ werde.

Ein von Dr. Carter Blake, Sekretär der Londoner Anthropologischen Gesellschaft, über die Kinnlade von la Naulette und die Verhältnisse ihres Fundorts in jener Gesellschaft erstatteter Bericht findet sich in dem Juli- und October-Heft der Anthropolog. Review vom Jahre 1867 auf Seite 294 u. folgd. Aus diesem Bericht geht hervor, daß neben der Kinnlade auch ein menschliches Ellenbogenbein, zwei Menschenzähne und ein Stück eines bearbeiteten Renthier-Horn's gefunden wurden. Nach einer genauen Vergleichung mit mehr als 3000 menschlichen Kinnladen von verschiedenen Rassen kommt der Herr Berichterstatter zu dem Schlusse, daß die Kinnlade von la Naulette gleichzeitig ist mit Mammuth und Rhinoceros, und daß sie Charaktere darbietet, welche sie den farbigen Menschenrassen, namentlich den Australiern, nähert oder dieselben noch überbietet. Auch will derselbe es nicht „wagen, ihre unzweifelhafte Ähnlichkeit mit der Kinnlade eines jungen Affen zu leugnen.“

(63) . . . Menschenart betrachtet wissen wollte — Ist der Artbegriff unbestimmt, so ist es der Rassenbegriff, wenn möglich, in einem noch höheren Grade und liefert damit den deutlichsten Beweis für den Mangel bestimmter Unterscheidungszeichen zwischen den verschiedenen Menschenarten und für das Vorhandensein zahlloser Mittelformen und Uebergangsstufen. Schwankt doch die Zahl der von verschiedenen Gelehrten zu verschiedenen Zeiten unterschiedenen Menschenrassen in dem enormen Spielraum von zwei oder drei bis zu fünfzehn! und hat doch jeder Gelehrte seine besonderen Charaktere oder Merkzeichen, nach denen er die Rassen-Unterscheidung vornimmt, wie Farbe, Haare, Schädel- oder Gesichtsbildung, geographische Verbreitung u. s. w. Die beliebteste Eintheilung der Menschenrassen und zugleich die einfachste ist die von Link und Cuvier, welche nur Kaukasier (weiße Menschen), Mongolen (gelbe Menschen) und Aethiopier (schwarze Menschen) unterscheiden; während der berühmte Blumenbach diesen dreien noch die rotthe oder amerikanische und die braune oder malayische Rasse hinzufügt, und während es nach Schaaffhausen eigentlich nur zwei verschiedene Menschenrassen, eine asiatische und eine afrikanische gibt, zwischen denen sich alle übrigen Formen einordnen lassen. Baer unterscheidet sechs, Prichard sieben, Bromme zehn, Desmoulin und Pickering elf, Dory de St. Vincent fünfzehn Rassen, u. s. w.

Veränderungen des Klima's, des Wohnorts, überhaupt der äußern Umstände verändern auch die Rassen, wenn auch nie bis zu dem Grade, daß sie ganz unkenntlich werden. Denn eine neue Rasse ist nie ein einfaches Produkt, sondern stets ein Resultat aus zwei Ursachen, deren eine die Ur-Rasse und

deren zweite die Natur des Mediums darstellt. Daher können zwei verschiedene Rassen, z. B. Arier und Semiten, beide in einem fremden Klima sehr verändert, aber doch nie eine und dieselbe Rasse werden. Das Uebersehen dieses wichtigen Punktes hat zu vielen Mißverständnissen und falschen Urtheilen in der alten Streitfrage von der Einheit oder Vielheit der Menschenart Anlaß gegeben. — Uebrigens können gewisse Rassen auch in fremden Klimaten sehr gut gedeihen und ihre Rasseeigenthümlichkeiten fortpflanzen. Man denke z. B. an die Juden, die Canadier, die Neuholländer, die europäischen Bewohner des Caps der guten Hoffnung u. s. w.

(64) . . . Anzahl von Ursprachen voraussetzen — Nach Schleier lassen sich auf der Erdoberfläche gewisse Sprach-Provinzen unterscheiden, anz ähnlich wie man botanische und zoologische Provinzen unterschieden hat. Dieses gilt z. B. von sämmtlichen Sprachen der Ureinwohner Amerika's oder von sämmtlichen Sprachen der südlichen Inselwelt, welche alle trotz aller Verschiedenheit unter sich eine solche Uebereinstimmung zeigen, daß man an einen besonderen, gemeinschaftlichen Ursprung derselben denken kann. Am buntesten durcheinandergeworfen sind die civilisirten Sprachen von Asien und Europa.

Somit haben wir allen Grund zu vermuthen, daß in wesentlich gleichartigen und benachbarten Gebieten unabhängig von einander einzelne, unter sich ähnliche Sprachtypen oder Sprachgattungen sich entwickelten, grade so wie dieses auch von dem Menschen selbst aller Wahrscheinlichkeit nach vorausgesetzt werden darf.

Die Entstehung und Entwicklung der Sprache als solche fällt natürlich weit vor alle Geschichte und demnach erst in die zweite der drei von Schleier für die Entwicklung des Menschen überhaupt unterschiedenen Perioden: 1) Körperliche Entwicklung; 2) Sprachentwicklung; 3) geschichtliches Leben. — Gar viele auf dem Wege zur Menschwerdung begriffene Organismen mögen sich gar nicht bis zur Stufe der Sprachbildung hinauf entwickelt haben, sondern versielen dem Stehenbleiben und der Rückbildung. „Die Reste dieser sprachlos gebliebenen, verkümmerten, nicht zur Menschwerdung gelangten Wesen liegen uns in den heutigen Anthropoiden (menschenartige Affen) vor.“

(65) . . . mit einem Nabel begabt gewesen sind oder nicht — Diese oft aufgeworfene Frage wird gewöhnlich nur als eine spaßhafte und in gleicher Weise behandelt, wie die ihr ähnliche Frage, ob das Ei oder die Henne zuerst da war? Und doch liegt in ihr, sobald man Adam und Eva als eine andere Bezeichnung für die ersten Menschen überhaupt betrachtet, die tiefste Weisheit und das ganze Geheimniß der Menschenentstehung. Jedes höhere oder Placental-Thier (mit Einschluß des Menschen), das lebend aus einem Mutterchoofe geboren wird, trägt in seiner äußeren Erscheinung das deutliche Zeichen seines ehemaligen körperlichen Zusammenhangs mit dem mütterlichen Organismus in der Form eines Nabels an sich; und das Fehlen eines solchen würde also eine von Eltern unabhängige, selbstständige Schöpfung oder Erschaffung bedeuten. Im naturwissenschaftlichen Sinne ist eine solche ganz unmöglich oder undenkbar. Es müssen daher auch die ersten Menschen jenes Zeichen ihrer natürlichen Entstehung an sich getragen haben; und es

folgt schon aus dieser einfachen Betrachtung die logische Nothwendigkeit der ganzen Abstammungslehre überhaupt. Dasselbe folgt aus dem Verhältniß von Huhn und Ei; denn kein Huhn kann ohne Ei entstehen, aber auch kein Ei ohne Huhn. Daher beide nur das letzte Resultat einer langen, ihnen vorgegangenen Formenumwandlung und in letzter Linie einer freiwilligen Entstehung des ersten und einfachsten organischen Form-Elements sein können!

(66) den er Gelegenheit hatte, sehr genau zu beobachten — Herr Wallaoe (Der Malayische Archipel, London 1868) war so glücklich, in den Besitz eines sehr jungen, unverletzten Orangweibchens zu kommen und dasselbe beinahe drei Monate lang am Leben zu erhalten. Während dieser Zeit hatte er Gelegenheit, dessen Betragen genau zu beobachten und mit Erstaunen wahrzunehmen, wie sehr dasselbe dem eines menschlichen Kindes gleiche. „So,“ sagt Herr Wallace, „begann das arme kleine Ding seine Lippen zu befeuchten, seine Wangen einzuziehen und seine Augen mit dem Ausdruck höchster Befriedigung in die Höhe zu richten, wenn es einen seinem Geschmack zusagenden Bissen bekam. Andererseits, wenn sein Futter nicht süß oder schmackhaft genug war, drehte es den Bissen mit seiner Zunge einen Augenblick um, als ob es seinen Wohlgeschmack prüfen wolle, und spie ihn alsdann aus. Setzte man dieselbe Nahrung fort, so fing es an zu schreien und mit den Füssen zu trampeln, genau so wie ein zorniges menschliches Kind.“ Dieses Schreien war überhaupt seine gewöhnliche Taktik, wenn es sich vernachlässigt glaubte und die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, obgleich es dabei seine geistige Ueberlegenheit über das menschliche Kind dadurch an den Tag legte, daß es nach und nach mit Schreien aufhörte, wenn nicht darauf gemerkt wurde, aber sogleich wieder begann, wenn es irgend Jemandes Fußtritt hörte. Während seiner Krankheit, die wie ein Wechselfieber verlief und es tödtete, zeigte es ganz menschenartige Erscheinungen.“

Auch über den erwachsenen Orang theilt Herr Wallace manche interessante Einzelheiten mit. Am merkwürdigsten ist seine Gewohnheit, sich für die Nacht eine Schlafstätte zu bereiten. Herr Wallace beobachtete ein Thier, welches durch einen Schuß verwundet worden war und sofort Sicherheit in dem Gipfel eines ungeheuren Baumes suchte. „Es war mir höchst interessant zu beobachten,“ sagt unser Gewährsmann, „wie vortrefflich er seinen Platz auswählte und mit welcher Geschicklichkeit er seinen unverwundeten Arm nach allen Seiten ausstreckte, um mit der größten Geschwindigkeit und Leichtigkeit starke Zweige abzubrechen und sie so übereinander zu legen, daß er in wenigen Augenblicken eine ihn unsern Blicken gänzlich entziehende Laubhütte gebildet hatte.“ Auch bemerkt Herr Wallace, daß er bei nicht weniger als drei Gelegenheiten beobachtet habe, wie der Orang, wenn gereizt, Baumäste auf die Erde niederwirft! Uebrigens ist der Orang mehr wegen seiner Stärke, als wegen seiner Größe gefürchtet; und die Eingebornen sagten Herrn Wallace, daß von allen Thieren des Waldes nur das Krokodil und die Riesenschlange (Python) ihn anzugreifen wagten, aber gewöhnlich von ihm besetzt würden. —

Nach J. Grant (Account of the Structure of an Orang-Outang, 1828) soll der Orang sogar, wenn angenehm erregt, einer Art von Lachen fähig sein, was insofern besonders bemerkenswerth ist, als man das Lachen öfter als ein ausschließliches Vorrecht des Menschen bezeichnet hat. Andererseits

gibt er aber auch die deutlichen Zeichen der Verzweiflung oder Trauer von sich. „Er leerte seinen Napf,“ so erzählt Grant von dem von ihm beobachteten Orang, „auf den Boden aus, wimmerte in einer eigenthümlichen Art und warf sich in leidenschaftlicher Weise rückwärts auf die Erde, indem er Brust und Leib mit seinen Händen schlug und von Zeit zu Zeit eine Art von Stöhnen hören ließ.“

Tuan, ein Orang von der Insel Borneo, bekleidete sich, wie uns der der französischen Expedition nach China im Jahre 1843 beigegebene Dr. Jvan (Voyage et récits, Bruxelles 1853) erzählt, sobald er irgend ein Stück Zeug erwischen konnte.*) Eines Tages, als ihm sein Herr eine Mangle-Frucht weggenommen hatte, stieß er ein mürrisches Geheul aus, wie ein verdrossenes Kind. Als dieser Trost keinen Erfolg hatte, warf er sich platten Bauchs auf den Boden, schlug die Erde mit der Faust, schrie, weinte und heulte länger als eine halbe Stunde. Als man ihm endlich die Frucht zurückgab, warf er sie seinem Herrn an den Kopf. — Sein liebster Umgang war ein Negrito von Manilla; auch spielte er gern mit Kindern. „Eines Tages, als er sich mit einem Mädchen von vier bis fünf Jahren auf einer Matte umherwälzte, hielt er plötzlich im Spielen inne und gab sich einer höchst genauen anatomischen Untersuchung des Kindes hin. Das Resultat seiner Untersuchungen erstaunte ihn sehr; er zog sich in einen Winkel zurück und wiederholte an sich selbst die nämlichen Untersuchungen, welche er an seiner kleinen Kameradin angestellt hatte.“

Im Jahre 1836 mengte sich der berühmte Gelehrte und Naturforscher Geoffroy-St.-Hilaire unter die Menge, welche die Ankunft eines Orang nach dem Pariser zoologischen Garten zog, um ein Urtheil über dieses Thier aus dem Munde von Leuten zu vernehmen, welche ganz ohne Vorurtheil und unbekannt mit den Regeln der systematischen Classification seien. Das Resultat, welches den Gelehrten selbst überraschte, war, daß Alle einstimmig erklärten, das Thier aus Sumatra sei weder ein Affe, noch ein Mensch. „Keines von Beiden!“ Dies war der allgemeine Eindruck, den Alle empfingen.

Dr. Abel auf Java hatte einen jungen Orang-Utan, der sich auf einem großen, neben der Wohnung stehenden Tamarindenbaum jeden Abend mit Zweigen und Blättern ein förmliches Bett zurecht machte. Auch später auf dem Schiffe, mit welchem Dr. Abel nach Hause zurückkehrte, machte er sich ein Bett aus Segeltüchern und wickelte sich selbst darin ein. Fehnten die Lächer, so nahm er die Hemden und Kleider der Matrosen, die zum Trocknen aufgehängt waren.

Bosmaër hatte einen Orang, der dieselbe Geschicklichkeit im Arrangiren seines Bettes zeigte.

W—r erzählt ganz Aehnliches aus dem Leben eines Orangs (Gartenlaube 1860, Nr. 2). Als man mit dem Schiffe, auf dem sich der Affe befand, in kältere Gegenden kam, kam der Orang nie auf das Verdeck, ohne seine wollene Decke mitzubringen und sich in dieselbe einzuhüllen. Das Bett nahm

*) Auch das Tragen von Kleidern hat man als ein ausschließliches Vorrecht des Menschen zu bezeichnen versucht, obgleich so viele wilde Völker nackt gehen und selbst Thiere, wie obiges Beispiel zeigt, Neigung zur Bekleidung zeigen.

er sogleich gerne an, obgleich er ein solches früher nie gekannt hatte, und machte jedesmal vor Schlafengehen zwei- oder dreimal daran zurecht. Er schlief jedesmal genau zwölf Stunden. In der Küche pflegte er, um dem Koch einen Poffen zu spielen, die Wassertrahnen aufzudrehen. Gläserne Gefäße u. dergl., in denen er Wein oder andere Getränke erhielt, schlug er nie entzwei, sondern setzte sie sorgfältig nach dem Gebrauch bei Seite. Seine Gesichtszüge liebten sich, ähnlich wie bei den Angehörigen wilder Völker, immer gleich. Er starb durch Austrinken einer Rumflasche, welche er gestohlen, entforckt und entleert hatte. Während der Krankheit fühlte man ihm öfter an den Puls, und sofort streckte er jedesmal, wenn sein Herr an sein Bette trat, ihm die Pfote entgegen.

In ähnlicher Weise erzählt man von einem Chimpanse, dem man während einer Krankheit zur Aber gelassen, und der nun jedesmal, wenn er sich unwohl fühlte, seinen Arm entgegenstreckte. —

Ueberhaupt werden die großen Affen in der Gefangenschaft und im Umgang mit dem Menschen ganz andre Wesen, als in der Wildheit. Sie gewöhnen sich an das Tragen von Kleidern, trinken aus Gläsern, bedienen sich eines Pöf fels und einer Gabel, entforcken die Bouteillen, reinigen Stiefel und Kleider und sollen am Kap sogar zu einer Menge nützlicher Haus- und Feldarbeiten verwendet werden. Auf Schiffen sollen sie beim Einreffen und Festbinden der Segel behülfslich sein. Sie machen sich ein Bett mit erhöhtem Kopfkissen zurecht, zeigen Neigung zu Damen, zünden Feuer an und rösten Speisen daran, säubern Möbel ab, reinigen den Boden, versuchen Schlösser zu öffnen u. s. w. Buffon's berühmter Chimpanse reichte Besuchern die Hand, ging mit ihnen Arm in Arm, aß am Tische sitzend und mit einer Serviette, brauchte Pöffel und Gabel, wuschte den Mund ab, schenkte ein Glas ein, holte Kaffee, that Zucker hinein u. s. w. A. Bastian sah auf einem englischen Kriegsschiffe einen Affen unter den Matrosen sitzen und, wie sie, eifrig nähen. Joffe erzählt von einem Orang, der mit allen Leuten auf dem Schiffe in gutem Einvernehmen stand, außer mit dem Fleischer, dem er sich nur furchtsam nahte, und dessen Hände er prüfend untersuchte. Degrand pré erzählt von einem Chimpanse, der auf einem Schiffe den Ofen heizte, keine Kohlen herausfallen ließ und den Bäcker herbeirief, wenn der Ofen warm war. Le Baillant hatte einen Affen, den er zum Wurzelsuchen verwendete und der heimlich davon zu verzehren suchte, sie aber jedesmal schnell verbarg, wenn er überrascht wurde.

Werner Munzinger, der berühmte Reisende, erzählt, daß die Affen, welche in der Nähe von Dörfern leben, z. B. die Angehörigen des berühmten Affen=Staates bei Karen, sich an den Menschen gewöhnen und ihm nie etwas zu Leide thun, während die Affen der Wildniß, die ihn selten zu Gesicht bekommen, ihn als Feind betrachten und angreifen, wenn er einzeln oder zu zwei ist. An mehrere Menschen dagegen wagen sie sich nicht heran.

Die Menschenähnlichkeit der großen Affen macht auch bekanntlich die Jagd auf dieselben zu einer sehr aufregenden und unangenehmen, und schon Du Chailly hat in seinem großen Reiseverf darüber sehr interessante Mittheilungen gemacht. „Es ist,“ sagt Brehm (Gartenlaube 1862, Nr. 40), „eine ganz eigenthümliche Sache mit dem Affenjäger; auch der abgehärtete Jäger

kann den Gedanken nicht los werden, daß er durch die Tödtung eines Affen einen Mord begangen habe. Der sterbende Affe geberdet sich so menschlich, daß es einem eiskalt über den Rücken läuft, wenn man sich als Mörder desselben erkennen muß.“ (Nebenbei bemerkt, hat der Naturforscher Schimper, der 28 Jahre in Abyssinien lebte, Drehm versichert, daß die Angriffe männlicher Affen auf weibliche Menschen keine Fabeln sind.)

Dr. Voerlage schoß in Java eines Tages nach Affen und traf bei dieser Gelegenheit eine Affenmutter. Sie stürzte, tödtlich getroffen, ein Junges mit den Armen fest umschließend, vom Baume herab und starb weinend. Es war dies für ihn und seine Jagdgefährten eine so erregende Scene, daß sie fest beschloßen, nie wieder Affen zu schießen. Einen ganz ähnlichen erschütternden Eindruck machte der Anblick eines sterbenden afrikanischen Affen auf einen der Offiziere der britischen Untersuchungs-Expedition des Capt. Owen, der am Zaire denselben tödtlich verwundet hatte und so ergriffen wurde, daß er den festen Vorsatz faßte, nie wieder ein solches Vergnügen zu suchen.

Man vergleiche übrigens beglücklicherweise die großen Affen und ihrer weitgehenden Intelligenz auch noch die Mittheilungen, welche der Verfasser dieses Buches nach Du Chaillu über den Gorilla, den Kulu-Kamba und den Nschiego-Mbouvé oder nesterbauenden Affen in Afrika auf Seite 299—307 seiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft“ gemacht hat. — Sehr interessante Beispiele über die weitgehende Intelligenz und über menschenartige Gewohnheiten der Affen (sowie auch anderer Thiere) hat auch Darwin in seinem Buch über die Abstammung des Menschen (Seite 34 u. flg.) gesammelt.

(67) ebensowenig durch die Thatfachen bestätigt finden — Es gibt Menschen und Menschenrassen, welche kaum mehr Verstand besitzen, als gewisse Thiere, und welche ebensowenig wie diese einen Begriff von Religion oder von einer moralischen Welt haben. Die niedrigst stehenden Stämme unter den f. g. Oceaniern und Afrikanern (wie Australier, Neuholländer, Südsee-Neger, Buschmänner, Central-Afrikaner u. s. w. u. s. w.) entbehren aller allgemeinen Ideen oder abstrakten Gedanken. Vergangenheit und Zukunft bekümmern sie nicht, sie leben nur in der Gegenwart. Der Australier hat keine Worte für die Begriffe Gott, Religion, Gerechtigkeit, Sünde u. s. w.; er kennt fast keine andere Empfindung, als die des Nahrungsbedürfnisses, dem er auf jede Weise zu genügen trachtet, und gibt dieses dem Reisenden durch rohe Geberden oder Grimassen kund. „Die Fähigkeit des Ueberlegens und Schließens“, sagt Pale (Natives of Australia etc. 1846) von den Australiern, „scheint bei ihnen sehr unvollkommen entwickelt. Die Gründe, welche die Colonisten zu ihrer Ueberzeugung oder Ueberredung gebrauchen, sind meist solche, welche man bei Kindern oder halb Wüßsinnigen anwendet.“

Ein interessanter (in Nr. 15 des „Ausland“ vom Jahre 1861 im Auszug mitgetheilte) Brief einer Frankfurter Dame, Frau Dr. Bingmann, welche mit ihrem Gatten nach Australien übersiedelte, schildert die Australier als eine Rasse, welche an Bildungsfähigkeit tiefer steht, als jede andre. Sie leben ganz nackt in Hütten aus Baumrinde, worin sie mit den Hunden schlafen. Sie ertragen Hunger, Durst, Kälte, Nässe mit Indolenz, essen Alles, Insekten, Schlangen, Würmer, Wurzeln, Beeren u. s. w., haben keine festen Wohnsitze,

keine Stammes-Eigenthümlichkeit, und sind vollständig unclassificirbar. Die Missionäre haben längst alle Versuche hierzu aufgegeben; denn wenn man sie taufte, ist es nicht anders, als ob man einen Hund oder ein Pferd getauft hätte, sie verstehen nichts von der Bedeutung des Aktes. Jeder Distrikt hat einen andern Dialekt, so daß sie in Entfernungen von je 50—60 Meilen einander schon nicht mehr verstehen. Die Ehen sind sehr locker; Kindermord ist ganz allgemein; die Alten werden umgebracht. Mit 10—12 Jahren sind sie bereits ausgewachsen, und sie leben durchschnittlich nicht mehr als 36 Jahre. Hohes Lebensalter ist sehr selten. Geistig sind sie nach Frau Dingmann nur Kinder; sie finden nur Vergnügen an kindischen Possen und Ländeleien. Sie leben nur in der Gegenwart und denken weder an Vergangenheit, noch an Zukunft. Sie haben keine Spur geschichtlicher Ueberlieferung, keine Ideen über Gott oder zukünftiges Leben und nur Zauberei-Glauben. Principien kann man ihnen nicht beibringen; für alle Moral sind sie todt. Sie kennen kein Gefühl, kein Seelenleben, keine Liebe, keine Dankbarkeit, sondern nur moaslose Leidenschaft und die Empfindung ihrer Nichtigkeit gegenüber der weißen Rasse. Ihr völliges Aussterben ist nur noch eine Frage der Zeit. — Wie sich die Thiere in Australien durch ihre Abtrennung von der übrigen Welt auf einer älteren und unvollkommenen Stufe erhalten haben, so scheint es auch mit den dortigen Menschen zu sein.

1864 legte Prof. Schaaffhausen der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde photographische Abbildungen der ihrem baldigen Aussterben entgegengehenden Eingebornen von Wandiemensland in Australien vor, welche er von dem englischen Bischof in Tasmanien, Herr R. N. Nixon, erhalten hatte, und bemerkte dazu nach zuverlässigen Quellen, daß die Bilder eine so überraschende Ähnlichkeit mit den Affen zeigten, wie sie kaum bei einer andern menschlichen Rasse vorhanden sei. Nixon habe von jedem Versuche einer Belehrung absehen müssen, weil die Armuth ihrer Sprache und Begriffe jede höhere religiöse Vorstellung unmöglich mache.

Die mit den Fidjisch-Insulanern verwandten, zu den f. g. Papua's gehörigen Ureinwohner der Insel Neu-Caledonien in Australien haben nach dem Bericht des Herrn von Rochas gar keine Scham, gehen ganz nackt und begehen eine Menge geschlechtlicher Ausschweifungen der niedrigsten Art. Sie haben Intelligenz, wie die Thiere, aber gar keine sittlichen Regungen, sind treulos im höchsten Grade, meineidig, hinterlistig, schlagen von hinten nieder, essen Menschenfleisch, und zwar nicht bloß von Fremden, sondern auch von Angehörigen, können nur sehr schwierig und nur die niedrigsten Zahlen zählen, gebrauchen starke Abortiva und begraben ihre Greise lebendig. Hat ein Häuptling Hunger, so schlägt er kurzweg einen seiner Unterthanen nieder. —

Wenden wir uns von Australien nach Afrika, so begegnen wir bei den dortigen niedersten Menschenrassen ganz derselben thierischen Erniedrigung und Vernunftlosigkeit. „Es genügt“, sagt Eichthal (Briefe über die Negerrasse, 1839), „Schwarze gesehen und einige Zeit mit ihnen gelebt zu haben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier eine von der des Weißen verschiedene Menschen-Natur vorliegt.“ Den Neger Ost-Afrika's schildert der erfahrene englische Reisende Burton als ein Wesen ohne jeden Moralbegriff, sowie ohne jedes, über den nächsten Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren hinausreichendes

Denken. Er hat oder kennt kein Gewissen, keine Logik, keine Geschichte; keine Poesie, keinen Glauben, außer dem rohesten Aberglauben, kein Familienleben, keine Anhänglichkeit an Verwandte, keinen Trieb zur Arbeit, keine Dankbarkeit, kein Mitleid, keine Sorge für die Zukunft u. s. w. Er ist geistig ganz unfruchtbar und kann wohl beobachten, aber nichts aus dem Beobachteten ableiten. Daher ist er auch ganz in den ersten Anfängen der Civilisation stehen geblieben und hat seit Jahrtausenden keinen Fortschritt gemacht, obgleich er genug Berührung mit cultivirten Völkern gehabt hat. Er läßt, auch ohne Zweck und Nutzen, und ist im höchsten Grad widerspenstig und eigensinnig, wie es gewisse Thiere zu sein pflegen. Sein s. g. Fetischismus ist nur roher, sinnlicher Aberglaube und Ausdruck einer verächtlichen Furcht. Hat er Jemanden getödtet, so ist seine einzige Sorge die, daß der Geist des Getödteten ihn belästigen möge. Er vereinigt alle Unfähigkeit und Leichtgläubigkeit der Kindheit mit der Störrigkeit und Stupidität des Alters.

Aehnliche Erfahrungen machte der berühmte Reisende S. W. Vater auf seiner Reise in die Region der Nilquellen (Exploration of the Nil Sources 1866). Er nennt die s. g. Kytsh-Neger am weißen Nil reine Affen und erzählt, daß sie sich in ihrer Nahrung lediglich auf das verlassen, was die Natur ihnen bietet. Sie liegen stundenlang am Boden und warten, bis sie eine Feldmaus ergreifen können. Sie gehen völlig nackt und beschmieren ihren Körper mit Asche. Ich habe, sagt Vater, nie so entsetzlich niedrig stehende Wilde gesehen, wie diese. Die Mission ist unter den Negern des Sudan unnütz. Der Missionär Moorlang sagt von ihnen, sie sündeten tiefer als das Vieh und seien allen moralischen Gefühlen unzugänglich. — Dieselben Erfahrungen machte Vater bei den s. g. Latuka-Negern, einem Stamm im Innern Afrikas. Sie kennen weder Dankbarkeit, noch Mitleid, noch Liebe, noch Selbstverleugnung, sie haben keine Idee von Pflicht oder Religion, wissen nicht, was gut, ehrlich, rechtschaffen ist, und kennen nur Begehrlichkeit, Selbstsucht Grausamkeit und vor Allem Gewalt. Alle sind diebisch, faul, neidisch und stets bereit, ihren schwächeren Nebenmenschen auszuplündern und in die Sklaverei zu verkaufen.

Aehnliches oder Gleiches gilt von einer Unzahl weiterer afrikanischer Stämme, so von den s. g. Mpongwe's in Centralafrika, von welchen der amerikanische Missionär John Leighton, der vier Jahre unter ihnen gelebt hat, berichtet, daß sie weder Religion, noch Priester, noch Opferdienst, noch religiöse Versammlungen besitzen; von den Bechuana's, über welche Livingstone, Andersson u. A. berichtet haben; von den Kaffern, den Hottentotten, den Buschmännern (welche letzteren unter die am tiefsten stehenden Menschenrassen gezählt zu werden pflegen und auf den Steppen des südlichen Afrika in mit den Händen gegrabenen Erdböchern hausen, von Insekten, Gevültern und kleinen Vögeln sich nährend, die sie ungerupft verschlingen) u. s. w. Alles, was diese Völker von Gott wissen oder zu wissen glauben, ist ihnen erst durch die Missionäre beigebracht worden.

Alle diese Stämme werden übrigens durch den äußersten Grad thierischer Wildheit noch übertroffen von den zwerghaften Doko's, welche im Süden Schoa's in einer noch unerforschten Gegend Abyssiniens in Afrika leben, und über welche der Missionär Dr. L. Krapf in einem englischen Werk über seinen

achtzehnjährigen Aufenthalt und seine Reisen in Ostafrika nach dem Bericht eines Sclaven von Emrea eingehende Mittheilungen macht. Die Doko's sind menschliche Pygmäen, welche nicht höher werden, als vier Fuß, und von dunkler Olivenfarbe. Sie treiben sich in den Wäldern umher und leben in durchaus thierischer Weise, ohne Wohnungen, ohne Tempel, ohne heilige Bäume u. s. w. Sie gehen ganz nackt, nähren sich von Wurzeln, Früchten, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig und klettern auf den Bäumen umher, wie die Affen. Sie haben keinen Häuptling, kein Gesetz, keine Waffen, keine Ehe, keine Familie und laufen bunt durcheinander, wie die Thiere, wobei sie sich schnell vermehren. Mütter säugen ihre Kinder nur kurze Zeit und überlassen sie dann sich selbst. Sie jagen nicht, graben nicht, säen nicht und kennen nicht einmal den Gebrauch des Feuers. Dennoch verzieren sie sich durch Halsbänder von Schlangentknochen. Sie haben dicke Lippen, platte Nasen, kleine Augen, lange Haare, lange Nägel an Händen und Füßen, mit denen sie in der Erde wühlen. Sie werden von stärkeren Stämmen gefangen und als Sclaven gebraucht. — Auch Du Chaillu fand bei seinen Reisen im aequatorialen Afrika in den Jahren 1863—1864 einen ähnlichen zwerghaften Menschenstamm, welche die Dongo oder „Zwerge“ heißen. Ihre Größe beträgt 4—5 Fuß, ihre Haut ist schmutzig gelb, sie haben ein schmales Vorderhaupt, aber starke Vordrehne und einen unbezähmbar wilden Blick. Die Beine sind kurz, Brust und Schenkel mit Wolle bedeckt. Sie leben von der Jagd, von Wurzeln und wilden Früchten, beerdigen ihre Todten in hohlen Bäumen, reden eine sonderbare Sprache und wohnen in Laubhütten. (Siehe „Ausland“, Nr. 14. 1867).

Eine diesen beiden Berichten sehr analoge oder ähnliche Mittheilung über die Urbewohner der Philippinischen Inseln im stillen Ocean findet sich in Karl Freiherrn von Hügel's Werk: „Der stille Ocean und die spanischen Besitzungen im ostindischen Archipel“ (Wien 1860. R. X. Hof- und Staatsdruckerei, als Manuscript gedruckt). Dieser ausgezeichnete und berühmte Naturforscher sagt (S. 358): „Die Ureinwohner der Philippinischen Inseln sind, wie schon früher erwähnt, mehr als wahrscheinlich jene schwarze Menschenrasse, welche die Spanier wegen ihrer kleinen negerhaften Gestalt Negrillos de montes, Berg-Negerchen, nannten. Ich sah mehrere derselben in Manila, die als Kinder gefangen wurden und nun in ihrem Zustand zufrieden zu sein schienen, ungefähr wie ein Papagei, welcher zahm wird, wenn man ihn vom Neste aus aufzieht, und dann mit seinem täglichen Futter zufrieden ist. Den eingefangenen Erwachsenen ist jedoch, wie allen diesen schwarzen Ureinwohnern, ungebundene Freiheit mehr werth, als ruhiges, sorgenfreies Leben; und gezwungen zurückgehalten, obgleich mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, sollen sie an dem Heimweh sterben. Dieser Neger lebt wie ein wildes Thier in Bergen und Wäldern: er ist von unansehnlicher Gestalt, zwerghaftem Wuchse, ausgezehrtten Armen und Beinen, magerem Körper mit schwarzen und rothen Haaren bedeckt; das Haupthaar schwarz und wollig. Der wilde Negrillo ist kein geselliges Wesen; er lebt immer für sich allein mit seiner Frau, wenn er sich eine verschaffen kann. Diese Eigenthümlichkeit trug mit zu der Schwierigkeit bei, sie zu civilisiren oder auch nur zum Hausthiere zu machen. Ohne feste Wohnung durchziehen sie Berge und Wälder und schlafen unter Bäumen, wozu ihnen die Abwesenheit reisender

Thiere die Möglichkeit gibt. Sie leben vom Fischfange und von der Jagd und wissen sehr geschickt ihre Pfeile zu gebrauchen. Diese Negrillos halten sich nur in den Bergen von St. Matteo und Maribeles auf, dann in der Provinz Locos Norte. Auf der Insel Negros, die von ihnen den Namen hat, sind sie häufig. Daß sie eine eigenthümliche, wohl sehr arme Sprache besäßen, versteht sich von selbst; wie diese beschaffen sei und ob in verschiedenen Provinzen die Negrillos, wie wahrscheinlich, verschiedene Sprachen reden, darüber konnte ich nichts erfahren. Niemand in Manila war im Stande, mir Auskunft zu geben; sie werden daselbst überhaupt als um nichts besser als eine Art Affen angesehen und behandelt.“ Die Zehen dieser halb in Erdböchern, halb auf den Baumen lebenden Wilden sind sehr beweglich und weiter auseinanderstehend, als bei uns; namentlich steht die große Zehe weit ab. Sie halten sich damit, wie mit Fingern, an Baumzweigen und Seilen fest. —

Auch die übrigen Inseln des großen Ostindischen Archipels beherbergen zahlreiche ähnliche, womöglich noch näher an die Thierheit streifende Menschengestalten. Im Innern der großen Insel Borneo hat man vier Fuß große, dunkelrothe, von Haaren bedeckte Wilde mit runzlicher Haut gefunden, welche weder Wohnplätze, noch Familie kennen, in Höhlen oder auf Bäumen schlafen, von Ungeziefer leben und sich gegenseitig aufessen. Sie können weder gezähmt, noch zu einer Arbeit gebraucht werden. Sie haben ein menschliches Gesicht, aber eine Sprache, welche mehr einem thierischen Geschnatter, als menschlicher Ausdrucksweise gleicht. Auf der Insel Sumatra hatte der Amerikaner Gibbon Gelegenheit, einen f. g. Drang-Kabu oder Ureinwohner zu sehen. Er ging ganz nackt, und sein Körper war über und über mit dunklen, weichen Haaren bedeckt. Die Drang Kabu sollen keine eigne Sprache haben, sondern nur wenige malayische Worte mühsam aussprechen lernen. Derselbe Reisende gedenkt noch eines andern Stammes, der Drang-Gugur, deren Körper ebenfalls die größte Affenähnlichkeit wahrnehmen lasse.

De la Girronnière erzählt von den Ajetas, welche das gebirgige Innere der Insel Luzon (Philippinen) bewohnen: „Das Volk erschien mir mehr, wie eine große Familie von Affen, denn als menschliche Wesen. Ihre Laute gleichen dem kurzen Geschrei dieser Thiere und ihre Bewegungen waren dieselben. Der einzige Unterschied bestand in der Kenntniß des Bogens und des Spießes und in der Kunst, Feuer zu machen.“ (W. Earl, Native races of the Indian Archipelago. London, 1853.) —

Wenden wir uns von den Ostindischen Inseln hinüber nach dem Asiatischen Festland, so begegnen wir auch hier in den unzugänglichen Wildnissen Indiens menschlichen Wesen, welche — wahrscheinlich Ueberreste der ehemaligen indischen Urbevölkerung — den Beobachter bei dem ersten Anblick zweifeln lassen, ob er Menschen oder menschenähnliche Affen vor sich habe. In den Gärten der mächtigen indischen Dschungeln begegnete eines Tages der alte Schitari oder Jäger (The hunting grounds of the Old World, by the Old Shekarry, citirt im „Ausland“ 1860, Nr. 39) wilden Menschen, welche in Baumen lebten. Es waren ein Mann, ein Weib und ein Kind von dunkler Olivenfarbe, der größte von ihnen nicht höher als vier Fuß. Sie waren ganz ohne Kleidung und hatten kleine, sehr scharfe Augen und ein runzliges Gesicht. Die Nase war flach, der Mund weit, die Zähne waren groß und gelb, die

Arme lang und weß, die Nägel wie Klauen. Der Entdecker hielt sie Anfangs für wirkliche Affen und mußte sie lange betrachten, bis er die Ueberzeugung gewann, daß sie Menschen seien. Damit stimmt überein, was Piddington, ein englischer Colonist, in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von Bengalen (24. Band, pag. 207 und im Ausland, 1855, Nr. 50, citirt) über die indischen „Affenmenschen“ mittheilt, sowie dasjenige, was Freiherr von Hügel (Amtlicher Bericht der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag, 1837, S. 44) von den Bewohnern einiger Gebirgsgegenden Indiens berichtet hat, die er noch unter die Neuholländer stellt, weil sie es noch nicht zur Bildung einer Horde gebracht hätten und man kaum eine Familie vereinigt finde. Mann und Frau leben einzeln und klettern affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen zufällig begegnet. Piddington beschreibt den einen der von ihm gesehenen Wilden als „klein, plattnasig, mit maulaschenähnlichen, bogenförmigen Runzeln um den Mund und auf den Wangen, mit sehr langen Armen und röhlichen Haaren auf der rauhen, schwarzen Haut. „Hätte man ihn“, so setzt er wörtlich hinzu, „zusammengelauert in einem dunklen Winkel oder auf einem Baum gesehen, man würde ihn für einen großen Drangutan gehalten haben.“

Einer der neuesten Berichte über wilde Menschenstämme in Indien wurde 1865 der Londoner Anthropologischen Gesellschaft von Dr. Schott Zillah, Arzt in Chingleput, vorgetragen. Einer der merkwürdigsten dieser Stämme sind die s. g. Leaf Wearers (Blättertragende Menschen), welche einige Gegenden von Orissa bewohnen. Sie werden nicht größer, als 4—5 Fuß, und die Weiber bekleiden sich nur mit Baumzweigen, welche sie um die Taille mit Schnüren festbinden. Man betrachtet sie als den Auswurf der Provinz, deren entfernteste und wildeste Theile sie bewohnen. Sie leben theils von gekochtem Reis, theils von wilden Früchten, Wurzeln u. s. w., haben keine Priester, keine Erziehung, keine Schriftsprache, keine Gottesverehrung u. s. w., dagegen aber gläubische Gebräuche. Ihre einzigen Werkzeuge sind Pfeil und Bogen und eine Art zum Fällen des Holzes. —

Nicht minder reiche Ausbeute in Bezug auf den wilden oder Urzustand unsres Geschlechtes liefert der große amerikanische Continent. Die Indianer am Ucayale, schreibt Castelnau (Reisen in Peru), scheinen kaum unsrer Menschengattung anzugehören. Ihre braune Farbe, ihr dicker, fast kugelförmiger Bauch, ihre mageren Arme und Beine und die sonderbare Gestaltung ihres (künstlich entstellten) Kopfes lassen sie als Wesen ganz anderer Art erscheinen. Die s. g. Cahibes in Südamerika sind, ebenso wie die zum Theil schon geschilderten Australneger (welche nach dem vielerfahrnen Reisenden Moriz Wagner ohne Dörfer, ohne Hütten, ohne Handel, ohne Kleider, von Wurzeln, Baumfrüchten, Schnecken und im Nothfall von den eigenen Kindern leben und ihrer grenzenlosen Stupidität wegen nicht einmal als Sklaven zu gebrauchen sind) enragirte Menschenfresser, welche sogar ihre eignen Kinder und die Greise verzehren. — Die Digger- oder Pau-Cutaw-Indianer schildert der Verfasser von „Ein Ritt durch die große, amerikanische Wüste und die Felsengebirge“ (Ausland 1857, Nr. 13) als „die herabgelommensten und elendesten Wesen, welche den nordamerikanischen Continent bewohnen. Ihre sadähnliche Bekleidung ist von der dürtigsten Art; ihre Speise

ist entsehrlich; die Hunde- und Rattenbraten der Chinesen sind gegen sie epieu-
 rätsche Gerichte. Einige brachten Eidechsen mit in das Lager und aßen sie
 roh und ohne andre Präparation, als das Ausreißen der Schwänze. Ihr
 Haar ist lang und fast so grob, wie die Mähne des Maulthieres. Ihr Gesicht
 ist jedes geistigen Ausdruckes baar; und, ausgenommen das Auge, das merk-
 würdig wild ist, sind die Züge in keiner Weise bemerkenswerth. Der Reisende
 kann nur eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihnen und den wilden Thieren
 entdecken, sowohl was ihre Sitte als auch was ihr Aeußeres betrifft. Ich habe
 oft beobachtet, wie sie den Kopf beim Gehen rasch von links nach rechts drehen,
 grade wie der Prairie-Wolf. In ihrer Gefräßigkeit haben sie mehr mit einer
 Anakonda, als mit einem menschlichen Wesen, Aehnlichkeit. Es ist mir von
 mit ihren Sitten genau bekannten Leuten gesagt worden, daß fünf oder sechs
 solcher Indianer sich um ein todttes Pferd setzen und so lange fressen, bis nichts
 als die Knochen übrig bleiben.

„Wir schenken ihnen die Ueberbleibsel unsres getrockneten Rindfleisch's,
 das verdorben und schimmlicht war. Dies aßen sie begierig, und als sie
 sahen, daß Nichts mehr zu bekommen war, drückten sie ihre Genugthuung
 dadurch aus, daß sie ihre Bäuche rieben und in einer Weise grunzten, die
 einer Heerde Schweine wohl angefaunden haben würde.“ —

„Die Indianer,“ sagt der Verfasser einer Landreise von Neujiort nach
 Californien in Diezmann's „Aus der Fremde“ — „sind Kinder. Ihre
 Künste, Kriege, Verträge u. s. w. gehören dem niedrigsten Zustand der mensch-
 lichen Gesellschaft an. Eine Gesellschaft zehn- bis fünfzehnjähriger Knaben ist
 ebensogut im Stande, sich zu regieren, als ein Stamm Indianer, und die
 Ureinwohner Amerika's werden binnen fünfzig Jahren vom Boden ihrer Väter
 verschwunden sein, u. s. w. Der Indianer Cooper's und Longfellow's
 ist nur für das Auge des Dichters sichtbar; dem prosaischen Beobachter er-
 scheint der Indianer als ein Geschöpf, das der menschlichen Natur gar nicht
 zur Ehre gereicht, ein Sklave des Hunger's und der Faulheit u. s. w.“

Der Brasilianische Waldmensch oder Botokude ist nach Dr. Ro-
 bert Abé-Lallemant's Bericht (Reise durch Nordbrasilien, 1859) gänzlich
 naht und ohne das geringste Gefühl von Schaamhaftigkeit. Er hat dünne
 Schenkel und Waden, lange, magre Hände, großen Rumpf, dicken Bauch,
 flache, schmale und knochige Stirn. Er hat kein Interesse für irgend etwas
 Besonderes; seine Augen sind ohne Glanz und Seele, der Blick ist stier, matt,
 haltlos. In Gegenwart des Europäer's ist er scheu, verlegen, drückt sich zur
 Seite. Er trägt hölzerne Stöpsel in Lippen und Ohrkläppchen, ist bedeutend
 kleiner, als der Europäer und erscheint im näheren Umgang wie ein gut-
 mülthiger Affe. Wollte Lallemant ihnen durch Zeichen etwas begreiflich
 machen, so ahmten sie, ähnlich den Affen, ihm Alles nach, was er machte.
 „Ich überzeuete mich mit tiefer Wehmuth, daß es auch zweihändige Affen
 gäbe.“ Sie sind auch Menschenfresser und durchaus nicht im Stande, das
 Abscheuliche dieser Sitte einzusehen. Nichts reizt ihre Neugier oder ihre Auf-
 merksamkeit. Sie sprechen wenig unter sich und lassen vielmehr ein gegen-
 seitiges Angrunzen, Anschnüffeln u. s. w. bemerken. Moralische Begriffe feh-
 len ihnen gänzlich. Entweder ist ein Mensch für sie Freund und alsdann
 gut, oder ein Feind und alsdann schlecht. Ihr Essen geschieht schmauzend,

Ähnlich den Schweinen. — 1863 gab Adolphe d'Assier in der Revue des Deux Mondes zwei Abhandlungen über den brasilianischen Bototuben, worin er sagt, daß ihm moralische Begriffe ganz fehlen. Das Unstittliche ist für ihn das Normale, das Sittliche das Sporadische oder Ausnahmeweise. Ein ehrlicher Mann heißt bei ihnen „Nichtdieb“; die Wahrheit „Nichtlüge.“

Am 19. September 1868 gab in der vierten Sitzung des internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte in Bonn (Sektion für Urgeschichte) Herr Otto Schmitz einen sehr ausführlichen Bericht über die zwischen den Flüssen Rio grande del Norte und Rio Colorado wohnenden wilden Apatzche-Indianer, unter denen er mehrere Monate sich aufzuhalten genöthigt gewesen war, und welche ebenfalls den äußersten Grad thierischer Rohheit wahrnehmen lassen. Sie gehen ganz nackt, wobei ihre leberartige Haut ein Ersatz der Kleidung zu sein scheint, schlafen in Erdhöhlen, nähren sich von Früchten, Beeren, Ungeziefer und gestohlenen Pferden oder Eseln, haben keine anderen Geräthe, als Bogen und Speiß und gehen vereinzelt oder in kleinen Trupps ohne Oberhaupt. Nur zu größeren Raubzügen vereinigen sie sich unter Häuptlingen. Sie kennen keine Ehe, sondern nur ein längeres oder kürzeres Zusammenleben der Geschlechter, wobei sich die Kinder schnell unter der Horde verlieren, haben keinen Begriff von ihrem Lebensalter oder vom Zählen der Jahre, kennen keine Ärzte, waschen ihre Kinder nicht, sondern bepudern sie mit Sand, lassen ihre Kranken oder Todten am Wege liegen und wissen kann Etwas von Todtenklage. „Die Anschauung, daß der Todte weiter lebe, daß es anderswo besser sein könne, als hier, oder eine Vorstellung des großen Geistes, wie sie bei vielen Indianern sich findet, ist nicht vorhanden. Das einzige Fest, welches sie feiern, ist die Vollmondfeier.“ Die Thiere werden nicht geschlachtet, sondern lebendig auseinandergerissen. Schwache oder Verkrüppelte werden beim Raubzug zurückgelassen, um zu verhungern, oder niedergemacht. Der Apatzche spricht wenig und mehr in Geberden, als in Lauten, kennt weder einen Gruß der Begegnung, noch des Abschied's, spricht mehr in abgebrochenen Sätzen, als in zusammenhängenden Worten; seine Laute sind so überwiegend guttural, daß eine laute Rede fast unmöglich ist. Das wichtige Hilfszeitwort „sein“ existirt nicht. Ihr Zählsystem ist ein decimales, wie bei den meisten wilden Völkern.

Die Bewohner des s. g. Feuerlandes an der Südspitze Amerika's sind nach dem Herzog von Argyll (Primeval Man, 1869, S. 167) vielleicht die niedrigststehenden aller Menschen-Klassen. Sie sind Menschenfresser aus Gewohnheit, tödten und essen ihre alten Weiber lieber, als ihre Hunde, gehen vollkommen nackt, haben häßliche, mit Farben beschmierte Gesichter, eine schmutzige, schmierige Haut, wirres Haar, mißklingende Stimmen und gewaltthätige Manieren. „Wenn man solche Menschen sieht“, sagt Darwin (Weltumsegelung des Schiffes Beagle) „so kann man sich kaum überreden, daß sie gleiche Geschöpfe mit uns und Bewohner derselben Welt sind.“ —

Begeben wir uns von dem äußersten Süden unserer Erdkugel nach deren äußerstem Norden, so finden wir auch hier ein gleiches oder ähnliches Schauspiel bei den Bewohnern der Gegenden des nördlichen Eismeres oder bei den s. g. Eskimo's. „Der Eskimo“, sagt der englische Seefahrer John Ross (Narrative of a Second Voyage etc. 1835. S. 448) „ist ein Raubthier, ohne

anderen Genuß, als den des Verzehrens; ohne jeden Grundsat, oder jede vernünftige Regung verschlingt er so lange er kann und so viel er sich zu verschaffen vermag, wie der Geier oder der Tiger. — Er ist nur, um zu schlafen und schläft nur, um so bald wie möglich wieder zu essen.“ Was ihre geistigen Fähigkeiten anlangt, so haben sie nach White's urne keine Kenntniß von Gott und leben ohne jede Form einer bürgerlichen Regierung, und John Ross sagt wörtlich über diesen Punkt: „Ich konnte nicht klar darüber werden, ob sie irgend Etwas von dem, was ich Ihnen deutlich zu machen suchte, indem ich die einfachsten Dinge in der einfachsten Weise erklärte, verstanden. Hätte ich vielleicht mehr erreicht, wenn ich ihre Sprache besser verstanden hätte? Ich habe sehr viele Ursache daran zu zweifeln. Daß sie eine gewisse Art von „in das Herz geschriebenen“ Moralgesetz haben müßten, konnte ich nicht bezweifeln; denn ihre Ausführung bewies es. Aber darüber hinaus war all mein Suchen vergeblich, und keinerlei Anstrengung führte mich zu Etwas, das der Erwähnung werth wäre. Bezüglich ihrer Meinungen über die wesentlichen Punkte dessen, worans man auf die Anwesenheit einer Art von Religion hätte schließen dürfen, war ich schließlich genöthigt, jeden Versuch aufzugeben, indem ich glaubte, zu zweifeln zu müssen.“ (a. a. O. S. 548.)

Mit diesem flüchtigen Abriss aus der Natur- und Sittengeschichte wilder Völker mag es an dieser Stelle genug sein, obgleich derselbe durch ähnliche oder gleichlautende Schilderungen überseeischer Reisenden aus den verschiedensten Gegenden der bewohnten Erde noch viel weiter hätte ausgebehnt werden können. Der rohe Wilde oder Urmensch ist eben seinem ganzen Wesen nach ein von dem gebildeten, an bestimmte Staats- und Gesellschafts-Einrichtungen gewöhnten und durch eine Jahrtausende alte Cultur erzogenen Culturmenschen so sehr verschiedenes Wesen, daß man beide unmöglich auf eine Stufe stellen und daraus ein ideales, allgemeingültiges „Wesen des Menschen“ nach der bekannten Manier der Idealphilosophen construiren kann. Erst die Erziehung, die Bildung, die Erfahrung, die Forterbung erworbener Fähigkeiten, die Uebung und Ausbildung des Gehirns und seiner Anlagen, die zahllosen Hilfsmittel und Anregungen der Cultur machen den gebildeten Menschen von dem, was er heutzutage ist und was er sein soll, und werden ihn wahrscheinlich mit der Zeit immer noch mehr umformen und weiter von seinem ursprünglichen thierischen Zustande entfernen. Zwar hat man alle jene, von uns geltend gemachten Erfahrungen an wilden und rohen Völkern dadurch zu entkräften gesucht, daß man dieselben als entartete, aus einem früheren und besseren Zustande der Cultur herabgesunkene und daher von der Idee der Menschheit in regelwidriger Weise sich entfernende Wesen darzustellen sich bemüht hat. Aber freilich fehlen — abgesehen von einzelnen Fällen, in denen jene Meinung zutrifft — alle Thatsachen, welche eine solche Anschauung bestätigen oder auch nur als wahrscheinlich erscheinen lassen könnten. Es ist ein allgemeines Gesetz der Natur, daß jede Degeneration oder Entartung zu einem frühzeitigen Lode oder Untergange führt, während jene Völker zum Theil bereits seit undenklichen Zeiten bestehen und sich oft einer großen, mit der Thatsache der Degeneration unvereinbaren Fruchtbarkeit erfreuen.

„Der unmittelbare Eindruck“, sagt Prof. Schaaffhausen (Ueber den Zustand der wilden Völker, S. 164) „den die ganze Erscheinung wilder Völker

macht, ihr inniger Zusammenhang mit der Natur des Landes, das sie bewohnen, der Mangel jeder Erinnerung an bessere Zustände, das körperliche Wohlbefinden und die physische Kraft, womit sie, von den Einflüssen der Cultur unberührt, sich erhalten, die Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation, die eine tiefere Stufe der Entwicklung verrathen, endlich das Fehlen solcher Zeichen der Fortkommenheit und des Verfalls, wie wir sie in bestimmten Fällen kennen, das Alles läßt uns glauben, daß die meisten der wilden Völker nie in dem Besitze einer höheren Cultur gewesen sind. Auch spricht für diese Ansicht der Umstand, daß viele der gesittetsten Völker der Gegenwart in der Vorzeit auf gleicher Stufe der Rohheit standen.“

(68) . . . Familienleben und in der Einrichtung der s. g. Ehe — Von dem Zustande der Ehe haben viele der geschilderten wilden Menschenstämme in Australien, Afrika, Asien u. s. w. so gut wie keinen Begriff, und das Familienleben steht bei ihnen auf der niedersten, ja auf einer noch niedrigeren Stufe, als bei dem Thier. Bei dem Ostafrikaner besteht, wie Burton berichtet, keine Anhänglichkeit zwischen Vater und Kind, sondern es herrscht im Gegentheil nach Beendigung der Kinderzeit eine natürliche Feindschaft zwischen Vater und Sohn, wie bei wilden Thieren. Die Kinder werden verkauft, die Frau nach Belieben vor die Thüre gejagt. Liebe kennt (nach S. W. Vater) der Endan-Neger nicht; das Weib ist nur Last- und Hausthier; überall herrscht Polygamie. — Bei den Australiern bekümmert sich nach Duboc die Mutter nur Anfangs um das Kind: später wird der ursprüngliche Zusammenhang ganz vergessen. Sie, sowie die meisten der Elbsee-Insulaner kennen keine wirkliche Ehe und besitzen daher auch nicht den Begriff der Vaterschaft. Daher beerben bei solchen Stämmen oft nicht die eigenen Kinder den Vater, sondern die Schwefterkinder. Ja es gibt sogar einen Stamm (die Banyanweji), wo nur die außer ihrer s. g. Ehe gebornen oder unehelichen Kinder den Vater beerben, mit Ausschluß der ehelichen! Ähnliche Fakta findet man übrigens auch, wie Sir John Lubbock (über den Urzustand der Menschheit) mittheilt, bei den alten Juden, Griechen und Römern, indem sich die Achtung des Weibes erst ganz allmählig mit dem Fortschreiten der Civilisation Bahn bricht. Manche Völker, z. B. die Aegypter, die Chinesen, die Griechen, die Inder haben sogar nach demselben Schriftsteller Traditionen oder geschichtliche Ueberlieferungen über die Einführung der Ehe und Heirath, was jedenfalls beweist, daß die Idee derselben nicht angeboren sein kann und nicht in dem menschlichen Wesen als solchem begründet liegt! Ja, es gibt eine Anzahl von Gründen, welche es als sehr wahrscheinlich, wenn nicht gewiß erscheinen lassen, daß allgemeine geschlechtliche Vermischung innerhalb einzelner Stämme oder Gesellschaften allgemeiner Charakter der menschlichen Urzeiten gewesen sei — woraus sich auch mit Leichtigkeit das Vorherrschen des s. g. „Mutter-Rechtes“ bei so vielen wilden Stämmen erklären würde. Man sehe Weiteres bei Darwin (Abstammung des Menschen) II, S. 315 u. fgd.

Die Wildesten der Wilden, die Doko's, die Wilden Borneo's u. s. w. endlich wissen gar nichts von Heirath, Ehe oder Familie und leben hant durcheinander, wie die Thiere. Sogar von den viel höher stehenden, schon geschilderten Apatches-Indianern in Amerika sagt Otto Schmitz, daß sie keine Ehe, sondern nur ein längeres oder kürzeres Zusammenleben der

Geschlechter kennen, und daß sich die Kinder sehr bald unter der Herde verlieren.

(69) oder in seinem gesellschaftlichen Wesen — Auch dieses ist erst Folge eines gewissen Grades gesellschaftlicher Entwicklung und bei den wilden Völkern so gering ausgebildet, daß sie ohne Häuptling und ohne sonstige, an den Zustand unserer Gesellschaft erinnernde Einrichtungen in Trupps oder Horden; wie wilde Thiere, durcheinanderlaufen. Andererseits ist das Princip der Vergesellschaftung oder Association bei manchen Thieren, namentlich bei den s. g. Gliedertieren, oft bis zu einem fast unglaublichen Grade entwickelt. Man denke an Bienen, Wespen, Termiten und Ameisen und deren wunderbare staatliche Einrichtungen, welche so weit gehen, daß z. B. die letzteren nach den bekannten Beobachtungen von Huber und Anderen untereinander förmliche Kriege führen, Raubzüge unternehmen, andere Ameisen als Sklaven mit nach Hause bringen und zur Dienstleistung verwenden, in ihren ausgebehnten und wohleingerichteten gesellschaftlichen Wohnungen andere Thiere als „Milchkühe“ unterhalten und ausmelken u. s. w. u. s. w. — Die Termiten oder weißen Ameisen haben einen vollständig organisirten Staat mit König, Königin, Arbeitern, Soldaten, Dienerschaft u. s. w. und machen einen zehn und mehr Fuß hohen Bau mit Domen, Thürmen, Myriaden von Zimmern, Corridoren, unterirdischen Gängen, steinernen Brücken und Bögen, Vorrathskammern u. s. w., dem an Festigkeit und Schönheit, sowie an Zweckmäßigkeit der Einrichtung kaum ein menschlicher Bau verglichen werden kann. In seinem Innern liegt eine s. g. Königswohnung mit Zimmern und Gängen ringsum für die Dienerschaft, sowie mit besonderen Bruträumen und Kinderstuben; endlich ein großer Gemeindepfad. Zur Ableitung des Regens gibt es zahlreiche Rinnen und Röhren mit unterirdischen Abzugskanälen u. s. w. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Termiten auch eine Sprache haben, mit deren Hilfe sie sich gegenseitig über sehr detaillirte Dinge verständigen. — Nicht minder merkwürdig sind die berühmten Hundestaaten in den nordamerikanischen Prairien mit förmlichen halbunterirdischen Städten, welche sich bisweilen bis zu einem Umfang von dreißig englischen Meilen ausdehnen und hunderttausende von Einwohnern haben. Nach den glaubwürdigsten Versicherungen von Augenzeugen lebt der Prairiehund in seinem Hause häufig zusammen mit einer Art kleiner Eule und mit der Klapperschlange, welches sonderbare gesellschaftliche Bündniß, wie es scheint, geschlossen wird behufs der Herbeischaffung der Nahrung und der Vertheidigung gegen Gefahr.

(70) oder in seiner Schaamhaftigkeit — Die Eingebornen von Neu-England in Australien entbehren vollständig alles Schaamgefühls und denken nie daran, ihre Schaamtheile zu bedecken. Die Australier würden, wie G. Pouchet mittheilt, in den Städten der englischen Colonie, wenn nicht die Polizei sie daran verhinderte, jeden Tag die öffentliche Schaamhaftigkeit in ähnlicher Weise verletzen, wie die Affen in einer Menagerie, und die Bewohner der Andaman-Inseln im Bengalischen Meerbusen begatten sich öffentlich. „Die Australier,“ sagen Lesson und Garnot (Annales des sciences naturelles 1867), „haben die Nothwendigkeit einer wollenen Bekleidung niemals anders empfunden, als um sich die Brust zu schützen; keine Idee von Schaam hat sie jemals an die Verhüllung ihrer Geschlechtstheile denken lassen.“ Gleiches oder Ähnliches

in höherem oder geringerem Grade findet sich bei den meisten wilden oder un-
erzogenen Völkern, welche in diesem Punkte ganz dem europäischen Kinde gleichen.
Auch bei hochstehenden Culturvölkern, z. B. den Japanesen, sind bekanntlich
die Begriffe der Schaamhaftigkeit ganz andere, als bei uns; und selbst die
hochgebildeten Nationen des Alterthum's, wie Griechen Römer, Aegyptier,
Phönicier u. s. w., huldigten in Bezug auf geschlechtliche Dinge einer Lascivität
der Sitten, von der wir uns heute kaum mehr einen Begriff zu machen im
Stande sind. (Siehe das Nähere darüber in dem interessanten Schriftchen von
Rosenbaum: Geschichte der Lustsünde.) Die zarte Rücksicht, mit welcher
heutzutage die Sitte die gegenseitigen Verhältnisse der Geschlechter geregelt und
mit dem Schleier eines süßen Geheimnisses überdeckt hat, ist nichts Angeborenes
oder Ursprüngliches, sondern Folge der culturhistorischen Entwicklung und der
allmählichen Erhebung der Menschennatur über das Thierische. Aber dennoch
bricht von Zeit zu Zeit der alte Barbar gewaltsam wieder hervor — entweder
in einzelnen entsetzlichen Ausbrüchen des unterdrückten oder gewaltsam zurück-
gehaltenen Triebes oder in gewissen, von der Sitte gebuldeten, wenn auch nicht
erlaubten Nubitäten oder Schaamlosigkeiten der Gesellschaft selbst. In der
Regel jedoch gehören solche gewissermaßen krankhaften Auswüchse der Gesell-
schaft einer absterbenden oder moralisch bereits gesunkenen Zeitperiode an, wäh-
rend sie durch das Wehen eines neuen politischen oder socialen Geistes meist
rasch vertrieben werden.

(71) . . . oder in seinem Gottesglauben — Zahlreiche Beispiele
von wilden Völkern, welche dieses Glaubens entbehren und in ihrer Sprache
nicht einmal Ausdrücke oder Worte für die Begriffe Gott, Religion, Ge-
rechtigkeit, Sünde u. s. w. besitzen, wolle man außer den in Anm. 67 ent-
haltenen in des Verfassers Schrift „Kraft und Stoff“, XII. Auflage (Cap.
Gottesidee) nachlesen. „Drei große Abschnitte der Erdoberfläche“, sagt G.
Pouchet a. a. O., „welche noch von Wilden bewohnt sind, scheinen bis auf den
heutigen Tag frei von religiösen Vorstellungen geblieben zu sein, es sind Inner-
Afrika, Australien und die Polargegenden, also die drei am schwersten zu er-
forschenden und daher auch verhältnismäßig unbekanntesten Theile der Welt.“
Von den Australiern sagt Katham, daß sie noch nicht einmal dahin ge-
kommen seien, auch nur die rohesten Elemente einer Religion bei sich auszu-
bilden, und daß ihr Geist sogar zu träg zum Aberglauben zu sein scheine.
„Was kann man“, sagt ein Missionär von ihnen, „mit einem Volke anfangen,
dessen Sprache nicht einmal Ausdrücke für „Gerechtigkeit“, „Sünde“ u. dgl.
kennt, und dessen Geist die Begriffe, welche mit diesen Worten ausgedrückt
werden sollen, vollständig fremd und unerklärlich sind?“

Von den Latuka's (Gegend der Nilquellen) erzählt S. W. Baker (Der
Albert Nyanza zc. 1867), daß bei ihnen die Idee einer Gottheit nicht vorhanden
sei, und daß sie keine Art von Religion, selbst nicht einmal in Form der rohesten
Fetisch-Anbeterei, besäßen. —

Der Gottesglaube ist nichts Ursprüngliches oder Angeborenes, sondern
etwas Gemachtes oder Gewordenes und erst Folge einer gewissen Reflexion
oder eines gewissen Nachdenkens des unwissenden oder unerzogenen Menschen-
geistes über die ihn umgebenden Natur-Erscheinungen, welche er sich aus
mangelhafter Kenntniß der Naturgesetze und ihres inneren Zusammenhangs

auf natürlichem Wege nicht zu erklären vermag und sie daher einer unflüchtbaren, geheimnißvollen Ursache aufbürdet — während der gänzlich rohe Wilde nicht einmal das Bedürfnis einer solchen oberflächlichen Erklärungsweise fühlt. Die Wissenschaft ist ein fortwährender Kampf mit dieser Vorstellung; und mit jedem Schritte, den sie vorwärts thut, drängt sie den Glauben an übernatürliche Mächte oder das Bedürfnis eines solchen in entferntere und unhaltbarere Positionen zurück. Jede Wissenschaft, namentlich aber jede Philosophie, welche Wirklichkeit statt Schein, Wahrheit statt Heuchelei sucht, muß daher nothwendig atheistisch sein; andernfalls versperrt sie sich selbst den Weg nach ihrem Ziele, nach der Wahrheit. Sobald daher ein philosophisches Buch das Wort „Gott“, außer in kritischem oder referirendem Sinne, in den Mund nimmt, kann man es getrost zur Seite legen, man wird nichts darin finden, was den wirklichen Fortschritt der Erkenntnis zu fördern im Stande wäre. In eigentlich wissenschaftlichen Büchern wird man das Wort ohnedem selten antreffen, außerdem beiläufig. Denn das Wort „Gott“ ist in wissenschaftlichen Dingen weiter nichts, als eine Umschreibung oder ein anderer Ausdruck für untre Unwissenheit, ganz in gleicher Weise, wie es bei spezielleren Anlässen die Worte „Lebenskraft“, „Instinkt“, „Seele“ u. s. w. u. s. w. sind.

Das übrigens sogar für die Religion selbst der Gottesbegriff kein unumgängliches Erforderniß bildet, beweist das bekannte und so oft citirte Beispiel des verbreitetsten Religionsystems der Erde oder des Buddhismus. Wörtlich sagt Barthélemy-St. Hilaire, der Verfasser des vortrefflichen Buches: „Buddha und seine Religion,“ (1862): „Es findet sich auch nicht die geringste Spur des Glaubens an Gott in dem ganzen Buddhismus, und die Behauptung, daß er das Aufgehen der menschlichen Seele in der göttlichen oder Weltseele annehme, ist eine ganz willkürliche Unterstellung, welche in dem Gedanken Buddha's nicht einmal möglich ist. Um zu glauben, daß der Mensch sich in der Vereinigung mit Gott verlieren könne, muß man zuerst an Gott selber glauben. Aber man kann fast nicht einmal die Behauptung aufstellen, daß der Buddha nicht an ihn glaubt. Er ignorirt Gott auf eine so vollständige Weise, daß er ihn nicht einmal zu leugnen versucht. Er erwähnt ihn weder, um den Ursprung und das frühere Leben des Menschen zu erklären, noch um sein gegenwärtiges Dasein begreiflich zu machen, noch um über seine zukünftige Bestimmung eine Vermuthung aufzustellen. Der Buddhismus kennt Gott in keiner Weise, u. s. w.“

Und derselbe Schriftsteller fügt dieser Mittheilung die gewiß sehr beherzigenswerthen Worte hinzu: „Der menschliche Geist ist bis jetzt fast noch nirgendwo anders beobachtet worden, als unter den Menschenrassen, denen wir selbst angehören. Diese Rassen verdienen ohne Zweifel einen sehr großen Platz in unsern Studien; aber, wenn sie auch die wichtigsten sind, sind sie doch nicht die einzigen. Müßten die andern nicht auch in Betracht gezogen werden, für so nieder man sie auch hält? Wenn sie in den voreilig geschaffenen Rahmen nicht hineinpaffen, muß man sie entstellen, um sie den zu eng aufgestellten Theorien anbequemen zu können? oder ist es nicht besser, anzuerkennen, daß die alten Systeme fehlerhaft sind, und daß sie nicht Alles Das, was sie zu erklären vorgeben, zu umfassen im Stande sind?“

(72) ober in der Kunst des Zählens — Daß die Kunst des Zählens und die darauf gebaute Wissenschaft der Mathematik nichts dem menschlichen Geiste Eingebornes, sondern erst durch Erziehung und Bildung allmählig ausgebildet und entwickelt worden sind, beweist das Beispiel jener wilden Stämme Australiens oder Brasiliens, welche ihr Zahlssystem nicht über die Zahlen 3—4 hinausgebracht haben und höhere Zahlen nur durch Gebärden anzudeuten vermögen. Olffield beschreibt einen Stamm, welcher sogar nur bis zu der Zahl zwei zählt und Alles, was darüber hinaus liegt, mit dem Worte *bool-tha*, welches viel bedeutet, bezeichnet. Als ein Eingeborner dieses Stammes dem Erzähler die Zahl der in einem Gefecht getödteten Menschen begrifflich zu machen suchte, versuchte er es Anfangs, indem er die Namen der Gefallenen nannte und jedesmal einen Finger dabei ausstreckte; aber nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen dieser Art endete er damit, daß er seine eine Hand dreimal nach einander erhob, womit er zu verstehen geben wollte, daß die Zahl fünfzehn betragen habe. —

Ueberhaupt hat alles Zählen mit den Fingern oder Fußzehen begonnen und ist auch bei den meisten wilden Völkern noch bis auf den heutigen Tag auf dieser Stufe stehen geblieben. Daher Fünf, Zehn und Zwanzig überall die Grundzahlen bilden und sogar die Wort-Bezeichnungen für diese Zahlen mit der Benennung jener Körperteile übereinstimmen. Bei vielen wilden Stämmen Afrika's, Amerika's u. s. w. heißt z. B. die Zahl fünf „eine ganze Hand“, die Zahl zehn „zwei Hände“, die Zahl zwanzig „ein ganzer Mensch“. Die Zahl Sechs wird bezeichnet mit dem Ausdruck: „Eins der andern Hand“ u. s. w.; die Zahl eilf heißt „eins vom Fuß“ u. s. w. Einundzwanzig heißt: „Eins der Hand eines andern Indianers“ u. s. w. Bisweilen werden auch die Zahlwörter von den Eigenschaften der einzelnen Finger genommen; anderemal dienen auch die Namen anderer Naturgegenstände, welche ein- oder mehrfach vorhanden sind, als Zahlbezeichnungen. So sagten die alten Indier für Eins Erde oder Mond, für Zwei Auge oder Arm oder Flügel; für Drei Rama oder Feuer oder Eigenschaft, weil sie drei Ramas, drei Arten von Feuer und drei Eigenschaften annahmen; für Vier sagten sie Zeitalter oder Weda, weil sie vier Zeitalter und vier Wedas annahmen, u. s. w. — Die Abepoinen in Amerika sagen für vier „Straußenfuß“, weil derselbe vier Zehen hat. Die Gewohnheit, die Pinienzapfen in Bündel von je vier Stück zu binden, hat auf einigen Inseln der Südsee zu der Bezeichnung der Zahl vier mit dem Wort *pono*, welches Bündel oder Paquet bedeutet, geführt, während man sich, wenn man zehn oder hundert sagen will, der Worte *Gebund* oder großes Bündel bedient.

Uebrigens ist das Zählen nach 5, 10 oder 20 oder nach der Zahl der Finger und Fußzehen so allgemein, daß Abweichungen davon nur als Ausnahmen betrachtet werden dürfen, und liegt auch den Zahlsystemen der vorgeschrittensten Völker zu Grunde.

Einige Beobachtungen scheinen zu beweisen, daß auch die Thiere zu zählen im Stande sind. Eine Maus, der man neun Junge genommen hatte, kam neunmal wieder, um eines nach dem andern zu holen, alsbald aber nicht mehr, — ohne daß sie in die Klappe hätte hineinschauen können, in der man die Jungen gefangen hielt. Die Elfer kann bis zu vier zählen, aber nicht weiter.

Berbergen sich vier Jäger vor ihren Augen, und es gehen drei davon fort, so weiß sie, daß noch Einer da ist, und ist auf ihrer Hut. Berbergen sich dagegen deren fünf, und es gehen vier davon fort, so glaubt sie, daß alle fort seien, und wird sorglos.

(73) . . . daß er allein Werkzeuge gebrauchte — Thiere brauchen auch Werkzeuge. Affen schieben Steine zwischen die offenen Schalen der Muschel, um sie am Zusammenklappen zu verhindern, und öffnen die Schale der Auster oder harte Früchte durch Aufschlagen mit Steinen. Bekannter als dieses ist die Thatsache, daß sich Affen mit Stöcken oder Knitteln verttheidigen, und daß sie Nester und schwere Früchte von den Bäumen oder Steine von den Felsen herab auf ihre Verfolger schleudern. Auch hat Forbes (Elf Jahre in Ceylon) beobachtet, daß wilde Elefanten Baumzweige abbrechen, um sich mit ihnen die Fliegen abzuwehren. Im gezähmten oder abgerichteten Zustande lernen Thiere bekanntlich sich aller möglichen Werkzeuge mit großer Geschicklichkeit bedienen. Darwin hat selbst gesehen, wie ein junger Orang einen Stock in einen Spalt steckte und in richtiger Weise als Hebel benutzte; und im Londoner Zoologischen Garten gebrauchte ein Affe, welcher schwache Zähne hatte, einen Stein, um die Nüsse zu öffnen — welchen Stein er jedesmal nach gemachtem Gebrauche im Stroh verbarg und von keinem andern Affen berühren ließ. — Andererseits wird von manchen wilden Stämmen berichtet, daß sie kaum den Gebrauch von Werkzeugen kennen. So sollen die s. g. Mincopies, die schwarzen Bewohner der Andaman-Inseln im bengalischen Meerbusen, zufolge einem, der Pariser Anthropologischen Gesellschaft durch Reisende erstatteten Bericht weder Wohnungen, noch Arzte oder dgl. besitzen. Sie kennen nicht den Gebrauch des Feuers, lassen ihre Todten unbegraben, haben keine Bestimmung oder Sitte über Verehelichung und scheinen bezüglich ihrer socialen Instincte noch unter dem Thiere zu stehen. Von ihnen, von denen schon Colebrooke sagte, daß ihre Gestalt und Gesichtszüge den äußersten Grad von Elend und Wildheit ausdrückten, und von denen neuere Berichte fast unglaubliche Züge von thierischer Rohheit melden, hat H. Owen (wie Schaaffhausen in der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde am 5. Juni 1864 mittheilte) kürzlich nachweisen können, daß sich in einzelnen Merkmalen ihres Körperbaues, namentlich des Knochen-system's, ein niederer Grad von Organisation kund gibt — was in Verbindung mit ihrer geistigen Rohheit als besonders bemerkenswerth erscheinen muß.

(74) . . . den Gebrauch des Feuers kenne und sich desselben zum Kochen der Speisen bediene. — Es gibt heute noch Völker, wie die Dokos, die Andamanen u. s. w., welche den Gebrauch des Feuers nicht kennen und alle ihre Speisen roh verschlingen. Daß übrigens der Gebrauch des Feuers kein Attribut der Menschlichkeit als solcher sein kann, wird schon durch den Umstand bewiesen, daß so viele Völker Feuer-Anbeter waren und zum Theil noch sind, daß sie also das Feuer als etwas Außer- und Uebernatürliches betrachteten. Ähnlich erging es den Bewohnern der Marianischen Inseln, welche, als Magellan das ihnen unbekante Feuer dahin brachte und die Hütten der Eingebornen anzündete, dasselbe als eine Art lebenden Ungeheuer's, das Holz verschlinge, betrachteten. Auch auf den s. g. Ladronen fanden die alten Spanier die Eingebornen unbekannt mit dem Gebrauche des Feuers.

Endlich finden sich genug Spuren aus alter und ältester Zeit, da der Gebrauch des Feuers noch unbekannt war, in den Traditionen der Aegypter, Phönizier, Perser, Chinesen, Griechen u. s. w. über dessen Einführung und allmähliges Bekanntwerden.

(75) ober daß er allein Kleider trage — Daß viele wilde Stämme Afrika's, Amerika's, Australien's und Asien's, sowie der oceanischen Inseln den Gebrauch der Kleidung nicht kennen und vollkommen nackt gehen, ist bekannt und geht schon zur Genüge aus den bereits angeführten Berichten hervor. Sogar angebotene Kleidung wird von ihnen verschmäht. 1858 jagte die amerikanische Fregatte „Niagara“ dem Eclavenschiff *Clcho* 455 Afrikaner ab, um sie in ihre Heimath zurückzuführen. Dr. Rainey, der sie begleitete, schreibt über diese Wilden: „Sie sind allesammt sehr schmutzig und lassen sich keine Kleidung gefallen. Man kann sie nicht vermögen, sich auch nur den zur Erhaltung der Gesundheit allernothwendigsten Reinlichkeits-Vorschriften zu fügen. Die Kleider, die man ihnen in Charleston reichte, wurden von ihnen ohne Weiteres in Stücke zerrissen. Selten, daß sich Einer um den Andern kümmert; höchstens daß sie einander beisehen, wenn es sie im Nacken juckt. Auch um ihre Kranken und Sterbenden kümmern sie sich nicht im Geringsten. Ist Einer todt, so lassen sie den Leichnam stundenlang, als wäre nichts vorgefallen, unter sich liegen. Aber kaum ist das letzte Lebenszeichen entflohen, so bemächtigen sie sich ohne viele Umstände seiner Decke, seines Löffels und was ihm sonst gebient haben mag. Es sind die stumpfsten, brutalsten, bemitleidenswerthesten Geschöpfe, die mir je vorgekommen sind.“ (Siehe Allgem. Zeitung, 1858, Nr. 313). Aehnlich berichtet Wilhelm Bischoff (Ausland, 1860, Nr. 3) über seine in den amerikanischen Eclavensstaaten empfangenen Einbrüche: „Der ächte Wollkopf, wie er sich namentlich unter den Plantagen-Negern nicht selten findet, macht auf den Europäer, welcher an einen solchen Anblick nicht gewöhnt ist, einen äußerst widerlichen Eindruck, der noch dadurch vermehrt wird, daß in der Regel der Charakter dieser Menschen vollkommen ihrem häßlichen Aeußeren entspricht. Europa und namentlich Deutschland hat schwerlich irgendwo einen Stamm aufzuweisen, der nur entfernt mit dieser Rasse verglichen werden könnte. Außer der Sprache und Gestalt haben diese Neger kaum ein Zeichen der Menschlichkeit an sich, alle ihre Bewegungen, ihr ganzes Benehmen erinnern mehr an das Thier, und sie scheinen jeder höheren Bildung total unfähig,“ u. s. w. „Fast Alle sind Diebe und Vagner, daher auch kein Zeugniß eines Schwarzen Gültigkeit vor Gericht hat. Es ist vergebliche Mühe, ihnen dieses Unrecht begreiflich zu machen, weil sie das Wort Schaam gar nicht kennen“, u. s. w.

Von den s. g. Nuehr-Negern in Afrika erzählt E. W. Baker (a. a. D.): „Sie treiben das Wesen der Wilden ziemlich auf die höchste Spitze; die Männer gehen so nackt, wie sie auf die Welt kamen; der Leib ist mit Asche eingeriesen und ihr Haar mit einer Lünche von Asche und Kuh-Urin roth gefärbt. Diese Kerle sind die leidhaftigsten Teufel, die ich je sah; es gibt für sie keinen andern Ausbruch. Auch die unverheiratheten Frauenzimmer sind ganz nackt; die verheiratheten haben eine aus Gras gemachte Franse um ihre Lenden.“ Aehnliches berichtet derselbe Schriftsteller von den Negern des Kytjlandes, von den Katuka's in der Gegend der Nilquellen u. s. w. — Anderntheils wurde

schon in Note 66 der gelegentlichen Neigung der großen Affen zu Velleidung Erwähnung gethan.

(76) oder daß er allein den Selbstmord ausübe. — Es soll ein gut beglaubigter Fall von Selbstmord eines Affen existiren. Sollte dieses übrigens auch nicht der Fall sein, so sind doch genug Fälle bekannt, in welchen Thiere (Pferde, Hunde u. s. w.) aus übergroßer Anhänglichkeit an ihre gestorbenen oder getödteten Herrn die Nahrung verweigerten und starben. Ueberseits ist der eigentliche Selbstmord oder die Selbsttödtung aus inneren, moralischen Gründen bei Kindern und wilden Völkern überaus selten.

(77) oder daß er allein den Grund und Boden bebaue — Die Bebauung des Grundes und Bodens ist, obgleich Herr Kochet im Bulletin der Pariser Anthropologischen Gesellschaft dieselbe neben den geistigen und moralischen Eigenschaften und neben den meisten der übrigen, schon genannten Merkmale als Zeichen des Unterschiedes von Mensch und Thier geltend zu machen versucht hat, doch bekanntlich erst Folge eines ziemlich weit vorgeschrittenen Civilisationszustandes, während der wilde und Ur-Mensch bloß von den Erzeugnissen, welche ihm die freie Natur liefert, und von den Extraktiven der Jagd lebt und aus diesem Zustande heraus erst durch Viehzucht den Uebergang zu dem Stadium des Ackerbaues macht. Uebrigens treiben mitunter Thiere Ackerbau, wie das Beispiel der von Dr. Linnaeus während zehn Jahren beobachteten und im Journal of the Linnean Society (citirt im „Ausland“, 1862, No. 10) beschriebenen ackerbautreibenden Ameise in Texas beweist. Auf einem Boden mit feinerer Unterlage legt sie ein Haus oder ein Magazin im Boden an und pflanzt rings um dasselbe eine Art Gras, das einen kleinen, weißen Saamen trägt. Dieser Saamen wird gesammelt, getrocknet und in das Magazin geschleppt. Bei feuchtem Wetter wird er bisweilen herausgetragen, getrocknet und sortirt.

Dieses Thier steht also in einer Hinsicht höher, als die bereits erwähnten Neger des Kytich-Landes (Afrika), welche der Reisende Vater (a. a. D.) als Affen bezeichnet, die sich nur auf das verlassen, was die Natur zu ihrem Lebensunterhalte hervorbringt, also weder säen, noch pflanzen und demzufolge oft dem Hungertode nahe sind.

(78) daß sie kaum Sprache genannt werden kann — Die Sprache der Fan's (Westliches Afrika) ist nach du Chaillu's Bericht eine Sammlung von Gurgeltönen, welche Niemand verstehen kann, und noch schlechter und rauher ist die Sprache der Dscheba's. — Von den s. g. Ajetas auf der Insel Luzon (Philippinen) erzählt de la Sironniere, der einige Tage unter ihnen verweilte (a. a. D.), daß das Volk ihm wie eine große Familie von Affen erschienen sei, und daß ihre Laute dem kurzen Geschrei dieser Thiere geglichen hätten, sowie auch ihre Bewegungen dieselben gewesen seien. — Der Brasilianische Botokube hat nach Adolph d'Alfieri a. a. D.) eine höchst unvollkommene Sprache und bezeichnet mit demselben Worte eine Menge ziemlich verschiedener Gegenstände. So bedeutet das Wort Tschohn auf einmal Baum, Balken, Zweig, Spahn; das Wort Po auf einmal: Fuß, Hand, Finger, Zehen, Nägel, Ferse u. s. w. — Die Sprache des Australier's ist sehr dürftig und besitzt nur einige Hunderte von Worten, darunter aber keine, welche eine allgemeine Idee ausdrücken. So haben

sie Bezeichnungen für einzelne Bäume, aber kein Wort für den Begriff „Baum.“ Dasselbe gilt von den Sprachen vieler wilden Völker, welchen in der Regel die Ausdrücke für allgemeine Begriffe oder Eigenschaften, die verschiedenen Körpern auf einmal zukommen, wie „Farbe“, „Ton“, „Baum“ u. s. w., ganz mangeln; sie haben ein besonderes Wort für jede Art von Farbe, für jede Art von Baum, aber keine allgemeine Bezeichnung. — Die Sprache der Wilden von Borneo und Sumatra soll mehr eine Art thierischen Geschnatter's oder Krächzen's sein, als eine wirkliche menschliche Ausdrucksweise. — Auch die Sprache der Hottentotten und des Buschmannes zeichnet sich durch ihre Armuth an Worten aus. Ueberhaupt pflegen Wilde mehr in Geberden und durch Mienen, als in wirklichen Lauten zu reden. Je tiefer ein Volk oder ein Mensch steht, um so ärmer sind beide auch an Worten, während großer Wortreichtum besonderes Kennzeichen hervorragender Geister ist; denn das Wort ist nichts' anderes, als der fleischgewordene Gedanke. — Von den Bedah's auf Ceylon erzählt Sir Emerson Tennent, daß sie sich gegenseitig fast nur durch Zeichen, Grimassen und Gurgeltöne, welche wenig Ähnlichkeit mit bestimmten Worten oder mit einer Sprache überhaupt haben, verständigen.

Daß aber die Sprache nicht alleiniges Eigenthum des Menschen ist, zeigt der Umstand, daß auch die Thiere die Fähigkeit der gegenseitigen Verständigung und Mittheilung in einem sehr hohen Grade besitzen. Die Thiere verstehen sich unter einander, sie verstehen uns und machen sich uns verständlich, was Alles nicht ohne eine Art von Sprache geschehen kann. Sehr bekannt ist, daß sich Hunde ihren Herrn durch Geberden, Mienen, Augenspiel, Bellen, Winseln u. s. w. in Bezug auf sehr bestimmte Dinge verständlich zu machen wissen, und ebenso, daß Hunde oft genau verstehen, was von ihnen gesprochen wird oder was man zu ihnen spricht, indem man ihnen Befehle erteilt. Jedes Thier hat seine besondere Sprache und eine Anzahl bestimmter Laute, um seine Wünsche, Bedürfnisse, Empfindungen u. s. w. auszudrücken. So hat Düpont durch genaue Beobachtung gefunden, daß Tauben und Hühner zwölf verschiedene Töne haben; Hunde haben deren fünfzehn, Katzen vierzehn, Hornvieh zwei- und zwanzig u. s. w. — eine Schätzung, welche indessen wahrscheinlich noch viel zu gering ist. Der amerikanische Kollaffe gibt nach Kengger wenigstens sechs verschiedene Laute von sich, welche bei andern Affen ähnliche Erregungen veranlassen, und der Hund hat nach Darwin seit seiner Domestication gelernt, in wenigstens vier oder fünf verschiedenen Tönen zu bellen. Anfangs waren alle Töne s. g. Gutturals- oder Kehltöne, wie dieses auch jetzt noch bei Thieren und Wilden der Fall ist; erst später kamen die s. g. Lippenlaute hinzu. Uebrigens muß man, wie Pouchet richtig bemerkt die Sprache, welche nur ein einfaches Mittel der Verständigung zwischen zwei lebenden Wesen ist und welche als s. g. Zeichen- und Tonsprache, nicht aber als Wortsprache, Mensch und Thier gleichzeitig zukommt, unterscheiden von der Rede, welche alleiniges Eigenthum der Menschen, aber auch erst bei einer gewissen Entwicklung der gegliederten Wortsprache und bei dem Vorhandensein allgemeiner Begriffsbezeichnungen möglich ist. Es ist nach Clemence Royer ein größerer Unterschied vorhanden zwischen den höchst entwickelten analytischen Sprachen oder zwischen der Sprache eines Shakespeare oder Corneille und der eines Papu-Neger's, als zwischen dieser und dem stotternden Geschrei Büchner, der Mensch und seine Stellung. 2. Aufl. f

eines zornigen Affen, welcher sein Weib oder sein Junges zankt. Auch zeigen die Töne, welche Affen hervorzubringen pflegen, viele Annäherung an die niedersten Urformen der Sprache bei dem Menschen. „Sprache“, sagt H. Tuttle, „ist Gedankenausdruck, und wenn die Gedanken, welche sich Thiere unverkennbar unter einander mittheilen, auch den menschlichen nicht identisch sind, so sind sie doch jedenfalls analog. Der Hund ruft seine Kameraden oder seinen Herrn durch ein ganz eigenthümliches Gebell herbei; im Brüllen des Löwen, im Murren des Tiger's im Gesänge des Vogel's, in den tausendfältigen Tonweisen der Insektenwelt liegen alle Modulationen des Gefühlsausdruck's und des gegenseitigen Verständnisses, vom Lockruf bis zum Warnungssignal, von der Liebe bis zur Wuth“ u. s. w. u. s. w. — Endlich möge man bei Vergleichung der Thier- und Menschensprache nicht vergessen, daß Papageyen, Staare, Raben u. s. w. sogar artikulierte Laute hervorzubringen und viele Worte sehr verständlich und sogar mit Bewußtsein ihres Inhalt's auszusprechen im Stande sind — selbst ohne daß sie dieselben ausdrücklich gelehrt worden sind, und nur aus freiwilliger Nachahmung und Selbstbeobachtung.

(79) . . . aus einfachen Anfängen Gewordenes und Entstandenes sind. — Nach dem ausgezeichneten Sprachforscher A. Schleicher (Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen, 1865) ist die Sprache etwas ganz allmählig Gewordenes, ein Etwas, das einmal noch nicht vorhanden war. Alle höher organisirten Sprachen sind nach und nach aus einfachen Sprach-Organismen im Verlauf ungeheurer Zeiträume entstanden oder haben sich entwickelt. Die Sprachen einfachsten Baues haben sich allmählig aus f. g. Lautgeberden und Schallnachahmungen, wie sie auch das Thier besitzt, hervorgebildet, und die Sprache selbst ist das Produkt eines allmähliglichen Werdens nach Lebensgesetzen, die wir in ihren wesentlichen Zügen aufzuzeigen im Stande sind. Dieses Werden geschah im Vereine und gleichzeitig mit der größeren Ausbildung des Gehirns und der Sprachorgane.

Uebrigens definiert Schleicher im Widerspruch mit Pouchet die Sprache als Gedankenausdruck durch Worte und hält sie für das ausschließliche Charakteristikum des Menschen, während die Lautgeberde auch dem Thiere zukommt. Da die Sprache nach ihm erst den Menschen macht, so sind auch unsere Urväter von Anfang an nicht das gewesen, was wir jetzt Mensch nennen; und es leiten daher auch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, ebenso wie die der Naturwissenschaft, „ganz entschieden auf die Annahme einer allmählichen Entwicklung des Menschen aus niederen Formen.“

Auch der berühmte deutsche Sprachforscher J. Grimm nennt in seinem bekannten Schriftchen „Ueber den Ursprung der Sprache“ (VI. Aufl., Berlin, 1866) die letztere eine „fortschreitende Arbeit“, eine „Errungenschaft“ des Menschen, und sagt ausdrücklich, daß sie weder angeboren, noch anerzogen, sondern von uns ihrem Ursprung wie Fortschritt nach „erworben“ sei. Die Sprache war nach ihm Anfangs unvollkommen und hat ihren Werth erst allmählig gesteigert, kann daher nicht von Gott ausgegangen sein. Alle Verbal-Wurzeln enthalten sinnliche Vorstellungen; und alle Begriffe entstehen aus sinnlicher Anschauung. Aus dem Begriff des Athmens entsteht der des

Lebens; aus dem des Ausathmens der des Sterbens; aus dem des Krähens der des Hahn's u. f. w. u. f. w. —

Nach J. P. Lesley (a. a. O.) hat jede Sprache eine gewisse Anzahl von Wurzeln (2—600), aus denen sie sich entwickelt hat. Was nun die Entstehung dieser Wurzeln oder Keime angeht, so gibt es dafür nur drei Möglichkeiten. Entweder geschah sie durch göttliche Offenbarung oder Geschenk der fertigen Sprache oder durch das Geschenk einer Fähigkeit der Sprache an die ersten Menschen; oder endlich durch höhere, menschliche Entwicklung einer allgemeinen, durch die ganze Thierwelt verbreiteten Sprachkraft oder Ausdrucks-Fähigkeit. Von der ersten Möglichkeit kann heutzutage nach L. nur noch bei Denen die Rede sein, welche an Adam und Eva glauben; und sie ist schon wegen der großen Vielheit der Sprachen unzulässig. Wissenschaftlich kann nur noch von den beiden letzten Möglichkeiten gesprochen werden, während der Umstand, daß alle Thiere eine Art Sprache haben, und daß die Sprachfähigkeit des Menschen nur deshalb größer ist, weil sein Gehirn größer und feiner organisiert ist, entschieden für die letzte der drei Möglichkeiten spricht. Ebenfalls hat sich nach L. die Sprache Anfangs grade so allmählig und gradweise entwickelt, wie wir dieses noch heutzutage bei jedem Kinde beobachten; sie wächst und wechselt fortwährend mit dem wechselnden Geisteszustande der Völker. Wie werden wir die Sprachen der s. g. Stein-Zeit ergünden; sie sind längst verloren und durch andre ersetzt. Die Sprache ist ein Theil der Naturwissenschaft. Worte und Sprache leben und gehen unter, grade so wie die lebenden Wesen, und werden auch fossil wie diese.

Tote oder ihren Lebens-Cyklus bereits vollendet habende Sprachen sind: Sanskrit, Pehlwi, Aegyptisch, Chaldäisch, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch.

(80) . . . wie sie auch das Thier kennt — Der Schrei, der thierische Schrei ist nach Clemence Royer der erste Anfang der Sprache. Es gab verschiedene Schreie für die verschiedenen Empfindungen, wie Haß, Liebe, Schreck, Freude, Zorn, Furcht u. f. w., u. f. w. Diese Töne oder Urlaute sind die ersten Wurzeln aller Sprachen; und an sie schlossen sich später die Nachahmungslaute aus der äußern Natur. Diese Lautsprache ist bei dem Thiere grade so vorhanden, wie bei dem Menschen, und jedes Thier hat eine Sprache im allgemeinsten Sinne, d. h. es hat Mittel der gegenseitigen Verständigung, sei es nun Schrei oder Gesang, Geberde oder Blick u. f. w. — Verlangen, Furcht, Hunger, Liebe u. f. w. — jede dieser Empfindungen hat ihren besonderen Ausdruck bei dem Thier. Nur die Wortsprache ist dem Menschen eigenthümlich; aber auch sie war Anfangs nur ein thierisches Stammeln.

Die Lücke zwischen unsern heutigen entwickelten Sprachen und jenem frühesten Natur- und Urzustande der Sprache wird ausgefüllt durch die ganze, lange Reihe der vorhistorischen Völker, mit denen Tausende von ursprünglichen Sprachformen bereits untergegangen sein mögen. Aber selbst heute noch sind unsere Sprachen sehr unvollkommen und durch diese Unvollkommenheit große Hindernisse für den Geist und seine gegenseitige Verständigung. Das Schicksal der Menschheit hängt daher an der zukünftigen Vervollkommnung der Sprachen!

(81) gar nicht aufzuwerfende ist — „Das Geheimniß des Dasein's“, so schrieb der Verfasser vor Jahren in das Gedebuch eines Bekannten, „ruht in der Figur des Kreises. Anfang-, end- und ursachlos schlingt sich die Ewigkeit nur in sich selbst zurück und beginnt und hört auf an jedem Punkte des unermesslichen Weltall's. Nur der menschliche Verstand, gewohnt, Alles, was ist, in Raum, Zeit und nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung vor sich gehen zu sehen, schaudert, je weniger er sich von jenen beengenden Schranken durch Nachdenken und Kenntnisse entfernt hat, um so mehr vor dieser einfachen Lösung des großen Welt-Räthsels zurück.“

Die Spekulationsphilosophen oder Metaphysiker freilich wollen eine so einfache Lösung ebenso wenig zugeben, wie die große Masse der Unwissenden oder in theologischer Beschränktheit Befangenen, weil eben damit ihr ganzes Streben nach Entdeckung übernatürlicher Ursachen der Welt und der darin bestehenden Ordnung Schiffbruch erleiden müßte, und weil ihre bequeme Art des Philosophirens sofort in den Augen jedes Klarblickenden zu dem Niveau eines nutzlosen Wortgefechts herabsinken würde. „Es ist leicht einzusehen“, sagt in dieser Beziehung vortrefflich der Engländer James Hunt, „warum so viele Philosophen noch so sehr an der Philosophie kleben, um die Probleme der Welt zu lösen. Der Grund davon ist, daß die Methode der Philosophie in Behandlung aller Fragen so unendlich viel leichter ist, als diejenige der unmittelbaren Naturbeobachtung und mühsamen Ansammlung von Thatfachen, welche systematisch und gebuldig zur Ziehung von Schlüssen benützt werden müssen, daß es immer Menschen geben wird, welche eine auf glänzende Trugschlüsse und berebte Dialektik gebaute Philosophie den Mühseligkeiten einer wirklichen, wissenschaftlichen Methode vorziehen werden.“

(82) nie in das Klare kommen könnten — Die Beschränktheit unserer physischen Erkenntniß und die Veränderung oder Zuthat, welche die zu erkennenden Dinge innerhalb unserer physischen Erkenntnißmittel oder der Sinne erleiden oder empfangen, ist die letzte Citabelle, in welche sich der philosophische Spiritualismus zurückgezogen hat, nachdem er auf allen übrigen Punkten von dem philosophischen Materialismus oder Realismus siegreich aus dem Felde geschlagen worden ist. Einsam auf verlassenem Felsen grollend, hofft er von hier aus zu günstigerer Zeit das verlornе Terrain wieder zurückerobern zu können. Aber dem steht freilich entgegen, daß er von dem s. g. Ding an sich oder von dem, was die Dinge angeblich außerhalb der Erscheinung noch sein sollen, ebensowenig oder noch viel weniger eine Rechenschaft zu geben vermag als seine Gegner. Mögen auch die Dinge oder, besser gesagt, die materiellen Bewegungen der Außenwelt innerhalb unserer Sinnesorgane erst die Eigenschaften empfangen, welche wir ihnen andichten, mögen Töne, Farben, Gerüche, ja selbst Wärme-, Licht-, Geschmacks-, Druck-Empfindungen u. s. w. nur Zuthaten unfres subjektiven Ich zur objektiven Außenwelt sein, und mag uns diese letztere, wenn wir sie jener Zuthaten entkleiden, nur als eine Versammlung oder Summe unzähliger, in den mannichfachen Formen und Verhältnissen gegen- und durcheinander schwingender Atome oder Stofftheilchen erscheinen, so sind doch diese Bewegungen oder die Dinge überhaupt bezweigen nicht minder real oder wirklich und bilden in der Form anschaulicher Vor-

stellungen das einzige Fundament aller menschlichen Erkenntniß. Schon Locke, der berühmte Begründer des Sensualismus, wußte dieses sehr gut, indem er einen großen Theil der Eigenschaften der Körper unsrer Sinnes-Empfindung zuschrieb und zwischen s. g. primären und s. g. sekundären Eigenschaften der Dinge unterschied, wobei er zu den ersteren Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Gestalt, Bewegung oder Ruhe, Zahl, zu den letzteren Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Härte, Weichheit, Rauigkeit u. s. w. rechnete. Auch die materialistischen Philosophen des Alterthums, z. B. Epikur, unterschieden bereits zwischen den sinnlichen Qualitäten der Dinge oder der Empfindung des organischen Thierkörpers und den Dingen selbst, fügten aber hinzu, daß hinter den Dingen der Erscheinungswelt nichts vorhanden und auch nichts zu suchen sei. Es ist daher nur ein schwerer Irrthum, wenn man diese Unterscheidung heutzutage so oft als eine funkelneugelneue Entdeckung der Wissenschaft (in specie der Physiologie der Sinnes-Organen) anpreisen hört, während doch schon die einfachste Ueberlegung ohne jede wissenschaftliche Vorbildung zu einer Trennung unsrer Empfindung von der die Empfindung verursachenden Einwirkung führt. Und es ist unbegreiflich, wie ein sonst so scharfsichtiger Denker, wie F. A. Lange in seiner bekannten „Geschichte des Materialismus“ (Zserlohn 1866), sich verleiten lassen konnte, aus diesem Verhältniß und aus der bekannten Kant'schen Unterscheidung des Dinges an sich von der Erscheinung Kapital gegen den Materialismus zu schlagen und sich sogar im Einklang mit Kant zu der Maxime zu bekennen, daß unsre Begriffe sich nicht nach den Gegenständen, sondern daß sich die Gegenstände nach unsern Begriffen richten. Die einfache Konsequenz dieser Anschauung wäre die tolle Annahme, daß Alles, was wir erkennen, nur Sinnestäuschung sein könne — eine Annahme, mit welcher nicht bloß jede Philosophie, sondern jede Erkenntniß überhaupt ein Ende haben müßte. Selbst die Unvollkommenheit und die hinlänglich konstairte Beschränktheit unserer sinnlichen Erkenntniß, welche für so manche, in der Natur vorgehende Bewegungen nicht einmal ein unmittelbares Organ der Wahrnehmung besitzt und hierin vielleicht von manchen Thieren übertroffen wird, ist nicht im Stande, der Kant'schen, aus reiner Spekulation hervorgegangenen Doktrin eine wissenschaftliche Grundlage zu bereiten. Das Kant'sche „Ding an sich“ ist ein reines Gedanken Ding oder ein logisches, wie empirisches Uding, über dessen Zusammenhang mit unserem aus sinnlicher Erkenntniß hervorgegangenen Vorstellen eine Vorstellung gar nicht möglich ist. Ein Ding an sich ist schon beschreiben undenkbar, weil alle Dinge nur für einander da sind und ohne gegenseitige Beziehungen nichts bedeuten. Gäbe es aber selbst ein Ding an sich, so wäre es doch absolut unvorstellbar oder unerkennbar und könnte weder für unser Thun, noch für unser Denken irgend einen Werth beanspruchen. Erkennen wir doch überall die Dinge nm so besser, je besser wir ihre vielfältigen Beziehungen unter einander und zu anderen Dingen erforschen und untersuchen! Sogar die Qualitäten oder Eigenschaften selbst, welche die Dinge innerhalb unsrer Organe und unsres Auffassungs-Vermögens erlangen und welche von den Philosophen als „Erscheinung“ im Gegensatz zu dem Ding an sich bezeichnet zu werden pflegen, sind darum nicht minder wirklich und entsprechen jedesmal ganz bestimmten und ebenso wirklichen Zuständen oder Bewegungen der Außenwelt. Wenn daher Lange die Sinnenwelt „ein Pro-

dukt unserer Organisation“ nennt, so beruht eine solche Meinung auf einer ganz einseitigen Auffassung der wirklich bestehenden Verhältnisse und auf einer künstlichen Verwirrung des an sich ganz einfachen Sachverhaltes. Trügen uns bisweilen die Sinne durch einen falschen Anschein, wie z. B. bei der Bewegung der Himmelskörper, so verbessern wir den dadurch entstandenen Irrthum mit Hilfe unsrer Ueberlegung, d. h. mittelst Anwendung von Naturgesetzen, welche wir ihrerseits wieder nur durch Vermittlung und als Folge der Sinnes-Eindrücke kennen gelernt haben. Die Trügllichkeit des Sinnescheins in einzelnen Fällen wird daher grade begründet durch die Untrügllichkeit desselben im Allgemeinen. — Der Verfasser behält sich übrigens vor, sich zu einer späteren Zeit und an einem passenderen Orte über das ganze hier berührte und sehr wichtige Verhältniß ausführlicher auszusprechen, und empfiehlt einstweilen am Schlusse dieser Anmerkung den Herren Philosophen vom Fach, welche noch an das „Ding an sich“ glauben und ohne jeden Schein eines Grundes dasselbe für das eigentlich Bestimmende halten, das nachfolgende Lied auf Noten setzen und bei ihren Versammlungen an Stelle des bei den Herren Theologen üblichen Tischgebetes abzingen zu lassen:

„O Ding an sich,
 „Wie lieb' ich Dich,
 „Du aller Dinge Ding!
 „Nur blinder Wahn
 „Sieht schief Dich an
 „Und achtet Dich gering.

„Zwar weiß ich nicht,
 „Ob Dein Gesicht
 „Ist häßlich oder schön?
 „Und ob Du wohl,
 „Fest oder hohl,
 „Magst liegen oder stehn?

„Ob jung, ob alt,
 „Ob warm, ob kalt,
 „Ob grade oder krumm,
 „Ob Du voll Zwist,
 „Ob sanft Du bist,
 „Ob pffiffig oder dumm?

„Doch einerlei:
 „Dir bleib' ich treu
 „Und unveränderlich,
 „Und thue dar,
 „Daß nichts ist wahr,
 „Als nur „das Ding an sich!“

(83) . . . seiner Gattung zu suchen — Jede aus andern als den hier vertretenen Gesichtspunkten abgeleitete Antwort auf die so oft ventilirte Frage nach der Bestimmung des Menschen oder nach dem Zwecke seines Daseins erscheint absurd oder unhaltbar, sobald man sie mit den Thatfachen und mit den wirklich in Leben und Geschichte erreichten Resultaten des einzelnen Menschen, wie des Menschengeschlechts zusammenhält. Das Dasein ist überall und in jedem Zustande oder Augenblicke des Geschehens sich selbst Zweck! Der Mensch ist da, nicht um — um mit den Theologen zu reden — sich auf ein besseres Jenseits vorzubereiten; oder um — um mit den Teleologen zu reden — die Erde zu bewohnen und zu bevölkern; oder um — um mit den Philosophen zu reden — die Versöhnung zwischen Sein und Denken, zwischen Gott und Welt herbeizuführen, sondern einfach um da zu sein! Man könnte hinzusetzen „und um glücklich zu sein oder um sich wohlzubefinden“, wenn nicht auch dieser Zweck unter der Masse von Elend und Entsetzlichkeiten, welcher der Kampf um das Dasein und um die Güter der Erde mit sich führt, zum größten Theile verloren ginge. Erst die freie, in der Zukunft zu erreichende Selbstbestimmung des Menschen mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl wird ihn über diese Schwierigkeit hinwegführen und somit zum Schöpfer seines eignen Glückes machen. Bis dahin aber unterlasse man es, ihn mit trügerischen Gaukelbildern eines von ihm zu erstrebenden Unsichtbaren oder Unerreichbaren, das ja in Wirklichkeit längst erreicht, längst errungen wäre, hinaushalten und ihn damit von der Sorge für sein und seiner Gattung Wohl abzuziehen! Will man daher die wirkliche Bestimmung des Menschen finden, so muß man von dem allgemeinen Begriff, welchen das Wort „Bestimmung“ in sich faßt und welcher immer das nicht bewiesene Dasein eines Bestimmenden voraussetzt, gänzlich absehen und den Zweck seines Dasein's nur in ihm selbst und in seinem jedesmaligen Verhältniß zu seiner Umgebung suchen — ganz in derselben Weise, wie auch das allgemeine Dasein durchaus nicht mit Rücksicht auf irgend einen außer ihm liegenden Zweck begriffen werden kann, sondern lediglich um seiner selbst willen da ist und daher auch in jedem Augenblicke seine Bestimmung oder seinen Zweck erfüllt — vorausgesetzt, daß man überhaupt die an sich unphilosophischen Begriffe Zweck oder Bestimmung in Anwendung bringen will.

(84) . . . zu belästigen vermögen — Auf der großen Pacific-Eisenbahn durchschießt der Mensch gegenwärtig binnen wenigen Tagen, umgeben von allen Bequemlichkeiten des höchst gesteigerten Luxus und ohne jede persönliche Beschwerde, die größte Breite des größten Continentes der Erde, indem er bald über endlose Prairien, bald zwischen fürchterlichen Abgründen schneebedeckter Berge dahinjagt, welche ehemals Tausende von unglücklichen Wanderern Monate lang aufgehalten und ihnen Leben und Gesundheit gekostet haben. Und dabei weiß er, daß in dem Momente seiner Abfahrt seine eine Woche später erfolgende Ankunft an dem Bestimmungs-Orte durch die Dienste des Bahn-Telegraphen bereits angemeldet und am Tage darauf in den dortigen Zeitungen bekannt gemacht worden ist!!

(85) . . . sich geltend zu machen — Nach dem Engländer J. W. Jackson (siehe Anthropol. Review, 1867) ist der gegenwärtige Mensch im Sinne der Entwicklungstheorie nur der Beginn einer neuen zoologischen Ordnung oder

des zweibeinigen und Vogel- (aërial) Typus der Säugethiere. Er wird sich daher später mehr mit Haaren oder Federn bedecken, sich in viele verschiedene Arten und Gattungen spalten und in seinem vervollkommeneten Zustande nur noch Sonnen bewohnen, deren bloße Embryonen die Planeten sind. Seiner moralischen Natur nach ist der Mensch nicht die Erfüllung der göttlichen Idee der Menschheit, sondern nur eine göttliche Vorbereitung dazu. „Es ist Methode in dieser Narrheit!“

(86) . . . zu Gute gekommen sind — Die größere Entwicklung und vermehrte Ausbildung des Gehirns in den höheren Menschenrassen und mit steigender Bildung ist eine ebensowohl bewiesene Thatsache, wie die Emporbildung des Gehirns und seiner einzelnen Theile innerhalb der Wirbelthier-Reihe. Namentlich gilt dieses für die vorderen oder Stirntheile des Gehirns während sich die hinteren Parttheien mit steigender Civilisation mehr abgeflacht zu haben scheinen, so daß also eine Art von größerer Aufriechtung des Gesamtgehirns bei gleichzeitiger Verbreiterung desselben hauptsächlichstes Kennzeichen seiner Vervollkommnung und namentlich seiner civilisatorischen Fortbildung gewesen zu sein scheint. Dieses bezieht sich übrigens nur auf das eine und obenbrein sehr rohe Kennzeichen der Größe und äußeren Form, während die innere Vervollkommnung der Struktur, der Zusammensetzung, der Bildung der einzelnen Theile u. s. w. dem Auge des Anatomen meist verborgen bleibt. Hierin aber, sowie in der mehr ausgebildeten, mehr entwickelten Funktion oder Thätigkeit des Organ's liegt der Haupthebel seiner relativen Ueberlegenheit sowie auch seiner Fortentwicklung in der Zukunft. Es zeugt daher nur von einer großen Kenntniß- oder Urtheilslosigkeit, wenn in manchen gegen die Fortschrittstheorie, namentlich aber gegen die von Karl Vogt aus derselben gezogenen Konsequenzen bezüglich der künftigen Entwicklung des Menschengeschlechts, gerichteten Schriften der absurde Einwand geltend gemacht wird, daß ein abnormes und schädliches Hirn- und Schädel-Wachsthum oder eine krankhafte Makrocephalie (Großköpfigkeit) die nothwendige Folge jener Entwicklung nach Maaßgabe der Darwin'schen Fortschritts-Doktrin sein müsse. Auch innerhalb des jetzt gegebenen menschlichen Schädelraum's, dessen Wachsthum übrigens bestimmten, durch den Typus und die Wechselbeziehung mit den übrigen Theilen und Organen des Körpers vorgeschriebenen Gesetzen unterliegt, ist noch eine solche überflüssige Gelegenheit zur weiteren Ausbildung des Denkorgan's in seinen einzelnen und feineren Theilen gegeben, daß diese Gelegenheit für Tausende von Jahren und für eine civilisatorische Entwicklung der weitgehendsten Art ausreichen dürfte. Auch darf man nicht vergessen, daß das Organ bereits mittelst seiner jetzigen Gestalt und Zusammensetzung einer Ausbildung der Funktion oder Thätigkeit durch Gebrauch und Uebung fähig ist, welche es bekanntlich nur bei sehr wenigen Menschen erreicht. Es ist eine den Physiologen satfam bekannte Thatsache, daß Bau und Funktion (oder Thätigkeit) eines Organ's durchaus nicht immer in einem graden, sondern oft in einem sehr ungraden Verhältniß zu einander stehen, und daß z. B. die Hand des Menschen, welche bei den ihm zunächst stehenden Thieren fast nur als Greif- oder Bewegungsorgan dient, obgleich sie an Bildung jener sehr nahe kommt, und welche bei dem Urmenschen ebenfalls nur den einfachsten Zwecken gebient haben mag, bei dem höher entwickelten Menschen einer beinahe wunderbaren Aus-

bildung und Geschicklichkeit fähig wird. Das Gleiche gilt von dem Kehlkopf oder den Stimm-Organen, welche ja ebenfalls bei dem Menschen Leistungen hervorbringen, die den ganz ähnlich gebauten Stimm-Organen der ihm zunächst stehenden Thiere unmöglich sind. In gleicher Weise wird auch das Gehirn des Menschen durch Uebung und Bildung, z. B. bei Gelehrten, zu Leistungen befähigt, welche dem einfachen oder ungeschulten Verstande gradezu unbegreiflich erscheinen; und wenn von gelehrter Seite als Einwand gegen den Materialismus geltend gemacht worden ist, daß der Abstand zwischen der Gehirngröße des Europäer's und der des Wilden oder des Urmenschen nicht so groß sei, als man eigentlich nach Maßstabe des Unterschiedes der Intelligenz denken sollte, so hat man hierbei den ungeheuren Einfluß von Uebung und Gebrauch, der ja auch andre Organe, z. B. die Muskeln, zu den verschiedensten Leistungen befähigt, außer Acht gelassen. Rechnet man dazu, daß ein so ausgebildetes oder gelübtes Gehirn seine erworbenen Anlagen nach den Gesetzen der Vererbung unter sonst günstigen Umständen auch auf die Nachkommen überträgt, so wird man leicht einsehen, wie hierdurch eine hinreichende materielle Grundlage für eine unbegrenzte geistige Fortbildung gegeben ist, ohne daß das Denkorgan selbst nöthig hätte, zu einer den Gesetzen der allgemeinen Bildung widersprechenden materiellen Größe anzuschwellen. Endlich vergesse man nicht, daß das Gehirn des gebildeten Menschen heutzutage mit verhältnismäßig leichter Anstrengung und in kürzester Frist eine ganze Reihe von Vorstellungen, Begriffen und Kenntnissen in sich aufnimmt, an deren Schaffung oder Herstellung sich die geistigen Kräfte so vieler menschlicher Generationen vor uns erschöpft haben. Ist doch der jetzige Bildungsstand der Menschheit, ebenso wie ihr materieller Besitzstand, das Ergebnis des Lebens und der Thätigkeit der gesammten Menschheit in den vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden! — Daß aber der Einzelne, welcher in der Zeit erscheint, diese ganze wertvolle Erbschaft ohne Weiteres antritt und auf ihrem Boden fußend weiterarbeitet, das ist es vor Allem, was dem Menschen neben seiner vollkommeneren Organisation seine ungeheure Ueberlegenheit über das Thier verleiht. Körperlich ist der Mensch in der That nichts weiter, als ein veredelter, vollkommener organisirter Affe; geistig ist er im Vergleich zu den Thieren ein Halbgott, d. h. er ist es durch allmälige Entwicklung seiner Kräfte und Anlagen geworden!

(87) . . . in dem physischen Leben bestanden haben — Dem Kampf um das Dasein hat F. A. Lange (Die Arbeiterfrage, 1865) in gesellschaftlicher Hinsicht den Kampf um die bevorzugte Stellung hinzugefügt, dessen Grundgesetz übrigens ganz das Nämliche ist, wie bei dem Kampfe um das Dasein, indem die Reime der Befähigung und Neigung zu bevorzugten Stellungen in Massen ausgestreut, aber dennoch der großen Mehrzahl nach zur Verkümmernng bestimmt sind. Nimmt man den Druck, welchen der Kampf um die Existenz den aufstrebenden Kräften entgegensetzt, hinweg oder mindert ihn auch nur, so schießen sofort in ungeahnter Fülle Gestalten und Leistungen bevorzugter Art empor, während durch einen verstärkten Druck die herrlichsten Talente verkümmern, und zwar mit dem drückenden Bewußtsein der Verkümmernng. Es ist nur ein tief gewurzelter Irrthum, daß jedes Talent oder Genie sich unter allen Umständen zur Geltung durcharbeite. Man vergißt

dabei namentlich, die Einwirkung der höheren Stellung auf die Entwicklung der Anlagen mit in Rechnung zu bringen, und überschätzt die Leistungen der zufällig höher Gestellten nach ihrem Werthe für die Gesamtheit. Entgegen- gewirkt kann diesem Mißstande nur werden durch eine möglichste Erleichterung des Kampfes um das Dasein vermittelt solcher Einrichtungen, welche jedem emporstrebenden Talente Raum und Möglichkeit zur Entfaltung bieten und verhindern, daß in Zukunft nicht mehr der Herrlichkeit Weniger das Wohl von Millionen geopfert werde! In der möglichsten Ausgleichung der Mittel, womit der Kampf um das Dasein von jedem Einzelnen gekämpft wird, liegt das Problem der ganzen Zukunft des Menschengeschlechts!

(88) . . . zusammenwirken zu lassen — Das Princip der Arbeitstheilung ist, wie Prof. E. Häckel in einem vortrefflichen Vortrage über Arbeitstheilung zc. (Berlin 1869) nachgewiesen hat, durch die ganze organische Welt verbreitet und bethätigt sich nicht bloß in der Einrichtung des einzelnen Organismus, sondern auch in den gesellschaftlichen und staatlichen Verbindungen der einzelnen Thiergattungen. Leben ist nach Häckel nichts weiter, als das mechanische Gesamt-Resultat aus den Leistungen der verschiedenen, durch Arbeitstheilung gesonderten Organe, welche sich ihrerseits wieder in ihren verschiedenen Gestalten in Folge fortschreitender Arbeitstheilung aus einfachen und einfaches Formen, aus f. g. Ur- und Grundorganen entwickelt haben. Die einfachste oder Urform des organischen Lebens ist bekanntlich die Zelle, welche als kleinstes organisches Individuum oder als Elementar-Organismus selbst wieder alle einfachen, wie complicirten Organe zusammensetzt. „Die scheinbare Lebens-Einheit jedes vielzelligen Organismus ist ebenso, wie die politische Einheit jedes menschlichen Staates, das zusammengesetzte Resultat aus der Verbindung und Arbeitstheilung dieser kleinen Staatsbürger.“ Jede Zelle im Thier-, wie im Pflanzenkörper hat dabei bis zu einem gewissen Grade ein selbständiges Leben. Die bevorzugtesten oder höchst begabtesten unter den Zellen übernehmen die höchste Function des Thierleibes, die des Selbstbewußtsein's oder des Empfinden's, Denken's und Wollen's.

Die Arbeitstheilung des Organismus selbst ist ein Produkt des Kampfes um das Dasein im Laufe vieler, vieler Millionen von Jahren unter dem Druck der äußeren Lebens-Umstände und geleitet von den Principien der Veränderlichkeit und der Vererbung.

(89) . . . oder Einige arbeiten müßten — Wenn es gewiß als ein sehr richtiger Grundsatz betrachtet werden muß: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“, so lehrt die tägliche Erfahrung, daß sehr Viele essen, welche nicht arbeiten und auch überhaupt nie gearbeitet haben; und es folgt daraus der unabweisbare Schluß, daß Diejenigen, welche arbeiten, nicht bloß für sich, sondern auch für die Ernährung eines ganzen Heeres von Müßiggängern thätig sein müssen. Um so ungerechter muß es erscheinen, daß die Antheile an dem Glück des Lebens, welche dem Einzelnen zufallen, in der Regel um so kleiner ausfallen, je größer die Anspannung seiner Kräfte zur Erhaltung seines Dasein's und des Dasein's Anderer ist, während die besten und größten Antheile in der Regel von Denen hinweggenommen werden, deren Anstrengung zum Verdienen derselben die geringste oder auch gar keine war. Man wende nicht ein, daß Dieselben von den Anstrengungen oder Verdiensten

ihrer Vorfahren leben, da grade die nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht zum Voraus geschaffen werden können und, wenn verzehrt, nothwendig vorher durch die Anstrengung der Mitlebenden erzeugt worden sein müssen. »

Was von der Körperlichen, gilt auch, und fast in noch höherem Grade, von der geistigen Arbeit, welche in der Regel in demselben Maße weniger lohnend und proletariischer wird, je mehr sie sich den höchsten und eigentlich idealen Aufgaben der Menschheit zuwendet. Philosophen und Dichter sind geborne Proletarier, wenn ihnen nicht zufällig das Glück des Besitzes schon an der Wiege gelächelt hat; und sogar in den Geschäften wird in der Regel die schwierigste und aufreibendste geistige Arbeit von Denen gethan, welche am schlechtesten dafür belohnt sind. Es ist ein sehr schlechter Trost und unwahr obendrein, wenn man sagt, die Noth treibe große Geister zur Schaffung außerordentlicher Werke, während Reichthum und Wohlleben sie davon abhalte. Wer sich durch Reichthum oder Wohlleben vom geistigen Schaffen abhalten läßt, der entbehrt schon an sich der Kennzeichen hervorragender und schöpferischer Geister, für welche das Ausströmen ihres Innern in den Busen der Menschheit ein ebensolches Bedürfnis ist, wie Essen, Trinken und Schlafen. Dagegen machen Noth und Entbehrung mißmuthig, schlaff und denkfaul und berauben den Entbehrenden der selbst für den größten Geist zu seiner Entwicklung so durchaus nothwendigen äußern und innern Anregungen. Auch die für den Dichter, Philosophen, Gelehrten u. s. w. unentbehrliche Muße fehlt dem von der Noth und den Sorgen des Lebens Erdrückten; und die dadurch bedingte Zersplitterung seiner Kräfte läßt ihn entweder gar nicht oder zu spät dasjenige erreichen, was für den schöpferischen Geist eine Haupttriebfeder seines Fortschreitens im Schaffen bildet und bilden muß — den Erfolg. Natürlich ist, so lange die jetzt herrschenden Principien der Gesellschaft in Bezug auf den Kampf um das Dasein geltend sind, an eine Besserung dieser Verhältnisse gar nicht zu denken, da sich hier nur solche geistige Arbeit belohnt, welche einen unmittelbaren materiellen Nutzen abwirft oder abzuwerfen verspricht. Welchen grenzenlos nachtheiligen Einfluß auf die Gulte unsrer modernen Literatur dieser Umstand haben muß und in der That gehabt hat, ist zu bekannt, als daß es mehr als einer Hinweisung darauf bedürfte. Professorenmäßige Detailarbeit oder hastige, auf den Beutel des Leser's spekulirende Fabrikarbeit, dabei niedrige Unterwürfigkeit unter den grade herrschenden Geist oder Geschmack des lesenden Publikum's ist der herrschende Charakter unsrer Literatur, während männlicher Grabsinn und philosophische Ueberzeugungstreue sicher sind, überall gegen einen Berg von Gemeinheit, Unwissenheit, Verläumdung oder Theilnahmslosigkeit anklämpfen zu müssen.

(90) . . . betroffen sehen wollte — Die gegenwärtigen Grundlagen der Gesellschaft sind nach Adenhausen (Zfs, Band IV.) Mißtrauen, gegenseitige Ausbeutung und Egoismus; es ist ein Krieg Aller gegen Alle, wobei nicht Menschenliebe, sondern nur unerfülltes Streben nach Gewinn die Haupttriebfeder bildet. Auch F. A. Lange (S. St. Mill's Ansichten über die sociale Frage 1c., Duisburg 1866), welcher ebenso wie wir den Kampf um das Dasein als die eigentliche Triebfeder der gesellschaftlichen Bewegung auffaßt, nennt den Egoismus die Hauptgrundlage unsrer Gesellschaft. Im Gegensatz hierzu müssen nach Lange die Principien der Gerechtigkeit und

der Brüderlichkeit, welche bisher nur eine sekundäre Rolle in Staat und Gesellschaft spielten, zur Hauptsache erhoben werden. Wir besitzen in der Theorie ein ungleich höher stehendes Ideal ächter Menschlichkeit, als das in der Wirklichkeit bestehende. Die Moral muß in die National-Oekonomie eingeführt und damit jener häßliche Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, welcher unsre heutige Gesellschaft zu ihrem Unglück bewegt, beseitigt werden. Die Moral selbst aber muß, wie dieses schon A. Smith empfahl, auf die Sympathie gegründet werden; es ist die Rücksicht des Einzelnen auf das Ganze, was für die Sittlichkeit entscheidet.

Und schon in der ersten Auflage seiner Schrift „Kraft und Stoff“ (S. 256 u. 57) schrieb der Verfasser folgende, später weggelassene Stelle über den heutigen Zustand unserer Gesellschaft: „Und endlich sehe man sich doch einmal etwas genauer in der menschlichen Gesellschaft selbst um und frage sich, ob denn dieselbe nach moralischen Antrieben handelt oder nicht. Ist sie denn nicht in der That ein bellum omnium contra omnes? Ein allgemeines Wettrennen, in welchem Jeder den Andern auf jede mögliche Weise zu überholen, ja zu vernichten trachtet? Könnte man sie nicht beinahe schildern, wie Burmeister die Brasilianer schildert: „Jeder thut, was er glaubt ungestraft thun zu können, betrügt, übervorthellt, hintergeht und benützt den Andern, so gut er nur kann, in der Ueberzeugung, daß Keiner auch mit ihm besser verfähre. Im Allgemeinen hält man den, der diesen Weg nicht einschlägt, für zu dumm und zu einfältig, um ihn gehen zu können u. s. w.“ Jeder thut, was seiner Natur entspricht, und folgt den Antrieben, welche ihm entweder diese oder äußere Lebensverhältnisse ertheilen; er thut, was ihm vortheilhaft, passend für sich selbst und für Erreichung seiner Zwecke erscheint, unbekümmert um nicht positiv gewordene Moral-Principien. „Alle Menschen sind praktische Atheisten.“ (Feuerbach.) Einen Menschen, der mehr für Andre, als für sich sorgt, pflegt man nach Cotta's Ausdruck einen „guten dummen Kerl“ zu nennen,“ u. s. w.

(91) . . . als an inneren Schwierigkeiten scheiterten — M. Busch (Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi, Cotta, 1854) erzählt auf Seite 129 und folgd. von der Chalerstadt Waterloiet in Amerika, welche Gemeinsamkeit alles Eigenthum's und Zwanglosigkeit der Arbeit (Arbeit nach Belieben) als Grundlagen angenommen hatte. Die Colonie befand sich dabei im Zustande höchsten Wohlstandes. — Der Schottländer Pohl gründete ebenfalls in Amerika eine Colonie, in der jeder Zwang wegfallen und Jeder nur nach seiner Neigung und seinen Kräften arbeiten sollte. Die Idee dazu hatte ihm seine eigne Fabrik in Schottland, in der er arme Kinder erzog, gegeben. Die Colonie, welche auch das Princip der Weiber-Gemeinschaft angenommen hatte, mißglückte übrigens. — Die berühmteste der vielen, nach socialistischen Regeln eingerichteten Gesellschaften ist das große Phalanstère von New-Jersey in Amerika, welches sich erst nach 13jährigem, blühendem Bestande auflöste. Thätige Menschenliebe diente dieser Gesellschaft als leitendes Princip. Das Land war Allen gemeinsam; auch Wohnung und Essen waren gemeinschaftlich. Jeder arbeitete, was und soviel ihm gefiel; seine Arbeit wurde abgeschätzt und ihm mit einer gewissen Summe gutgeschrieben. Jede Woche fand Abrechnung statt, wobei das Soll und Haben jedes Einzel-

nen nach Maassgabe seiner Arbeit und seines der Gesellschaft schulbigen Unterhaltungsbeitrag's festgesetzt wurde. Religion oder Kirche gab es nicht, aber gute Schulen. Die Frauen hatten ganz dieselben Rechte, wie die Männer, auch Stimmrecht; ein gewähltes Comité regierte und entschied über die Aufnahme neuer Mitglieder, welche ein Prüfungsjahr durchzumachen hatten. — Der Umstand, daß Viele das Phalanstère und dessen billige Lebensweise nur benutzten, um sich ein Kapital zu ersparen, sowie der andere Umstand, daß die außer der Gesellschaft befindlichen Kapitalisten, welche das Geld zum Ankauf des Landes hergeliehen hatten, es vorzogen, das gut gelegene und prächtig cultivirte Land wieder an sich zu ziehen und zu hohen Preisen zu verkaufen, brachte dem Unternehmen den Untergang.

Sogar in dem profaischen Lande der Mitte, in China, hat der Communismus Wurzel gefaßt. Denn es besteht dort seit Anfang dieses Jahrhunderts's eine geheime Gesellschaft, genannt Thiantihoei (oder Vereinigung von Himmel und Erde), welche sich von Canton nach Malakka, Java und dem indischen Archipel ausgebreitet hat, im Jahre 1824 entdeckt wurde und sich im Jahre 1826 bei einem Auslauf in Malakka bemerkbar machte. Die Anhänger dieser Sekte wollen den fürchtbaren Gegensatz zwischen Armuth und Reichthum überwinden und gehen von dem Grundsatz aus, daß alle Menschen gleiches Anrecht an den Besitz der Erde und ihrer Güter haben. Sie haben lauter Vorschriften brüderlicher Liebe und praktischen Wohlwollens und streben nach der Befreiung der Menschen von Elend und Unterdrückung. (Siehe Milne, transactions of the Ass. soc. 1827, tome I., und Thian=thi=hoi; Geschichte der Bruderschaft des Himmels und der Erde, der communistischen Propaganda China's. Berlin 1852.)

Daß die Gütergemeinschaft anerkanntes und durchgeführtes Princip vieler religiösen Sekten des Alterthum's und der Neuzeit war, bald in höherem, bald in geringerem Grade, ist geschichtsbekannt. Ich erinnere an die jüdische Sekte der Essäer, an die ersten Christengemeinden, an die Albigenser, Waldenser, böhmischen Brüder, Herrnhuter, u. s. w. u. s. w.

(92) . . . ganz außerordentlich große seien — Vortrefflich legt Radenhausen in seiner Isis (Band IV., S. 455 u. folgd.) die wirthschaftlichen und sonstigen Vortheile der Gütergemeinschaft auseinander. Mißtrauen, Sucht nach betrügerischem Gewinn, Ausbeutung, Selbstsucht u. s. w., welche gegenwärtig die Grundlagen des Verkehrs bilden, würden wegsallen; dagegen würden höhere Bildung, Selbstgefühl, Zutrauen, sittlicher Werth u. s. w. in demselben Maasse zunehmen. „Während gegenwärtig sehr Viele, und grade in maassgebenden Stellungen, die Bildung zu hindern suchen, des Eigennuzes willen, würde die Gemeinschaft umgekehrt aus Eigennuz sie zu fördern suchen, damit jeder Einzelne um so ausgiebiger für die Gesamtheit werde.“ Das Streben nach Genuß würde sich veredeln; die Erhaltung des Dasein's würde sehr erleichtert werden, da Gemeinschaften immer viel billiger zu existiren vermögen, als Einzelne; die Arbeit würde bei gemeinsamem Betrieb leichter, angenehmer, gesünder und erfolgreicher werden; die Geldclaverei der kleinen Gewerke würde aufhören; Alter und Krankheit würden dem Einzelnen bezüglich seiner materiellen Existenz ebensowenig etwas anhaben können, wie vorübergehende Arbeitslosigkeit; die Kenntnisse und Fertigkeiten Einzelner würden

nicht mit ihrem Tode zu Grunde gehen, sondern der Gemeinsamkeit und den Nachfolger zu Gute kommen; die Liebe zur Arbeit selbst, welche nicht mehr bloße Lohnarbeit sein, sondern Allen gemeinsam dienen würde, würde außerordentlich zunehmen, u. s. w. u. s. w.

Auch der Uebergang aus dem Einzelleben in die Gemeinschaft würde nicht so schroff sein, wie es den Anschein hat, da schon unser gegenwärtiges staatliches und gesellschaftliches Leben viel mehr, als man gewöhnlich denkt, mit Gemeinschaftlichem durchwebt ist, und eine Masse von Einrichtungen namhaft gemacht werden können, welche einen ganz communistischen oder socialistischen Charakter athmen. Ganz unberechenbar groß würden die direkten und indirekten Ersparungen in den gegenwärtig so kostspieligen Staats-Einrichtungen und in den mannichfachen Veranstaltungen zur Sicherung und Aufrechterhaltung des Privatbesitzes sein, während die so zahlreichen Verluste, welche durch das ganze Heer böser Neigungen, wie Geiz, Habgier, Haß, Neid, Rache, Verläumdung, Parteilichkeit u. s. w., entstehen, und von welchen die Menschheit ärger, als von einer Pest heimgesucht wird, aufhören würde. Der bisher fast gar nicht geachtete oder misachtete Menschenwerth würde in seine Rechte eintreten und ein freies Menschenkind in Bezug auf seinen Werth nicht mehr, wie bisher, für weniger geachtet werden, als ein Ferkel oder Lamm, oder als das Kind eines Sklaven u. s. w. u. s. w.

(93) . . . längst eine Wirklichkeit geworden — Daß die besitzenden Klassen aus persönlichem und Standes-Interesse die sociale Revolution fürchten und verabscheuen, ist begreiflich und verzeihlich, obgleich die Vorstellungen, welche man sich von derartigen Umwälzungen und ihren Folgen zu machen pflegt, in der Regel viel schrecklicher sind, als die Sache selbst. Dagegen ist es unbegreiflich und unverzeihlich, daß man sich von Seiten jener Klassen ebenso scheu und abweisend, wie gegen die sociale Revolution selbst, auch gegen alle Vorschläge verhält, welche dazu bestimmt sind, auf friedlichem Wege dem socialen Uebel zu steuern und durch allmälige Reform zu einem besseren Zustand der Dinge hinüberzuleiten. Je mehr man sich sträubt, das sociale Uebel anzuerkennen und demselben in das Auge zu sehen, um so kräftiger wird dasselbe in der Stille emporwachsen, und um so weniger wird es schließlich möglich werden, einer gewaltsamen Lösung aus dem Wege zu gehen. Statt also Diejenigen, welche das Uebel an das Licht ziehen und Mittel zu seiner Heilung vorschlagen, mit Haß und Verläumdung zu verfolgen, sollte man ihnen dankbar sein und sie mit Ruhe und Verständnis anhören. Allerdings fehlt es unsrer besitzenden Bürgerklasse, in welcher sich gegenwärtig der meiste politische Einfluß concentrirt, oder s. g. Bourgeoisie an dem nothwendigsten Erforderniß hierzu, an der Bildung nämlich. Aus niedern Schichten der Gesellschaft emporgewachsen und allmälig, meist zur eignen Ueberraschung, durch den beispiellosen Aufschwung der Industrie, des Handels, des Verkehrs u. s. w. zu Reichthum und Einfluß gelangt, kennt sie nicht Höheres, als Behauptung dieser Stellung und materielles Wohlleben, und verachtet alles Andere als unpraktische Schwärmerei und Ideologie. Die Worte „Geld“, „Credit“, „Parlament“, „liberal“, „Minister-Verantwortlichkeit“ u. s. w. erschöpfen den ganzen Reichthum ihrer socialen und politischen Begriffe, und sie versteigt sich höchstens zu der von ihr als Non plus ultra der Liberalität angesehenen

Forderung der „freien Bahn für Alle“ oder der Beseitigung aller jener mittelalterlichen Hindernisse, welche bisher der freien Arbeit noch im Wege standen. Sie vergißt dabei freilich, daß es mit der freien Bahn allein, auf welcher die besten Plätze schon von vorneherein besetzt sind, und auf welcher Diejenigen, die zu Fuß gehen, oft kaum Platz zwischen den sie zermalmenden Rädern Derjenigen finden, welche in Karossen fahren, nicht gethan ist, und daß von einer Freiheit der Arbeit nicht die Rede sein kann, so lange diese dem Privatekapital oder Privatbesitz dienstbar ist. In der Sache ist es heutzutage, noch grade so, wie damals, als der Ritter seinen Leibeigenen für sich arbeiten ließ; nur die Rollen sind vertauscht, und der moralische Druck, welchen heutzutage Kapital und Besitz auf den Arbeiter ausüben, ist oft härter, als der ehemalige physische Zwang. Daß dieses auf die Dauer nicht so bleiben kann, ist klar; und es wird lediglich von dem Verständniß oder Nichtverständniß unsrer heutigen Bourgeoisie oder unsres freigeistigen Bürgerthum's für die sociale Frage abhängen, ob wir in socialer Hinsicht einer Revolution mit allen ihren schrecklichen und unberechenbaren Folgen oder einer friedlichen und allmählichen Reform entgegengehen.

(94) . . . in den Besitz der Gesamtheit — Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von einer förmlichen Expropriation oder Austreibung der Grund-Eigenthümer zu Gunsten des Staates, sondern nur von einer Ablösung, d. h. von einem Rückkauf gegen mäßige und Abschätzungsweise festzustellende Kaufsummen die Rede sein kann. Diese Schätzung müßte bei kleineren Gütern oder Grundstücken, namentlich bei solchen, welche das einzige Eigenthum eines Mannes oder einer Familie bilden, deren wirklichem Werthe gleichkommen, während größere Güter-Complexe, ganze Grund-Herrschaften u. dgl. einer gewissen Reduktion in der Abschätzung unterliegen müßten. Bekanntlich schreiben sich sehr viele und vielleicht grade die bedeutendsten privaten Besitztitel an Grund und Boden, welcher ursprünglich in der Regel gemeinsam oder Gemeinbesitz war, durchaus nicht aus rechtlichem Erwerb, sondern aus den Zeiten der Eroberung, des Feudalismus, des Lehnswesens, der Gewalttherrschaft u. s. w. her; und könnten schon darum rechtliche Bedenken gegen deren Zurückführung in den Gesamtbefitz am wenigsten geltend gemacht werden. Nichtsdestoweniger sollte, da nach Verlauf so langer Zeit Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit der Erwerbstitel nicht mehr angestellt werden können, und da man die Nachkommen nicht für die Sünden der Voreltern verantwortlich machen kann, Niemand in seinen jetzt bestehenden Rechtsansprüchen gekränkt werden und nur gegen gebührende Entschädigung zur Rückgabe seines Besitzes an den Staat genöthigt sein. —

Eine solche Rückgabe des Besitzes an Grund und Boden an die Gesamtheit ist übrigens, auch wenn wir von allen socialen Gründen oder rechtlichen Bedenken vollständig absehen, eine ökonomische oder staatswirthschaftliche Nothwendigkeit und kann daher auf die Dauer trotz allen Widerstrebens gar nicht umgangen werden. Denn je mehr die Bevölkerung anwächst, um so nothwendiger wird es auch, den vorhandenen Grund und Boden, sowohl der Menge als der Art nach, bis auf seine äußerste Ertragsfähigkeit auszubenten. Es kann daher nicht mehr dem einzelnen Besitzer eines Grundstückes überlassen bleiben, ob und bis zu welchem Grade er dasselbe ertragsfähig machen will

oder nicht, sondern es muß demselben im Interesse der Gesamtheit Alles abgerungen werden, was ihm abgerungen werden kann. Dieses kann aber natürlich nur geschehen durch den auf die Grundsätze der wissenschaftlichen Landwirthschaft gestützten Großbetrieb, sowie dadurch, daß jedes Fleckchen Erde nach Maßgabe seiner Lage und Beschaffenheit culturfähig angebaut wird, während der Privatbesitz hierin ganz willkürlich und oft sehr unrationell verfährt oder doch verfahren kann. So werden in England große Strecken culturfähigen Bodens von ihren Besitzern entweder unbenutzt liegen gelassen oder zu Weiden, Wildpark's, Rennbahnen, herrschaftlichen Gärten u. s. w., welche nur dem Vergnügen Einzelner, in keiner Weise aber dem allgemeinen Nutzen dienen, umgeschaffen*); und Aehnliches geschieht, wenn auch nicht in gleich hohem Grade wie in England, überall. — Ob der Staat oder die Gesamtheit die Bewirthschaftung des Bodens selbst übernehmen oder unter gewissen Garantien und Anordnungen an s. g. Ackerbau-Gesellschaften, an die Landgemeinden oder auch an Private pachtweise überlassen wird, ist eine Frage von sekundärer Bedeutung, welche wahrscheinlich an verschiedenen Orten je nach den Landeszuständen auch in verschiedener Weise entschieden werden wird.

Am dringendsten ist bekanntlich die s. g. Bodenfrage durch die besondern Verhältnisse des Landbesitzes in dem Lande der politischen Freiheit, in England geworden, wo die Agitation für Gemeinsamkeit des Grundbesitzes oder wenigstens für eine durchgreifende Reform der bestehenden Boden-Verhältnisse bereits in das Leben getreten ist und viele Anhänger gewonnen hat. Nach Madenhäuser (Jfist, Band III., S. 354) ist die s. g. Landclaverei in England eines der Hauptmittel gewesen, um den hohen Adel unermeßlich reich zu machen, während sie andererseits der so nothwendigen landwirthschaftlichen Verbesserung des Bodens die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat.

Am ungerechtesten erscheint die Bodenrente dort, wo sie durch einfache Vermehrung der Bevölkerung und den dadurch gesteigerten Werth des Grundeigenthums entsteht. Am auffallendsten ist dieses inmitten und in der Nähe wachsender Großstädte, wo oft Landstrecken, welche vorher beinahe keinen Werth hatten, binnen kurzer Zeit zu wahren Goldfeldern werden. Offenbar entsteht diese Art von Rente oder Besitz-Steigerung ohne jedes Zutun des Einzelnen lediglich durch den Fleiß und die Thätigkeit der Gesamtheit, welche nichtsdestoweniger dieses Resultat ihres Fleißes ohne jeden Abzug dem einzelnen Privateigenthümer überläßt. Hier könnte auch ohne Einführung des gemeinschaftlichen Grundbesitzes jetzt schon durch entsprechende Besteuerung die Gesamtheit wenigstens zur Miteigenthümerin des von ihr selbst geschaffenen Nutzen's gemacht werden.

(95) . . . Vererbung des Privatbesitzes auf die Nachkommen, und zwar zu Gunsten der Gesamtheit. — Dieser Vorschlag ist sehr verschieden von dem ebenfalls gemachten einer totalen Abschaffung des Erbrechts, welche Abschaffung eine solche tiefgreifende Veränderung aller socialen Verhält-

*) Die Grafschaft Sutherland in England enthält über eine Million Acker oder Morgen Land, welche zwei Eigenthümern gehören, und von denen nur 23,000 Acker unter Culture sich befinden. Die englischen Lords ziehen es vor, Schaafstrijfen oder Jagdgründe oder ungeheure Park's aus culturfähigem Boden zu machen.

nisse im Gefolge haben müßte, daß an die plötzliche Einführung einer solchen Maßregel, außer auf dem Wege der rücksichtslosesten Gewalt, nicht zu denken sein dürfte. Gesellschaftliche Reformen lassen sich aber nicht, wie politische, plötzlich veranstalten, da zu ihrer Einführung nothwendig eine gewisse Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung oder der Gesellschaftsklassen selbst gehört. Gerade in dieser Hinsicht empfiehlt sich nun aber das vorgeschlagene Mittel einer Beschränkung der Erbrechte ganz besonders, indem es ein solches ist, welches ganz allmählig aus dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand in einen besseren hinüberleitet, ohne irgend Jemanden während seines Lebens in seinem Besitze zu kränken oder ihm wehe zu thun, und welches je nach Bedürfniß und Maßgabe der Umstände gradweise gesteigert oder durchgreifender gemacht werden kann. Als Princip ist die Beschränkung des Erbrechts in der Form der wohl in allen Ländern eingeführten Erbschaftsteuer längst anerkannt; und es kann in der That eine gerechtere und weniger drückende Steuer gar nicht gedacht werden, als die Steuer auf Erbschaften, namentlich in der f. g. indirecten Erbfolge. Hat doch der Einzelne das, was er besitzt, nur in, mit und durch Hilfe der Gesammtheit oder der Gemeinschaft erworben! und muß es daher nur als gerecht oder billig angesehen werden, wenn er nach seinem Tode dieser Gesammtheit einen Theil des Erworbenen, das ihm ja selbst nichts mehr nützen kann, zu überlassen genöthigt wird! Geradezu muthwillige oder lächerliche Vererbungen, wie z. B. diejenige jenes reichen Engländer's, welcher sein ganzes Vermögen einer ihm gänzlich fremden Dame aus Gefallen an ihrer schönen Nase vermachte, oder Vererbungen an ganz entfernte und nicht bedürftige Seitenlinien sollten staatlicherseits ebenso wenig gebuldet werden, wie die durch stete Vererbung aufrechterhaltenen, ungeheuren Privat-Vermögen, welche einen Staat im Staate, eine Geldmacht innerhalb der Staatsmacht bilden und bei ihren Besitzern, sowie bei deren Familien einen unnatürlichen und die Wohlfahrt der Gesammtheit störenden Einfluß unterhalten. An die Stelle der ehemaligen Geburts-Aristokratie ist nach und nach eine Geld-Aristokratie getreten, welche den demokratischen Principien und dem gutem Geschmac ebenso sehr, wenn nicht stärker, zuwiderläuft, wie jene, und welche in der Zukunft, wenn ihr nicht ein Damm entgegengesetzt wird, mit immer steigender Anmaßung auftreten wird. — Zwar wird man einwenden, daß sich große Vermögen durch Vererbung in der Regel zersplittern oder auf viele getrennte Zweige vertheilen. Nichtsdestoweniger lehrt die Erfahrung, daß großer Reichtum in einzelnen Familien in der Regel erhalten bleibt (wozu wesentlich der Umstand beitragen mag, daß Reiche immer nur wieder Reiche heirathen); und andrerseits sammeln sich auch häufig große Vermögen durch Vererbung in einzelnen Händen an, indem mehrere Quellen von verschiedenen Seiten her zusammenfließen. Zukünftige Erben großen Reichtum's werden in der Regel von den meisten Menschen mit ganz anderen Augen angesehen, als gewöhnliche Menschenkinder, und beinahe als Wesen höherer Art betrachtet; sie haben das Privilegium, dumm, faul, ungezogen, eingebildet und selbst ungebildet zu sein, ohne daß sie dadurch viel an Ansehen verlieren; denn man ist gewiß, daß sie dereinst alle diese Mängel durch ihren Reichtum leicht aufwiegen und dennoch eine hervorragende und einflußreiche Stellung in der Gesellschaft einnehmen werden. Auch halten sie sich selbst in der Regel nicht verpflichtet, viel zu

lernen oder zu leisten oder ihren sonstigen Pflichten gegen die Gesellschaft sehr gerecht zu werden, da sie auch ohne jede eigne Anstrengung in der Regel ihres bevorzugten Looses sicher sein dürfen.

Uebrigens mag am Schlusse dieser Anmerkung noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Verneinung der Besitz- und Erbrechte durchaus keine Erfindung der Neuzeit und der bösen Communisten, sondern bereits Jahrtausende alt ist, und daß zu den verschiedensten Zeiten einsichtige und billig denkende Männer dahin gehende Maaßregeln vorgeschlagen oder eingeführt haben. Man vergleiche darüber Radenhausen's Isis, Band III., S. 376 u. figd. Ebendasselbst wird nachgewiesen, daß zu verschiedenen Zeiten gesetzliche Eingriffe der Verbände in die Besitz- und Erbrechte auf Grund des Gemeinwohl's stattgefunden haben; wie denn überhaupt nie zu vergessen ist, daß wir auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Staat, Gemeinde, Familie, Behörden, Vereinen u. s. w. bereits unendlich viele communistische Einrichtungen besitzen, welche alle, wenn die s. g. Manchester-Theorie richtig wäre, mehr oder weniger ausgemerzt werden und der fast immer unzureichenden Privat-Thätigkeit überlassen bleiben müßten. Man denke nur an die Steuern und deren mannichfache Verwendung zu Zwecken der Gesamtheit, an das Gesetz der s. g. Expropriation, an das von dem Staate geleitete Unterrichtswesen und an den Schulzwang, an Eisenbahnen, Straßen und öffentliche Bauten, an das öffentliche Gesundheitswesen, an Gemeinde-Versorgung, an öffentliche Brunnen, Museen, Bibliotheken, Promenaden, Versorgungshäuser u. s. w. u. s. w.

(96) . . . ausreichend für dieselben gesorgt wäre — Die Zurücklassung erwerbsunfähiger und lebiglich auf die öffentliche Mithätigkeit angewiesener Nachkommen durch den Tod, das Alter, oder die Krankheit ihres Ernährer's bildet einen der schreiendsten und widerwärtigsten socialen Mißstände. Zwar wird, wie bekannt, auf privatem Wege durch Pensionsfonds, Alters-, Kranken- und Sterbekassen, sowie durch die zahlreichen Lebens-Versicherungs-Anstalten, und auf öffentlichem Wege durch die s. g. Gemeinde-Versorgung dem hieraus entstehenden Unglück möglichst entgegengewirkt. Aber Jeder, der auch nur ein wenig Einsicht oder Erfahrung in diesen Dingen gewonnen hat, weiß, wie unzureichend und mangelhaft alle diese Veranstellungen sind, welche Gefahr des Verlustes in ihnen liegt, und wie sie grade in den schlimmsten Fällen in der Regel im Stiche lassen. Ganz anders und besser würde der Zweck erreicht werden, wenn der Staat oder die Gemeinschaft jene für ihn so natürliche Sorge übernehmen und gewissermaßen eine große und allgemeine gegenseitige Versicherungs-Anstalt bilden wollte, in der unverschuldete Nahrungslosigkeit zu den Unmöglichkeiten gehören würde. Der Beitrag, den jeder Einzelne zu den Staatslasten gibt, oder die Steuer müßte bereits von vornherein in einem solchen Maße gegriffen sein, daß die entstehenden Kosten dadurch gedeckt würden; wobei übrigens die obligatorische Theiligung Aller (jeder Einzelne nach seinen Kräften oder nach der Größe seines Einkommen's) den Aufschlag wahrscheinlich als sehr gering erscheinen lassen würde. Unmöglich kann eine auf humanen Grundsätzen eingerichtete menschliche Gemeinschaft es dulden, daß die s. g. Suvaliden der Arbeit, nachdem sie ihr ganzes Leben und ihre Kräfte dem Dienst und den Zwecken dieser Gemeinschaft gewidmet

haben, im Alter oder, wenn krank, entbehren oder gar Hunger's sterben müssen, oder daß ihre erwerbsunfähigen Nachkommen, wie Kinder, Frauen u. s. w., dem blaffen Elend mitleidslos in die Arme geworfen werden. Die gegenwärtig bestehenden Armen-Einrichtungen, Armensteuern u. s. w. erreichen den von ihnen beabsichtigten Zweck in der Regel nicht oder nur sehr unvollkommen und sind meist mehr geeignet, Lumpen und Faulenzen zu erziehen oder der Bettelerei Vorschub zu leisten, als der wirklichen und unverschuldeten Armuth zu steuern. Auch können sie nicht verhindern, daß beinahe tagtäglich inmitten einer im Ueberfluß schmelgenden Gesellschaft die entsetzlichsten und herzbrechendsten Scenen gesellschaftlichen Elends, langsamen Hungertodes, verzweiflungsvollen Selbstmordes u. s. w. erlebt werden müssen.

(97) . . . oft sehr traurigen Folgen — „Die kapitalistische Produktionsweise“, sagt J. O. Eccarius in seinem Schriftchen: Cines Arbeiter's Widerlegung der national-ökonomischen Lehren J. St. Mill's (Berlin 1869), „ist unter den günstigsten Umständen ein socialer Krieg ohne Unterbrechung. Die Vervollkommnung der Produktionswerkzeuge geht herum wie ein brillender Löwe und sucht, wenn sie verschlingen kann. Es ist ein grausamer Krieg, die Geschütze und die Siege sind alle auf der einen Seite, die Todten und Verwundeten auf der andern. Es ist ein abscheulicher, verachtungswürdiger Krieg, erzeugt durch die Habsucht — die unvermummte Habsucht, — die um so gefährlicher wird, da die Anhäufung des Reichthum's des Reichthum's wegen als veredelndes Princip dargestellt und von seinen Verehrern als göttliche Verordnung oder ewiges, der Menschheit heilbringendes Naturgesetz verkündet wird. Diejenigen, welche in diesem Kampfe umkommen, haben nicht einmal den Trost, für eine gute oder glorreiche Sache zu sterben, sie sind von keinem Fanatismus, keiner Täuschung befeelt. Sie sind einfache Plutiusopfer, die sich ihres Schicksal's bewußt sind und ihren Untergang Schritt für Schritt vor sich sehen.“

(98) . . . sehr wohlverdient ist — In einem Aufsatz über die Kapitalprämie sagt Karl Heinzen in seinem „Pionier“ über diesen Punkt sehr gut Folgendes: „Welcher Maßstab soll aber angelegt werden, wenn die zur Führung eines Geschäfts nöthigen Arbeiten durchaus verschiedener Art sind und der Kapitalist nicht bloß der Unternehmer, sondern auch durch besondere Qualifikation der Schöpfer und Erhalter desselben ist? Ohne die Hilfe der Arbeiter kann allerdings das Geschäft so wenig bestehen, wie ohne Kapital; soll aber der Kapitalist vor seinen Geschäftsgehilfen nichts voraus haben, sollen sie mit ihm gleichen Anspruch auf Gewinn geltend machen, soll der größere Antheil, den er sich aneignet, als verwerfliche „Kapitalprämie“ angesehen werden; wenn er die alleinige Seele des Geschäfts ist, wenn dasselbe bloß durch seine schöpferische Thätigkeit besteht, wenn die Natur desselben eine besondere Fähigkeit bedingt, die nur ihm eigen ist und vielleicht erst durch die größten Opfer zu erlangen war?

Selbst bei den alltäglichen Geschäften werden wir durch die Frage der Antheilsberechtigung in Verlegenheit gesetzt. Nehmen wir ein Kaufmannsgeschäft. Zu seiner Führung sind außer dem unternehmenden Kapitalisten Buchführer, Handlungsdiener, Laufjungen, Kärner, Hausknechte u. s. w. nöthig. Sollen alle diese Gehilfen gleichen Anspruch auf den Gewinn mit dem Kapi-

talisten haben? Soll ihm der größere Antheil als „Kapitalprämie“ freitig gemacht werden?

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Ein Schriftsteller, der zugleich das nöthige Kapital besitzt, gründet eine Zeitung. Zur Herausgabe derselben ist er trotz seinem geistigen wie pekuniären Kapital nicht im Stande ohne die Hilfe eines Buchführers, eines Expedienten, eines Setzerpersonals, sogar eines Druckerzeufels. Die Zeitung prosperirt aber durch den Fleiß und das Talent ihres Gründers, durch dieses Talent und diesen Fleiß allein. Sein Kapital würde ohnmächtiger sein ohne sein Talent, als sein Talent ohne sein Kapital. Fordert nun die Gerechtigkeit, daß er den ganzen Gewinn des Unternehmens mit seinen Hilfsarbeitern bis zum Druckerzeufel hinab theile? Thut er nicht genug, wenn er jedem den höchsten Satz für seine Arbeit zahlt, die mit der seinigen gar nicht in eine Kategorie gebracht werden kann? Ist er ein verdammenswerther Kapitalist, wenn er das Produkt seiner, die ganze Existenz, das ganze Gedeihen des Geschäftes entscheidenden Thätigkeit höher veranschlagt, als dasjenige seiner Arbeiter?“

(99) . . . gänzlich hinfällige — Es ist ein Unsinn, die Staatshilfe principieell und mit Gründen zu verwerfen, die aus dem Wesen des Staates selbst hergeleitet werden, wie dieses z. B. Wackernagel in seinem Schriftchen gegen Lassalle gethan hat. Der Staat ist nicht bloß, wie dieses die jetzige Bourgeois-Partei in ihrer grenzenlosen Platttheit will, eine gegenseitige Rechts- und Schutz-Anstalt, sondern nur die äußere Form, innerhalb deren sich die großen Cultur-Fortschritte der Menschheit zu vollenden haben, oder, mit andern Worten, er ist ein sittlicher Organismus. Alles ist daher Zweck des Staates, was geistiges oder körperliches Glück und Wohlfsein seiner Bürger, seiner einzelnen Glieder zu fördern verspricht, und was die Mehrheit dieser Bürger in einem gegebenen Augenblicke als der gemeinsamen Wohlfahrt dienlich erachtet. Menschen ohne Staat sind undenkbar; daher man auch nicht die Einzelnen von dem Begriffe des Staates loslösen und sie ohne Rücksicht auf denselben betrachten kann. Sie sind eben nur Menschen in unserm Sinne durch ihr Zusammenleben mit andern Menschen in einem Staatsverband; und dieser selbst ändert sich jeden Augenblick in seinem Wesen mit den wechselnden Bedürfnissen oder Bildungsstufen Derjenigen, von denen er gebildet wird. In diesem Sinne ist Staatshilfe nichts anderes, als der Beistand, welchen die Gesamtheit dem Einzelnen gewährt; und in je weiterer Ausdehnung dieses geschieht, desto mehr werden die großen Ziele der Humanität und der Menschheit erreicht werden. Daher nicht über die Staatshilfe selbst, sondern nur über die Art derselben zu streiten ist. Alle Streitigkeiten über Wesen und Zweck des Staates werden eigentlich unnöthig, sobald man das Princip der Volkssouveränität in ungeschmälertem Grade anerkennt und zugibt, daß Alles Gesetz sein muß, was die Mehrheit des Volkes will. — Die individuelle Freiheit, von der die Anhänger des Bourgeois-Staates soviel reden, steht eigentlich nur auf dem Papier, da sie, so lange die sociale Gleichheit nicht existirt, den weniger Begünstigten gegenüber zur Gewalt, zum Faustrecht wird. Was nützt dem armen Arbeiter die Freizügigkeit, wenn er überall dasselbe Elend wiederfindet? was nützt ihm die Gewerbefreiheit, wenn er überall nur für Diejenigen arbeiten muß, welche die Produktionsinstrumente allein in ihren

Händen haben? was nützt ihm sein Stimmrecht, wenn er es aus Mangel an Zeit oder Interesse nicht auszuüben im Stande oder gar gezwungen ist, nach Ansicht seiner Brodherrn zu stimmen? Wo ist die individuelle Freiheit aller jener Armen oder Arbeiter, welche man jeden Augenblick dadurch, daß man ihnen ihren kargen Verdienst entzieht, auf die Gasse werfen und dem äußersten Elend überantworten kann? Gerade die Freiheit der Arbeit, welche die Gegner der Staatshilfe und die Vertheidiger des Bourgeois-Staates so sehr betonen, verlangt die Staatshilfe oder die Unterstützung des minder Begünstigten durch die Gesamtheit, damit jedem rechtschaffenen gesunden Menschen, der arbeiten will, es möglich werde, durch Arbeit seine selbstständige Existenz zu erwerben und nicht ewig als Sklave Anderer dienen zu müssen. Käme es bloß auf die Freiheit der Arbeit im Sinne des Liberalismus oder auf die Wegräumung aller diese Freiheit beengenden, politischen Schranken an, so müßten England und Amerika die geeignetsten Länder der Welt sein, während in der That hier die Arbeiter ganz dieselben und zum Theil noch größere Klagen haben, als in andern Ländern, und während in ersterem Lande die socialen Gegensätze und Ungerechtigkeiten größer und ungeheurerlicher sind, als irgendwo. Schließlich wird es hier und überall, wenn die Dinge so fortgehen, und wenn der s. g. industrielle Großbetrieb das Kleingewerbe in demselben Maaße zu überwindern fortfährt, wie bisher, dahin kommen, daß es nur noch eine eigne Gott mit unbefchränkter Machtfülle in der Welt geben wird, der Mammon oder der Besitz, das Geld nämlich; und daß am Ende die menschliche Gesellschaft nur noch aus einer kleinen Anzahl von Millionären oder großen Kapitalisten und aus einer ungeheuren Armee von Proletariern bestehen wird, welche nur dazu da zu sein scheinen, um ihr Leben im Dienste jener aufzubringen.

(100) . . . mit Rettung und Glück sein würden — Immerhin hat Schulze=Delitzsch mit seiner Selbsthilfe den ungeheuren Vortheil vor allen seinen Gegnern, sowiewor allen socialistischen oder ökonomischen Systemen voraus, daß er auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse steht und von hier aus eine unmittelbar nutzbringende Thätigkeit entfaltet, während alle Anderen auf die Zukunft hoffen und bedeutende politische Umwälzungen als notwendige Vorbedingung für ihre praktische Thätigkeit verlangen. Man kann daher sehr wohl entschiedener Socialist und dennoch, so lange die politischen Zustände noch die alten sind, im Sinne des Schulze'schen Systems thätig sein. Uebrigens ist es jetzt eine allgemein zugegebene Thatsache, daß dieses System fast nur dem s. g. Kleingewerbe, dem kleinen Meister u. s. w. zu Gute kommt, während der eigentliche Arbeiter davon keinen oder nur geringen Nutzen zieht.

(101) . . . herabgesunken sind — Der offenbare, von Jahr zu Jahr zunehmende und auch ziemlich allgemein zugestandene Verfall unsrer Universitäten oder Hochschulen als Pflanzstätten freier und unabhängiger Wissenschaft schreibt sich aus einer Reihe von Ursachen her, unter denen die hauptsächlichsten folgende sein mögen:

1) Der von den jeweiligen Regierungen auf die an den Universitäten docirenden oder angestellten Vertreter der Wissenschaft geübte Druck, welcher es dem Einzelnen mehr oder weniger unmöglich macht, etwas zu lehren, das mit den Ansichten oder Bedürfnissen der Regierung und ihren meist reactionären Bestrebungen im Widerspruch steht. Jeder neuen, bahnbrechenden Forschung

wird dadurch ein hemmender Zügel angelegt und Allem, was sich über das Niveau des Gewöhnlichen oder Hergebrachten erhebt, ein fast unübersteiglicher Damm entgegengesetzt. Männer, welche eine Pflanzstätte der Wissenschaft bilden und künftigen Generationen als Sterne erster Größe voranleuchten, werden in Folge dieses System's von den Universitäten verjagt oder hinweggeführt, während kleine Geister und engherzige Detailkrämer der Wissenschaft die hehren Stühle behaupten, von denen herab das Licht der Aufklärung und besseren Einsicht der Nation entgegenleuchten sollte. Rechnet man dazu das auf unsern Hochschulen in unglaublichem Maasse sich breit machende Etiquen-Wesen, die schlechte Bezahlung, die niedrige, entehrende Jagd nach Zuhörern oder Studenten, die gebrückte Stellung der Privatdocenten, den unterwürfigen Sinn aller Derer, die auf Beförderung oder Zulage hoffen, und so vieles Andere, so wird man leicht begreifen, was unter solchen Händen und Umständen aus der Wissenschaft werden mußte und schon längst geworden wäre, wenn dieselbe nicht in sich selbst eine Kraft der Anziehung und Erhebung trüge, die durch Nichts zerstört werden kann.

2) Die außerordentliche Verallgemeinerung der Bildung, welche theils die Mittel derselben und theils das Interesse für dieselbe von den meist in kleinen und in der Entwicklung zurückgebliebenen Städten gelegenen Universitäten hinweg und mehr nach den großen Centralpunkten des Verkehrs, nach den volkreichen und eine zahlreiche intelligente Bevölkerung einschließenden Städten hinzieht. In manchen dieser Städte, z. B. in Frankfurt a. M., wird bloß durch private Thätigkeit oft mehr für Wissenschaft und wissenschaftliche Entwicklung geleistet, als an den eigentlichen, dafür bestimmten und vom Staat, wie von alten Ehrenungen und Vorrechten unterstützten Pflanzstätten derselben.

3) Die zopfige und mit dem ganzen Geiste der Neuzeit contrastirende, aus dem Mittelalter stammende Form oder Verfassung unsern Universitäten, welche nicht bloß auf die Lehrenden, sondern fast noch mehr auf die Lernenden den allerungünstigsten Einfluß ausübt und das lächerliche, renommiistische, faullenzistische Studententhum mit seinen zahllosen Krokheiten, verdorbenen Charakteren und Gefundheiten, vergeubeten Kräften u. s. w. erzeugt.

4) Die so außerordentlich gestiegene Bedeutung und Vermehrung des Buchdrucks, welcher alle wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnisse, alle geistigen Schöpfungen viel leichter, rascher und besser dem Publikum übermitteln, als dieses ehemals die gewissermaßen als einzelne Centralsonnen der Bildung angesehenen Universitäten thun konnten. Man kann heutzutage aus Büchern beinahe Alles und oft besser lernen, als aus mündlichem Verkehr mit Lehrern; und nur die praktischen, auf Anschauung, Beobachtung und Experimenten beruhenden Wissenszweige machen davon bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme. Aber häufig genug ist der mündliche Vortrag des Universitätslehrers nichts weiter, als eine langstilige und langweilige Wiederholung aus einem von ihm oder Andern verfaßten Compendium oder Lehrbuch.

5) Der allgemeine materialistische Zug der Zeit, welcher sich auch auf das höhere Unterrichtswesen erstreckt hat und nur noch solche Zweige des Wissens angesehen und rentabel erscheinen läßt, welche, wie Schiller sagt, als milchende und mit Butter versorgende Kuh erscheinen. Alle höheren und höchsten, eigentlich humanistischen Studien werden dadurch in die Ecke gedrängt

und derart vernachlässigt, daß man es Niemandem verübeln kann, wenn er seine Kräfte und Anstrengungen andern Zielen zuwendet. Und dennoch ist grade das Bedürfnis nach einer rein humanen oder allgemeinen Universitätsbildung, welche von allen Berufs-Zwecken absieht, heutzutage stärker und dringender, als je, weil es eine große Menge junger Leute aus dem höheren Kaufmann's- oder industriellen Stande überhaupt gibt, welche keine gelehrte Carrière machen wollen und dennoch jener Bildung dringend bedürfen. Auf unsern gegenwärtigen Universitäten, welche fast nur die gelehrten Berufszwecke pflegen, und deren in den öffentlichen Blättern angezeigter Vorlesungs-Catalog bezüglich der humanistischen Studien in der Regel nur eine angenehme Täuschung ihrer selbst und Anderer beweckt, können sie ihren Zweck nicht erreichen und besuchen dieselben entweder gar nicht oder verbringen ihre dafür bestimmte Zeit mit Nothriß. — Was uns daher für die Gegenwart, namentlich in Deutschland, in dieser Beziehung vor Allem noth thut, das wäre die Errichtung einer oder einiger höherer Lehranstalten, Hochschulen oder Universitäten, welche von gelehrten Berufsarten vollständig absehen und nur ein allgemeines, den Geist nach den verschiedenen Hauptrichtungen des Wissens hin ausbildendes Studium pflegen würden. Es versteht sich von selbst, daß diese Anstalten von aller staatlichen oder sonstigen Beeinflussung frei sein und jeder philosophischen oder sonstigen Richtung, soweit sie sich in wissenschaftlichen Grenzen bewegt, freien Spielraum gestatten müßten. Diese freien Universitäten würden übrigens nicht bloß den ungelehrten Berufsarten zu Gute kommen, sondern auch den gelehrten, für welche sie eine treffliche und eigentlich unumgänglich notwendige Vorbereitung für das Berufs-Studium bilden würden.

(102) . . . eines Normalarbeitstages durch den Staat — Die Herabminderung der täglichen Arbeitszeit und die Feststellung eines Normalarbeitstages von 8—10 Stunden durch den Staat ist eine der berechtigtesten Forderungen des Arbeiterstandes, welche mit der Zeit ganz gewiß ihre Erfüllung finden wird. Hätten die deutschen Arbeiter, welche seit neun Jahren ihre Kräfte in der unter den gegenwärtigen Verhältnissen gänzlich nutzlosen Lassalle'schen Agitation für allgemeines Stimmrecht und Staatshilfe vergeudet haben und ihrem Ziele nicht um eines Haares Breite näher gekommen sind, diese Forderung zum Gegenstande ihrer Agitation gewählt, so würden sie jetzt wahrscheinlich weiter sein, als sie wirklich sind. Zwar behaupten die Gegner der abgekürzten Arbeitszeit, die Arbeiter würden die ihnen dadurch frei werdenden Stunden des Tages nicht mit nützlichen oder bildenden Beschäftigungen ausfüllen, sondern im Wirthshaus verbringen. Dieses mag — mit Ausnahmen — richtig sein, so lange die gegenwärtig noch bestehende und mit seiner Lebenslage im nothwendigen Zusammenhang stehende Noth und Unbildung des Arbeiter's fortbauert. Aber es wird anders werden, sobald der Arbeiter anders erzogen und gebildet wird, und sobald er auch für seine spätere Lebenszeit die Möglichkeit voraussetzt, dieser so gelegten Grundlage weitere Ausbildung verleihen zu können; während man es ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum verübeln kann, wenn er während der langen Minuten der täglichen Freiheit seine traurige und doch nicht zu bessernde Lage in sinnlichen Genüssen zu vergessen trachtet. — Auch die vom ökonomischen Gesichtspunkte erhobenen Einwände scheinen nicht stichhaltig, da bei besserer Erhaltung der Kräfte und

des guten Willen's in einer kürzeren Arbeitszeit in der Regel mehr geleistet werden kann, als in einer längeren, welche durch übermäßige Anstrengung und Mangel an Erholung muthig und schlaf macht und die Kräfte vor der Zeit aufreibt. Im Allgemeinen dürfte wohl die von den amerikanischen Arbeitern aufgestellte Forderung, wornach der Tag für sie in acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf und acht Stunden Erholung, Bildung und Lebensgenuss eingetheilt werden soll, mit der Zeit berechtigt anerkannt werden, wenn auch diese Regel da oder dort nach Maaßgabe der Umstände vielfach Ausnahme zu erleiden haben wird.

(103) . . . anschließen zu sollen glaubt — Dieses Alles gilt natürlich nicht gegen das Stimmrecht der Frau im Princip, welches wir auf das Entschiedenste vertheidigen aber nur dann für ausführbar halten, wenn die Frau in Leben, Bildung und Leistung eine dem Manne ebenbürtige Stufe erstiegen haben wird. Manche Gegner der Frauen=Emancipation haben den lächerlichen Einwand gemacht, daß mit Ausübung des allgemeinen Stimmrechts die Frau auch genöthigt sein würde, Kriegsdienste wie die Männer zu leisten, aber nicht bedacht, daß man in consequenter Verfolgung dieses Gedankens auch alle schwachen, verkrüppelten oder überhaupt zum Kriegsdienst untauglichen Männer ihres Stimmrechtes berauben müßte. Die Frau erfüllt in ihrer Weise und nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Fähigkeiten ganz dieselben, wenn nicht größere Pflichten gegen den Staat, als der Mann, und muß nicht bloß die von ihr geborenen und durch ihre Sorge groß gewordenen Söhne, sondern auch den Bruder, den Gatten, den Ernährer dem Kriegsgotte zum Opfer hingeben und die Sorge für die Zurückgebliebenen übernehmen. Welcher grenzenlosen Aufopferung übrigens die Frauen in Zeiten des Krieges durch Krankenpflege, Sorge für Verpflegung der Soldaten u. s. w., sowie auch durch directe Theilnahme an der Vertheidigung ihres Landes und Heerdes fähig sind, ist zu bekannt, als daß es mehr als eines Hinweises darauf bedürfte. Am lächerlichsten erscheint aber jenes Verlangen, wenn man bedenkt, daß auch unter den gesunden Männern in der Regel ein verhältnißmäßig nur kleiner Theil wirkliche Kriegsdienste leistet, und daß namentlich gerade Diejenigen unter ihnen, welche den meisten politischen Einfluß besitzen und ausüben, nie eine Flinte getragen haben, während andererseits die waffenfähige, meist aus der ländlichen Bevölkerung rekrutirte Jugend die Waffen zu einer Zeit führt, da schon ihr Alter ihnen die geseliche Theilnahme an der Ausübung der allgemeinen politischen Rechte verbietet. In Kriegszeiten selbst gar hört bekanntlich jede Theilnahme der unter den Waffen befindlichen Armeen an politischen Dingen auf.

(104) . . . sowohl der schlechten wie der guten — Eine der hauptsächlichsten Quellen guter Handlungen, namentlich soweit es unser Verhalten unsern Nebenmenschen gegenüber betrifft, ist das Mitleid. Aber im Grunde ist auch diese oberste aller edeln Empfindungen nichts weiter als der Ausfluß eines verfeinerten Egoismus. Denn wenn wir einen Nebenmenschen leiden sehen, so versetzen wir uns sofort in Gedanken an die Stelle des Leidenden und legen uns die Frage vor, wie es uns selbst zu Muthe sein würde, wenn uns von Anderen geholfen oder auch nicht geholfen würde. Die unangenehme Empfindung der vorgestellten Hilflosigkeit in uns verwandelt sich sofort in die

angenehme der gescheyenen Hülfe und der Befreiung aus gebrückter Lage, sobald wir dem Leidenden unsere Hülfe wirklich haben angebeihen lassen. Natürlich gehört auch hierzu wieder eine gewisse Ausbildung der Gefühls- und Denkhätigkeit, welche rohen Völkern oder Individuen mehr oder weniger abgeht; und diese Abwesenheit der Mitleids-Empfindung macht sie grausam und boshaft gegen ihre Nebenmenschen, während das Gegentheil durch gesteigerte Bildung des Geistes und Herzens herbeigeführt wird. Ferner handeln wir gut, soweit es unser Verhalten gegen die Allgemeinheit betrifft, aus Rücksicht auf das eigne Wohl oder den eigenen Vortheil, auf unsern guten Ruf, unsere gesellschaftliche Stellung u. dgl., sowie aus Achtung der Geseze und Furcht vor Strafe, während alle diese Motive wegfallen würden, sobald wir, lediglich auf uns selbst beschränkt, nur unserm, durch Andere unbeschränkten egoistischen Triebe folgen könnten, in ähnlicher Weise wie ihm auch das Thier folgt. Erst seine gesellschaftlichen Beziehungen, die Rücksichten auf das Gemeinwohl und die Ueberzeugung, daß es Pflicht sei, für die Menschheit, welcher ja der Einzelne Alles verbannt, zu wirken, machen den Menschen zum Menschen und zu jenem moralischen Wesen, als welches die Moralisten und Theologen ihn schon von Haus aus geschaffen sich vorstellen. Auch die Bosheit, welche, wie das Mitleid die Quelle aller guten Handlungen gegen unsere Nebenmenschen, so die Quelle aller schlechten Handlungen gegen dieselbe ist, beruht schließlich auf einem Mangel an Erkenntniß dieses Verhältnisses und ist daher in letzter Linie ebenso, wie alles Schlechte, Erzeugniß der Unbildung und Unkenntniß. Selbst die moralische Indifferenz oder das bloße Unterlassen schlechter Handlungen gegen unsere Mitmenschen beruht zuletzt auf einem durch Bildung verfeinerten Egoismus, indem wir das Böse, das wir Andern anthun oder anzuthun gedenken, in Folge des schon geschilderten Denk-Processes theilweise als etwas uns selbst Angethanes oder Anzuthuendes empfinden und die Handlung unterlassen, um dieser unangenehmen Empfindung zu entgehen.

(105) . . . fälschlicherweise Christenthum-genaunten Paulinismus — Jesus oder Jeschua, genannt Christus, war nicht, obgleich Millionen und aber Millionen Menschen ihn dafür gehalten haben und noch dafür halten, der Stifter einer neuen und am wenigsten einer Welt-Religion, und wollte es auch nicht sein. Er war nichts weiter als ein jüdischer Religions-Reformator, und seine ursprüngliche Lehre ist nichts mehr und nichts weniger, als ein verbessertes oder gereinigtes Judenthum. Sein ganzes Streben ging im Sinne der religiösen Sekte der Essäer, aus der er hervorgegangen war, dahin, die Aeußerlichkeiten, welche damals so viel galten, zu beseitigen oder zurückzudrängen und die Religion mehr zu verinnerlichen. Auch lebte nach dem Tode Jesu die erste Christengemeinde noch ganz in jüdischer Weise, beobachtete den Sabbath und die jüdischen Geseze, übte die Beschneidung und respektirte Jerusalem und den Tempel. Erst Saulus von Tarsus, später Paulus genannt, anfangs der eifrigste Verfolger der Juden-Christen und später bekehrt, machte aus dem Christenthum ein Gegenstück zum Judenthum und brachte dasselbe durch seine Reisen und seine unermüdlische Thätigkeit zu größerer Ausdehnung. Nichtsdestoweniger pflanzte sich die ursprüngliche reine Lehre bei den Juden-Christen als f. g. Petrinismus fort, welcher den Lehren des Meisters strenge treu blieb, ging aber sehr bald mit dem Verfall des Judenthums

seinem Ende entgegen und wurde vollständig erbrückt durch den sich mehr und mehr ausbildenden und bald die Welt beherrschenden Paulinismus oder die Religion der s. g. Heiden-Christen, welche die Juden und ihre Lehre haßten und verachteten. Paulus ist daher der wahre und eigentliche Gründer des Christenthums. (Siehe das Nähere in dem kleinen Schriftchen von R. W. Runis: *Bernunft und Offenbarung*. Leipzig, 1870.)

(106) . . . als Weltreligion — Das Christenthum ist keine Weltreligion, obgleich dieses stets als eines seiner Hauptverdienste gepriesen wird. Es paßt z. B. gar nicht für den Orient und macht dort trotz der größten Anstrengungen der Missionäre ganz und gar keine Fortschritte, während dieses der Islam in hohem Grade thut. Er verbreitet sich stets weiter durch Asien und Afrika und ist recht eigentlich eine Religion für Nomaden und Halbnomaden. Fast halb Asien hat nach und nach den Islam angenommen, wenn auch von ihm ebenso wenig etwas Günstiges für den Fortschritt der Cultur ausgesagt oder erwartet werden kann, wie von dem Christenthum. Namentlich sind die Väter des Islam selbst, die Araber, durch denselben tief gesunken und haben an Stelle der ehemaligen Tapferkeit, Klugheit und edeln oder ritterlichen Gesinnung der Heidenzeit Trägheit und verstoßenen Genuß eingetauscht. Seinen Charakter als Weltreligion, sowie seine angebliche Ueberlegenheit über alle andern Religionen verläugnet auch das Christenthum dort, wo es, wie z. B. in Persien, in vereinzelteten Bekennern zwischen andere Cultur- und Religionsysteme eingeschoben ist. So berichtet Graf Gobineau (*Les religions et les philosophies de l'Asie centrale*, Paris, 1866), daß die Christen in Persien, sowohl Katholiken als Schismatiker und Häretiker, alle Laster des Muhammes besitzen und sich von ihm nur durch größere Unwissenheit, mehr Aberglauben und durch eine tiefe Abneigung gegen Fortschritt, sowie gegen jede Gedankenarbeit unterscheiden. Dagegen sind die s. g. Freidenker in Persien zahlreich und gebildet.

(107) . . . dasselbe duldeten — Den Römern und ihrer klassischen Bildung erschienen die Juden und Christen als Atheisten; denn einen einzigen, unbildlichen, unsinnlichen Gott zu denken, erschien ihnen als Gottesläugnerie oder als entgötterte, finstere Lehre. Der alte Götterdienst war bildlich, lebensvoll, schön; und seine religiösen Feste waren Feste der Freude und Geselligkeit. Die monotheistischen Religionen (Judenthum, Christenthum, Islam) sind in der Regel zelotisch, unbuldsam und daher dem Fortschritt, der Bildung und den Wissenschaften feindlich, während im Heidenthum und im Polytheismus eine unendliche Expansivität und Toleranz liegt. Die Griechen und Römer erkannten in den Göttern anderer Völker nur ihre eigenen wieder und dachten daher nicht an religiöse Verfolgung. — Immerhin kann und soll nicht geläugnet werden, daß das Christenthum in speciell religiöser Beziehung als ein Fortschritt gegenüber dem Heidenthum und seinem lächerlichen Opferdienst betrachtet werden muß, indem es den Gottesglauben mehr verinnerlichte und geistiger machte. Aber die rohe sinnliche Auffassung, welche sich sehr bald wieder im Verlaufe seiner historischen Entwicklung des Christenthums bemächtigte, macht auch jenes Verdienst zweifelhaft und gibt seinen Vertretern jedenfalls kein Recht, gegen den wissenschaftlichen Materialismus zu eifern.

Alphabetisches Register.

Die Ziffern bezeichnen die Seiten des Textes 1—254; die in Klammern stehenden Ziffern bezeichnen die römisch paginirten Seiten I—CVI der „Anmerkungen, Erläuterungen und Zusätze.“

- A.**
Abel, Dr. (62).
Abepoinen (77).
Abraham 49 und Anm.
Abstammung des Menschengeschlechts 120 ff.
Achilles 50.
Adam, biblischer (36).
Adam und Eva 149.
Aegypten 50, 51.
Aegyptische Chronologie (19—21).
Affenmenschen 143. (54).
Agassiz, Prof. 109, 119.
Ainos 117.
Ajetas, Stamm der, (68, 80).
Albinus (7).
Alexandrien, Bibliothek von, 247.
Algobon-Bay (28).
Alluvium oder Neubildung 22, 23, 39 u. f. w.
Alluvialboden 70.
Alluvialzeit und deren Länge 44.
Ameise, ackerbautreibende, (80).
Amerita 235. (15, 16).
Ani-Boué 33.
Amiens und Abbeville 24.
Anatomie, vergleichende, 94.
Andamanen (74).
Andrias Scheuchzeri (5).
Anthropini 86.
Anthropoiden oder Menschenaffen 85, 89, 91. (40 f.).
Araber (106).
Arbeit und die Arbeiter 209—16.
Arbeiterfrage 209, 215 Anm.
Arbeit, Körperliche und geistige (91).
Arbeitgeber und Arbeitnehmer 210 f.
Arbeitsteilung, Princip der, 187 f. (90).
d'Archiac (30).
Archäogeologie 51, 79.
Archencephala oder Gehirnherrscher 101.
Arcy, Grotte von, (9).
Argyll, Herzog von, (71).
Aristoteles 247.
Arianischer Menschenstamm 49.
Armen-Einrichtungen, Armensteueru u. f. w. (99).
Artbegriff 138.
d'Assier 162. (71).
Attaville, Schädel von, 59. (10).
Auerhahn (15).
Aurignac, Höhle von, 15—19, 57, 68, Auster 41, 42.

- Australier 90. (64 f., 73, 74 f., 80).
 Abé-Sallemant, Dr., (70).
 Aymar, Dr., 32.
- B.**
- Babylonien 50, 73.
 Baër, von, 106, 108.
 Baker, S. W., (66, 75).
 Balzer, Prof., (35).
 Barthelemy=St. Hilaire (76).
 Bastian, A., (63).
 Battle, A., (40).
 Beaumont, Eli be, (10).
 Behaarung der Haut 117.
 Bell, W., 158.
 Beddoe (31).
 Berkeley, Bischof, 250.
 Bertrand, A., (17).
 Bertrand, E., 59. (10).
 Bestimmung des Menschen (87).
 Bibra, Freiherr von, 61, (28).
 Bidmore 117.
 Bingmann, Frau Dr., (64).
 Birb, Dr., 58, (26).
 Bischoff, Wilhelm, (79).
 Blake, Dr., Carter, (59).
 Bleek, J., 159, 164, 166, (31).
 Blumenbach (37).
 Boërlage, Dr., (64).
 Bodenfrage in England (96).
 Bodenrente, Abschaffung der, 201, (95 f.)
 Botokube (70, 80).
 Borneo, Ureinwohner von, (68).
 Borreby=Schädel 57, 60, 129, (25).
 Bosheit als Quelle schlechter Hand-
 lungen (105).
 Boucher de Perthes 24, 28, 31.
 Bourgeois, Abbé, 37, 47.
 Bourgeoisie (94).
 Bournouf 242.
 Bombich (40).
 Bonker, Dr., (31).
 Brasilien 21.
 Braun, J., (20).
 Brehm, Dr., (63).
 Broka, Prof., 40, 56, 82, 88, Anm., (7,
 8, 19, 23, 29, 34, 44, 47).
- Bronze 63.
 Bronze-Zeit 57, 63.
 Bronze-Waffen 57, 65.
 Bruniquet, Höhle von, 35.
 Brugsch, S., 162 Anm.
 Brütz, Schädel von, 61.
 Buchdruck, Bedeutung des, (102).
 Buchland 21.
 Buddhismus 245, (76).
 Buffon 169 (40).
 Bundesbesch 74.
 Burmeister 39.
 Busch, M., (92).
- C.**
- Cäsar 42.
 Cagliari in Sardinien 40.
 Cahibes (69).
 Cairnesh in Nordschottland 58, (16,
 22, 26).
 Camper, Peter, (40).
 Camper'scher Gesichtswinkel 91 Anm.,
 (51).
 Canstatt, Schädel von, 58, (10).
 Carus, Dr., 126 Anm., (54).
 Carver, John, 19.
 Castano de Prado 29.
 Castelnau 58, (69).
 Celta 43.
 Celtische Zeit 70.
 Celts 25, 69.
 Centralismus 186.
 Chailu, du, 92, (43, 63 f., 67).
 Chaleux, Höhle von, 131.
 Chartres in Südfrankreich 37.
 Cheltenham 58.
 Chimpanse 89, 91, 140, (40, 42, 44,
 63).
 China 243 Anm.
 Chinesen 49, 72 f.
 Chorda 113.
 Christenthum, das, 245 ff., (105 f.)
 Christof 21.
 Christy 35, 56, (9, 11).
 Claparède 164.
 Cochi, Prof., 58, (10).

Colle del Bonto, Fund von, (10).
Coltswoldshügel 58, (26).
Commodus 246.
Communismus 196 f., (92).
Cotta, C., 164.
Cuvier 23, 24, 91, (5, 6, 19).
Cultur, Einfluß derselben auf körperliche Bildung (22 f.).

D.

Darwin 7, 97 Anm., 100, 102 Anm., 103, 126 u. Anm., 138, 144 Anm., 156 Anm., 171, 233, (53, 64, 73, 78, 81).
David 237.
Davis (15).
Decaisne (11).
Delanoue (18).
Delaunay 38.
Desnoyers 37, 47, (31).
Desor, C., (33).
Digger-Indianer (69).
Diluvialthiere 34, 36, (4).
Diluvialzeit 16, 24, (4).
Diluvium (4).
Ding an sich, das, (85 f.).
Diskoplacentalien 87 und Anm.
Doko's in Abyssinien (35, 67).
Dolmen 43, (17).
Donnerkeile (7).
Dotter, Dotterfurchung u. f. w. 106, 111.
Dowler, Dr., 40.
Dumont b'Urville (13).
Dupont, C., 131, (30, 32).
Durand-Fardel 218 Anm.
Durchbohrung des Oberarmknochens 117.

E.

Eccarius (99).
Egoismus, der, 196, 239 f., (91).
Eguisheim, Fund von, 33, (8).
Ehe, die, 232 ff. (73 f.).
Ehe, Beschränkung derselben 235.

Ei, thierisches u. menschliches, 101—6, 109, 111 Anm.
Eichtal (65).
Einheit des Menschengeschlechts 138 f.
Eisen und Eisenzeit 63, (29).
Eisenbahnen (29 f.).
Eistod, Eierstod, Eileiter u. f. w. 106, 110.
Eiszeit 40, 45, 145 Anm. (3, 18, 33).
Etuador (16).
Emancipation der Frau 227.
Embryo, Embryonalzellen 106, 110.
Embryologie 104.
Engihoul, Höhle von, (25).
Engis, Schädel von, (25).
England 221.
Entstehung und Abstammung des Menschengeschlechts 80, 124.
Entwicklung, Vorgang der, 168.
Entwicklungsgeschichte 79, 103.
Eocene 48.
Epigenese, Theorie der, (53).
Epikur (85).
Epikuräische Philosophie 74.
Eranische Helbensage 74.
Erbrecht, Abschaffung oder Beschränkung desselben (96 ff.).
Erbchaftsteuer (97).
Erz 63.
Erziehung, die, 220—24.
Erziehung, religiöse, 245.
Eschricht, die Schädel von, (27).
Estimos (71).
Essäer, Sekte der, (105).
Evolution, Theorie der, (53).

F.

Familie, die, 216—20.
Faubel, Dr., (8).
Favre, A., über den Tertiärmenschen 38 Anm.
Feuer, Gebrauch desselben, (35, 78).
Feuer und Feuercultus 74.
Feuerland, Bewohner des, (71).
Feuerstein 26, (7).
Feuersteinmesser und deren Periode 27, 67, (30, 32).

- Fischer, J. C., 199.
 Flintstein und Flintstein - Werkzeuge
 26, 27, 66.
 Florenz (10).
 Florida 40.
 Föderalismus 186.
 Forchhammer 43 Anm.
 Ford, A., (43).
 Fortschritt des Urmenschen 62. 70. ff.
 Fossil oder versteinert (4).
 Fossiler Mensch und fossile Menschen-
 Knochen 23.
 Fossiler Mensch von Denise 32.
 Fraas, Prof. (33).
 Frankfurt a. M. (102).
 Frau, die, 224—232.
 Freibenter, die, 252.
 — in Persten (106).
 Frère, Abbé, 58.
 Frère, John, 30.
 Friedel, Ernst, 30 Anm.
 Frontal, Höhle von, 22.
 Fruchtlof 111.
 Fuhrrott, Prof., 59, (8, 27).
- G.**
- Gaiumard 74.
 Galenus 95.
 Galilei 7.
 Gaudry, A., 25.
 Gebote, die zehn, 242.
 Gehirn, menschliches 99—102, 113,
 173, 178, (48 ff., 88 f).
 Gehirn der Frau 230 f.
 Gehirn des Affen 48 f.
 Geiger, L., 146 Anm.
 Geld-Aristokratie (97).
 Gemeinde, die freie, 187.
 Genf 45.
 Geoffroy, C., (45)
 Geoffroy St.-Hilaire (37, 62).
 Gera in Thüringen 21.
 Gesellschaft, die, 190—206.
 Gewissen, angebornes, 237 f.
 — öffentliches 241.
 Gibbon oder Siamang 90 f. (40 f.)
- Siebel, Prof., 91. 113.
 Gleichheit und Freiheit als Principien
 der Zukunft 192.
 Gleisberg, P., (34).
 Gobineau, Graf, (106).
 Goethe, 7, 117, 242, (53).
 Gorilla 89, 92, (39—43).
 Goffe 29.
 Gott 245 Anm.
 Gottesbegriff 242.
 Gottesglaube, der, 244 (75 f.)
 Gottesfurcht 244.
 Grant, J., (62).
 Gratiolet, Prof., (48).
 Grimm, Jakob, 82 (82).
 Gütergemeinschaft, Vortheile der, (93).
- H.**
- Haedel, Prof., 6, 7, 28, 87—89, 103
 110, 111 Anm. 115, 118, 120, 122
 127 Anm., 141—7, 233 (37 f., 51 f.
 90).
 Halbaffen 143 Anm. (38).
 Halifax in Neuschottland (16).
 Halitberinn 38.
 Hanno 92.
 Happellius (7).
 Hauer, A. von, 61.
 Hausthiere 67, 69.
 Havel 30.
 Hebräer 73.
 Hegel 243.
 Heizen, Karl, (99).
 Helatäus von Milet 49.
 Helioabalus 246.
 Helvetius 248.
 Hermaphroditen (52).
 Herodot (13, 20, 29).
 Hipparion 114 Anm.
 Hippocrates (13).
 Hochdal bei Düsseldorf 59.
 Höhlen und Höhlenfunde 31, 68, (30 ff).
 Höhlen, belgische, 57, 69, (32).
 Höhlen-Epochen (31 f).
 Homer 50.
 Hooper, Prof., (17).

Sora 74.
 Sozue in Suffolk 30. 66.
 Suangti' 49.
 Sögel, Freiherr von, 67 ff.
 Sühnerei (52).
 Sündengräber oder Sündenbetten 43, (16).
 Sund 67. (15).
 Sundestaaten (74).
 Sunt, James, (84).
 Surler, Prof., 3, 4, 5, 59, 60, 77,
 84—87, 91, 96 Anm., 102, 104 f.,
 107, 109, 112, 121, 123, 127—29,
 (37, 41, 50, 56, 58).
 Syrtl, Prof., 97.

S.

Sackson, J. W., (87).
 Jaeger, Dr. G., 160 f.
 Jaeger und Quenstedt (10).
 Idealismus, der, 252—54.
 Jesus oder Jeschna (105).
 Jnder 73.
 Indien, Ureinwohner von, (68 f.)
 Indianer (69 ff.)
 Inquistoren, die, des Mittelalters 237
 Invaliden der Arbeit (98).
 Joly, Prof., 78, (12).
 Jowa 19.
 Ipswich, Kiesgruben von, (10).
 Jffel, A., 38, (10).
 Juden 49.
 Julian 246.
 Jura 45.

K.

Kampf um das Dasein bei Mensch
 und Thier 179—53.
 Kampf um das Dasein, gesellschaft-
 licher, 195.
 Kampf um die bevorzugte Stellung (89).
 Kampf für das Dasein 179, 183.
 Kant (85).
 Kapital, das, 206—9.
 Kapitalprämie (99).
 Kapital-Rente oder Zins 207.

Kapitalistische Produktionsweise 211.
 Katarrhinen oder Schmalnasen 86, 88,
 89 und Anm.
 Katzenjungen 31.
 Kehlkopf (89).
 Keimblase 111.
 Keimblätter 112.
 Keimleck, Keimbläschen, Keimdrüse 106
 110, 111.
 Keimling 104, 106, 110.
 Keimzelle 104.
 Keller, Dr., (13).
 Keppler 7.
 Khasias in Ostbengalen (17).
 Kiemenbogen oder Kiemenpaalten 116.
 Kieselärzte der Diluvialzeit 24—27, 29.
 Kieselstiefer 35.
 Kieselstein 26.
 Kinnlade, menschliche, 61.
 Kinnlade von la Nautette 130 ff. (58 f.)
 Kinnlade von Moulin Quignon 132.
 Kinnladen von Spères u. s. w. 133.
 Kivit, Grab von (17).
 Kjöfkenmöbbing 41, 69, (15 f.)
 Kleidung, Gebrauch der, (79).
 Kleintöpfe oder Mikrocephalen 122.
 Knochenmark (11).
 Knospenbildung und Keimknospen-
 bildung (51).
 Kopernikus und Kopernikanisches Welt-
 system 6, (3).
 Krallenaffen 89.
 Küchenabfälle 41, 68, (15 f.)
 Kulu-Kamba (44).
 Kunis, R. W., (106).
 Kupfer 64.
 Kupfer-Zeitalter 64, (29).
 Kutorga, Dr., (27).

L.

Lahr in Baden 33.
 Laing (32).
 Lamarck, 7, 125.
 Lange, F. A., 206 Anm. (85, 89, 91.)
 La Nautette, Kinnlade von, 56.
 Lappländer 56, 68 (15).

- Bartet, G., 15, 18, 34, 37, 56, 66,
 (9, 12, 30 f.)
 Bassalle 210, 212, 215.
 Bastic, Herr von, 35.
 Batham (75).
 Batufa's (75).
 Baugel, A., 2, 14, 27. Ann.
 Lemuren 143 Ann., (38).
 Lemurien 136 Ann., 143 Ann.
 Benormant, F. (29).
 Les Egyptes, Höhle von 56, (9).
 Lesley, J. P., 55 Ann. (21, 34, 36, 46).
 Lewald, Fanny, 228, 232.
 Leyden 33.
 L'homme-brive und L'herm, Höhlen von (9).
 Linant Bey 39.
 Linccum, Dr., (80).
 Lint 58.
 Linné 86, (37).
 Lipoceen 89.
 Lisch, Dr., (35).
 Locke (85).
 Lohnsystem, das, 211.
 Lubbock, Sir John, 29, 48, 66, 69,
 (6 f. 33, 35, 73).
 Lutrejus Carnus 74.
 Lund, dänischer Naturforscher, 21, 58.
 Luther (3).
 Lyell, Sir Charles, 7, 20, 25, 31—33,
 37, 40, 45, 47, 62, 71, 76, 77, (19,
 25).
- M.**
- Babillon (3).
 Magellan (78).
 Mainz (14).
 Malaise, Prof., (25).
 Mammuth 34—36, (5, 11).
 Mammuthschlucht 32.
 Manetho (19, 21).
 Manchester-Männer 202.
 Mariette 50, (21).
 Mark-Aurel 246.
 Markham, Clemens (16).
 Markrohr 112.
 Marsupialien oder Beutelsäugethiere
 87 Ann.
- Martin, G., 59. (10).
 Mastodon 33. 34.
 Mastricht 33.
 Materialismus, der, 252—54, (56, 58).
 Materialisten, die, 252.
 Mayer, Dr. G. B., 244 Ann.
 Mayer, Neb.-Rath, (48).
 Mazurier (5).
 Megalonix 32.
 Memphis (21).
 Menes 51.
 Mensch fossiler, 129, (5, 6, 12).
 Mensch, vorflüthlicher, (4).
 Mensch, geschwänzter, 115.
 Mensch, kaulasischer, 147.
 Menschenaffe oder Affenmensch 136.
 Menschenfresser (14, 24, 31).
 Menschenopfer (17).
 Menschenrassen 175—78 (59).
 Meyer, Dr. P., (44).
 Milchgebiß des Menschen 97.
 Milton 75.
 Minkopie (78).
 Minsk, Schädel von (27).
 Miocene 48.
 Mississippi-Delta 40.
 Mississippi-Thal, Denkmale des, (15).
 Mitleid als moralisches Princip (104).
 Mobera (45).
 Monothéismus 242.
 Monstra 150.
 Moral, die, 236—41.
 Morlot (13).
 Mortillet, Gabriel de, 36, 63, (11).
 Moses 237.
 Moulin Quignon, Kinnlade von, 32,
 (7 f.)
 Mounds oder Erbwälle in Amerika 41.
 Muschelbäume 41, 42, (16, 22).
 Muskelabweichungen 97.
- N.**
- Nabel des Menschen und der Thiere
 (60).
 Nachflüthlich (4).
 Namür, belgische Provinz, 56.

Natze, Fossil von, 32.
 Nationalitäten und Nationalitäts-Prin-
 cip 189 f.
 Naulette, la, Höhle von, (9).
 Neanderthalmensch 33, 56, (9).
 Neanderthalschädel 59 ff., 129 (26 f.)
 Neger 90, (49, 65, 67 f., 79).
 Neolithisches Zeitalter 66, 69.
 Nepotismus 217.
 Neu-Orleans 40.
 Neuspanien 247.
 Newton 7.
 Rindhaut 117.
 Normalarbeitstag (103).

D.

Obongos (67).
 Deningen in Baden (5).
 Ofen, Lorenz, 125.
 Oldfield (77).
 Olympiaden 48.
 Orang-Utang 90, 91, 140, 153, (40 ff.
 61 ff.).
 Ofars oder Irzblöde 40 (18).
 Ofsee 42.
 Owen, Burnard, (26).
 Owen, R., Prof., 95, 101, 150, (48,
 78).

P.

Pacific-Eisenbahn (87).
 Page, D. V. VI, des Vortworts.
 Paläolithisches Zeitalter 29, 66.
 Paläolithische Werkzeuge 29.
 Pantheismus 242.
 Parthenogenese (52).
 Pascal 82.
 Paultnismus 245, (105).
 Pelzflatterer (38).
 Penis, weiblicher 117.
 Perigord, Höhle von, 56.
 Perty, Prof., 9.
 Peruaner-Schädel 61.
 Petriniismus (105).
 Pfahlbauten 40, (13 f.).

Phalanstère von New-Jersey (92).
 Philippinen, Urbewohner der, (67).
 Philosophie, die, 247 ff.
 Phönizier 73.
 Physiologie vergleichende, 97.
 Pittet, Prof., (6).
 Piddington (69).
 Placentar-Säugethiere 87.
 Plato 233.
 Platyrhinen oder Plattnasen 89 f.
 135.
 Plau, Schädel von, (27).
 Pliocene 47.
 Pohl (92).
 Politur der Steingeräthe 69.
 Polytheismus, der, (106).
 Pongo (39, 42).
 Pouti (10).
 Portland-Insel 58.
 Postwagen und Postrouen 65.
 Pouchet, Georg, 93, 148, (46 f. 74 f.)
 Prestwich 25.
 Priestertum bei den Axiern 242.
 Primaten 86, 88, (37 f.)
 Primitiv-Minne 112.
 Produktiv-Associationen 211.
 Prognathismus 132.
 Prokopius (11).
 Bruner-See (23).
 Purchas Wanderungen (39).
 Pyramiden 50.

Q.

Quatrefages, Prof., 37, 75, 116 Anm.
 (7, 23).
 Quenstedt (10).

R.

Radenhausen 166, 224, 226, 250 (91,
 93).
 Rainey, R. Dr., (79).
 Rassenfrage 144 Anm.
 Rebour (28).
 Reichenbach, Dr., 125 (56).
 Religion, die, 241 ff.

- Menan, C., 242.
 Renevier, Prof., (30).
 Rengger (81).
 Renntbier 34, 35, 67, (11).
 Renntbier-Epoche oder Renntbier-Zeit
 56, 67, (32 f.).
 Renntbier-Mensch 67 f. (28).
 Revolution, die sociale, (94).
 Rheinlöß 33.
 Richtigfosen 247.
 Riefengeschlecht, ehemaliges, 55.
 Riefengräber und Riefenhügel (16).
 Rigollot 25.
 Robert, Eugen, (10).
 Rochas, Herr von, (65).
 Rohlfß, Dr., 116 Anm.
 Rolle, F., 149 (19).
 Rolleston, Prof., (48).
 Rosière, Herr von, 39.
 Roß, John, (72).
 Royer, Clemence, (83).
- S.
- Sahara 45.
 Saimiri 91.
 Salles, Graf de, 75.
 Sanskrit 242.
 Savage, Dr., (40).
 Savona in Ligurien 38, (10).
 Schaaffhausen, Prof., 2, 6, 14, 59, 60,
 119 Anm., 122 ff., 133, 140, 166, (8,
 12, 23, 26 f., 44, 55 f., 58, 65, 72).
 Schaamhaftigkeit (74 f.).
 Schädel, alte, 57 ff.
 Scherzer (16).
 Scheuchzer, Prof., (4).
 Scheurer-Resner (8).
 Schiller 20, (102).
 Schleicher, A., Prof., 139 (82).
 Schlotheim, Baron von, 21, 58
 Schmerling, Dr., 21, 57, (25).
 Schmitz, Otto, (71, 73).
 Schonen, Insel, (17).
 Schopenhauer 237, 248, 251.
 Schreibekunst 52.
 Schrift, Entstehung, der 161, 162 u.
 Anm.
- Schulse-Delitsch 213, 215, (101).
 Schussenquelle bei Schussenried 69, (33).
 Schwaan, Graf von, (27).
 Schwanz, des Menschen 115.
 Schwanz- oder Steißbein 115.
 Schweben 40.
 Schweichel, R., (24).
 Schweiz 45.
 Schwemmland-Periode 24.
 Sclaventhum, gesellschaftliches 199
 Seewohnungen 40, (13).
 Seiblitß, Dr., 116 Anm.
 Selbstmord (80).
 Selbstmord bei Kindern, 219.
 Shetlands-Inseln (26).
 Sinne, Trüglichkeit derselben (85 f.).
 Sittengesetz, angeborenes, 237.
 Strichfinsinen (11).
 Smart, T. B., 58.
 Solothurn 45.
 Somme-Fluß 24.
 Somme-Thal (18 f.).
 Sarsiplacentalien 88 Anm.
 Spiegel, Prof., 49, 73.
 Sprache, Fähigkeit der, bei Mensch und
 Thier (49, 80—83).
 Sprache, Entstehung der, 157, (60, 82)
 Sprachwissenschaft 139.
 Spring, Dr., 21, 57, (24).
 Equier (15).
 Staat, der, 184—88.
 Staatsfabriken 211 f.
 Staatshülfe und Selbsthülfe 213 f.
 (100 f.).
 Stabilität 71.
 Stand, fünfter, 213.
 Steensrup 43 Anm. (14 f.).
 Stein-Industrie (22).
 Steinmeißel ober Steinwerkzeuge 69,
 (30, 33).
 Steintische 43, (17).
 Steinwaffen, Gebrauch derselben im
 Alterthum, (29).
 Steinzeit und Steinzeiten 62 f., 65 ff.,
 (30).
 Stimmrecht, allgemeines 215 und
 Anm., (101).

- Stimmrecht der Frau 232, (104).
 Stockholm (18, 33).
 Stonehenge (17).
 Strabo 50.
 Sündfluth (3).
 Sühle, B., 248 f.

I.

- Lacitus (29).
 Lasmanier (22).
 Lermiten (74).
 Tertiarzeit 24, 37.
 Tertullian 247.
 Teufelskammer (9).
 Theben in Aegypten 50.
 Themse 45.
 Thenay bei Pontlevoy 38.
 Thiantihoei (93).
 Thierkämpfe in vorhistorischer Zeit 52.
 Thierseelen 153 Anm.
 Thomassen, citirt, (29).
 Timière, Schutttiegel der, (13).
 Titikata-Masse 61.
 Titikata-Schädel (28).
 Tob, der, 250.
 Töpferei und Töpferwaren 54, 67 ff.,
 (34).
 Tostelen (16).
 Torfmoore Dänemark's und Island's
 41, (14).
 Journal 21.
 Trojanischer Krieg 48.
 Tropon (14, 30).
 Tulpinus (39).
 Tumuli 43.
 Tuttle (82).
 Tyson (39).

II.

- Uebersöfkerung, Furcht vor, 234 f.
 Universitäten oder Hochschulen, Verfall
 der, (101—3).
 Unterricht, der, 222 f.
 Urnensch, der, 73 ff., 143, (23 f., 26).
 Urochs 42.

- Ursprachen 139, (60).
 Urwirbel 113.
 Urzeit und Urzustand des Menschenges-
 schlechts 44 ff., 53 ff.
 Uterus, männlicher 117.

B.

- Verbrechen und Verbrecher 221 f.
 Vererbung, Beschränkung des Rechts
 der, 201.
 Vesalinus 95.
 Vibrate, Marquis de, 56, (9, 11).
 Vierhänder (37).
 Villeneuve am Genfer See 40.
 Virchow 64, 151 Anm.
 Völker, die 186 ff.
 Vogt, Karl, 26, 29, 37, 40, 66, 68,
 122 f., 141, 150, (11, 13, 54).
 Volkserziehung 220 f.
 Volksschule 221.
 Volkssouveränität, Princip der, (100)
 Volksstaat, der, 202.
 Vorsündfluthlich (3, 4).
 Vornweltlich (3, 4).
 Vulpian 100 Anm.

B.

- Wadernagel gegen Cassale (100).
 Wagner, Moriz, 144 Anm. (13, 69).
 Wallace, A. R., 144 Anm., 175 Anm.,
 153, 175 f., (61).
 Wallace, E., 48.
 Waterlooliet, die Späterstadt, (92).
 Weißbach, Dr., 90.
 Welcker, Prof., 150, (50).
 Werkzeuge, ihr Gebrauch, (78).
 Westfalen, Höhlen von, (12).
 Westropp 67, 68, 157.
 Whately, Erzbischof (34).
 Whitney (10).
 Wilhelm der Eroberer 64.
 Wilson, Prof., (26).
 Wirtelsäule 113.
 Wolf, C. F., 212.
 Wollkleid des Fötus 11.

Worfae, 42—43 Ann.
Wortsprache, gegliederte, 156.
Wurm, Baron von, (40).
Wurmfortsatz 117.

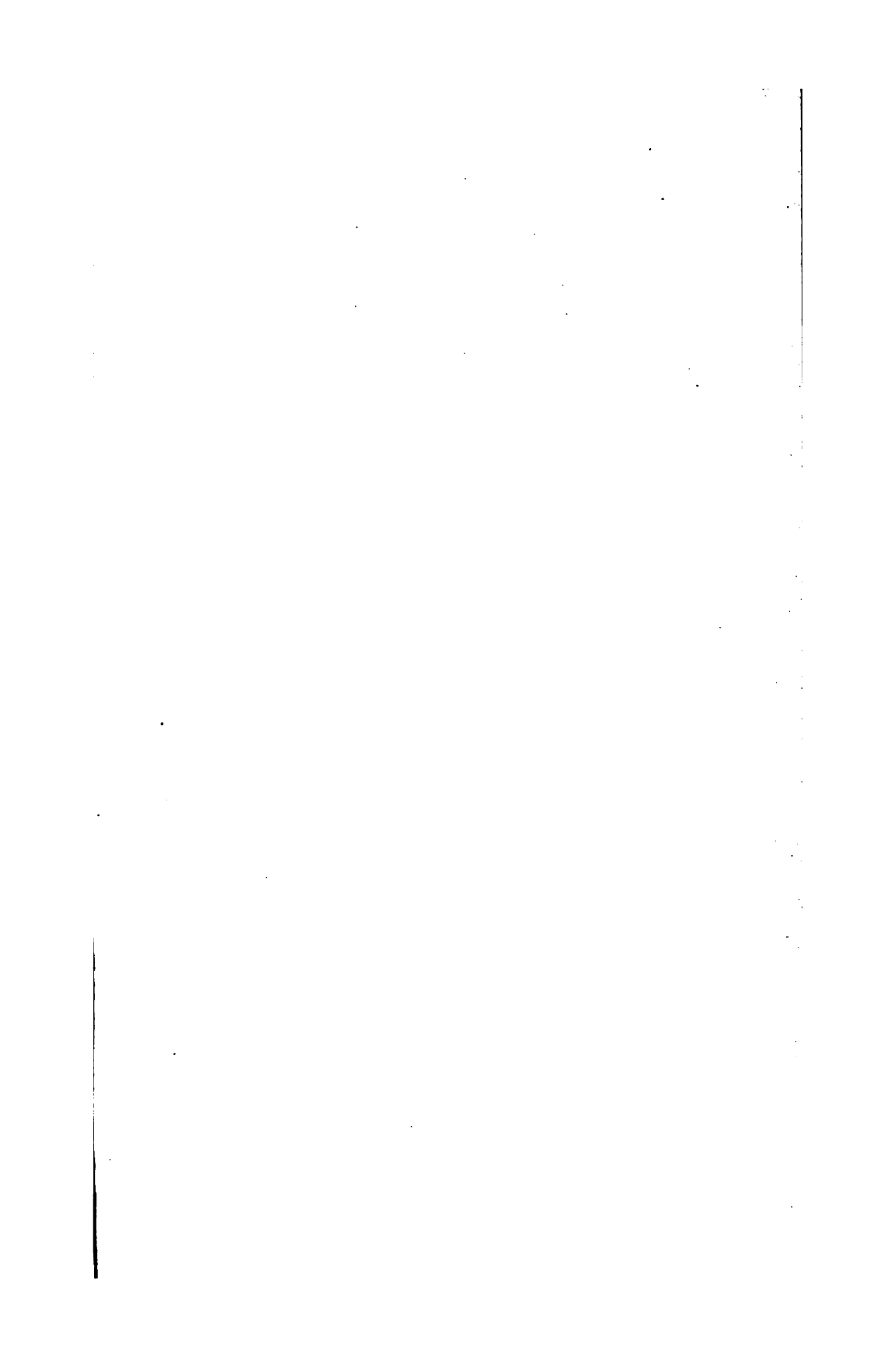
X.
Xerxes (29).

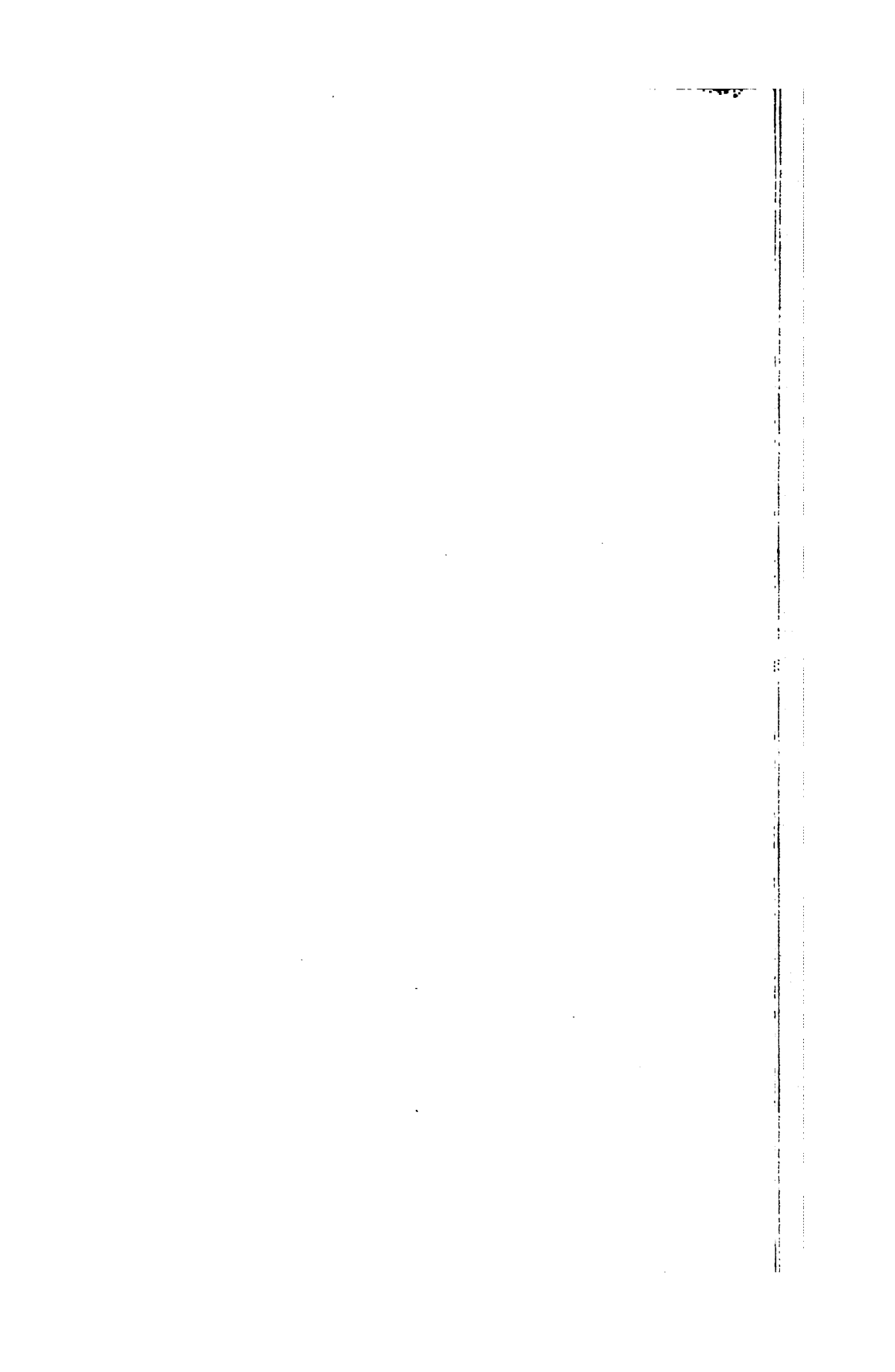
Y.
Yao 49.
Yvan, Dr., (62).

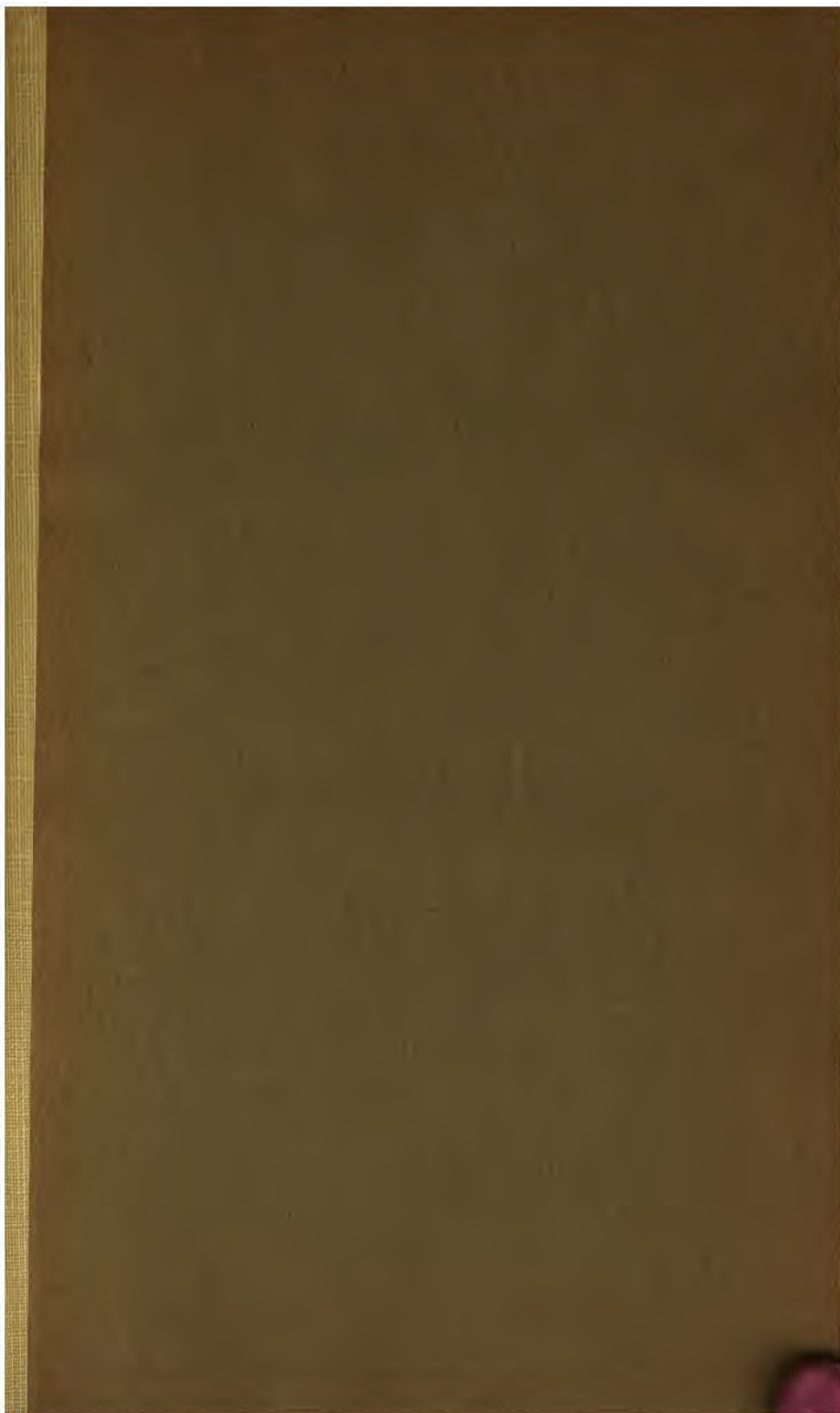
Z.
Zählen, Kunst des, (77 ff).

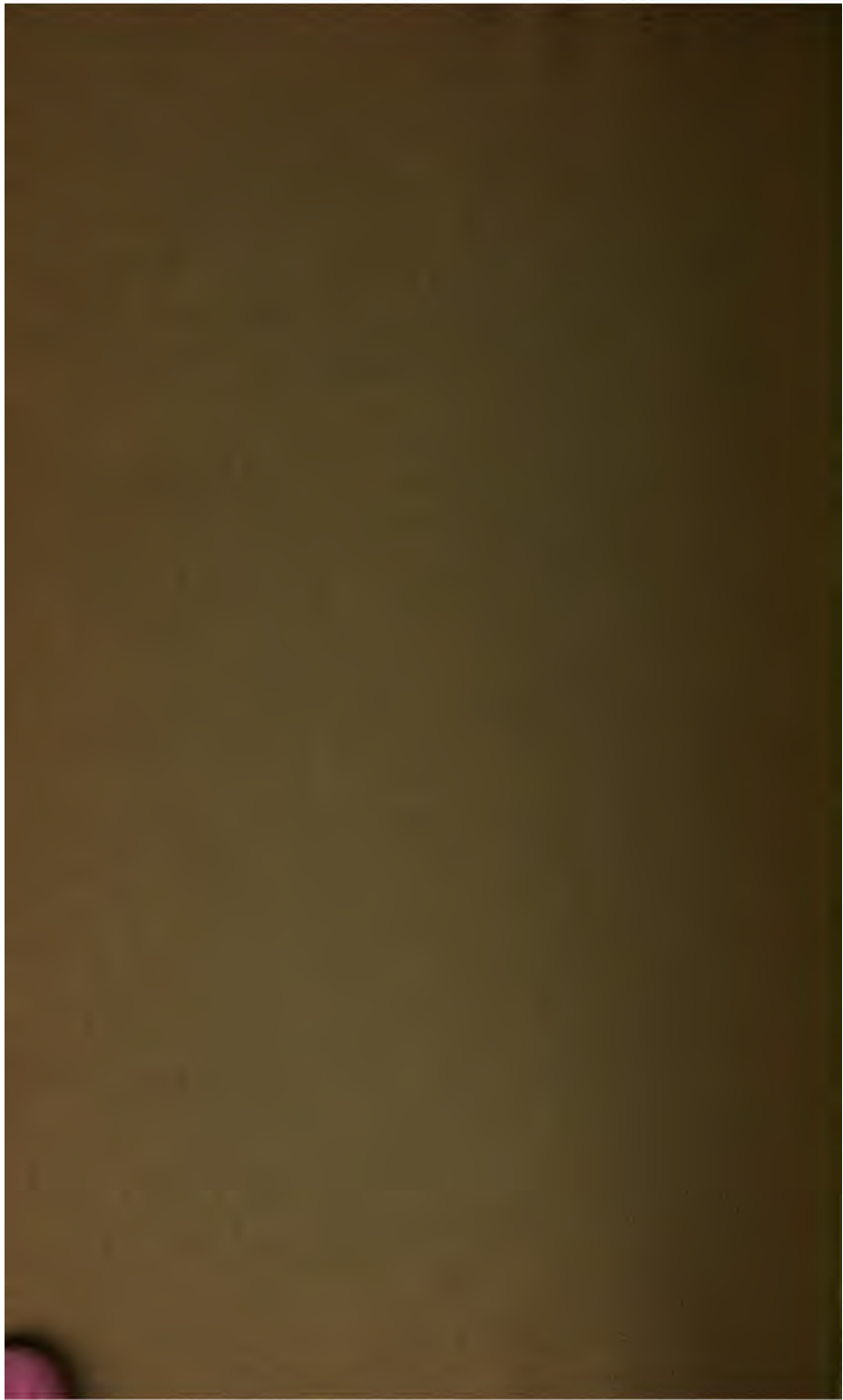
Zeitalter, goldnes, silbernes u. s. w.
 64.
Zellentheilung 111.
Zellstoff, Zellkern, Zellenmembran
 u. s. w., 106, 110.
Zillax, Dr., (69).
Zonoplacentalien 88 Ann.
Zoroaster oder **Zarathustra** 246.
Zukunft des Menschen und des Menschen=
 geschlechts 164, 182.
Zweihänder, Ordnung der, 93, (37).
Zwischentierknochen 117.

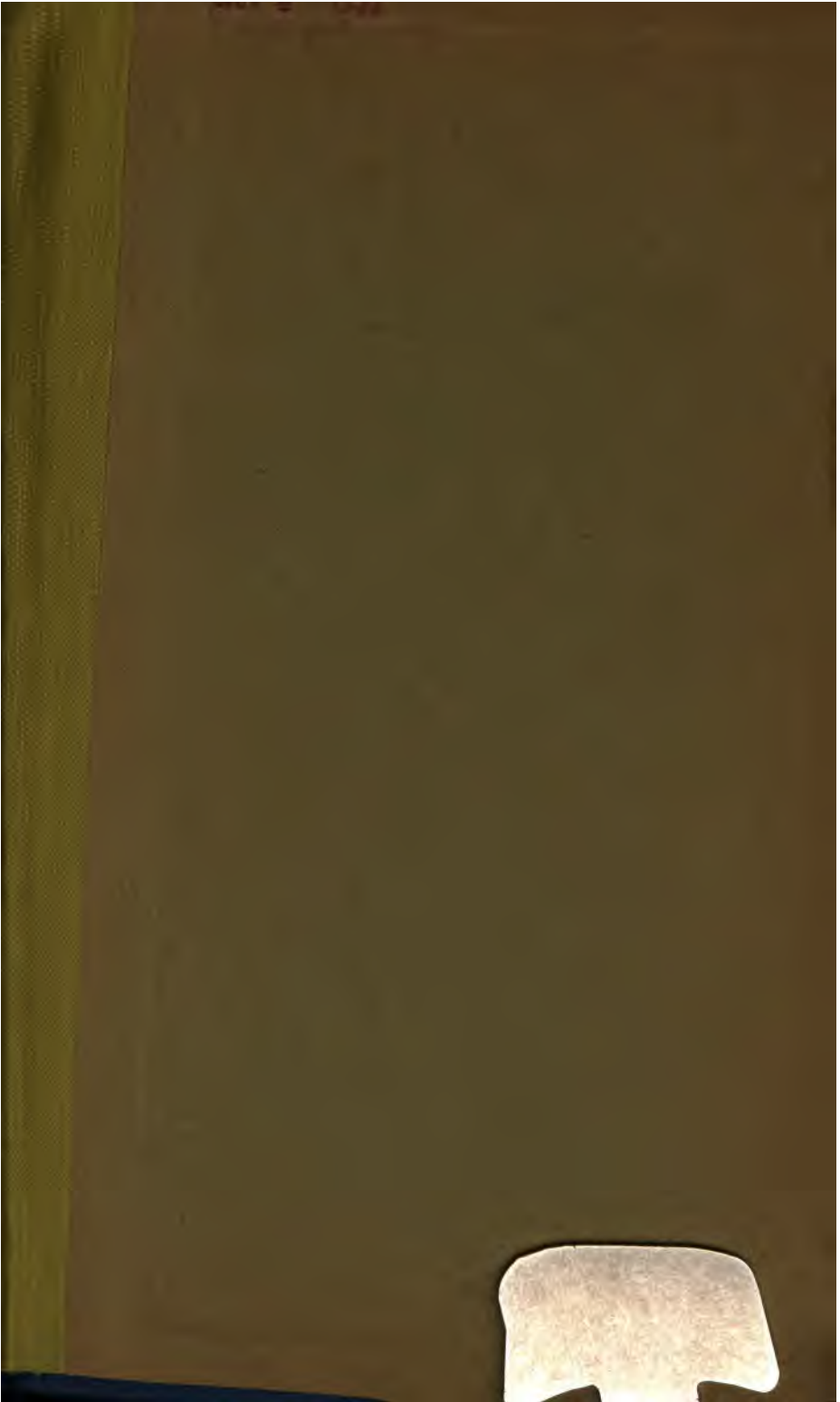
61
47











the *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA).

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) is a leading medical journal that publishes research, clinical practice, and medical education. It is published weekly and is one of the most widely read medical journals in the world.

The *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) is a leading psychiatric journal that publishes research, clinical practice, and psychiatric education. It is published weekly and is one of the most widely read psychiatric journals in the world.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.

The *Journal of the American Medical Association* (JAMA) and the *Journal of the American Psychiatric Association* (JAPA) are both highly respected and influential journals in their respective fields.